Deutsche Rundschau

BAND CCLXIV

(Juli – August – September 1940)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertvierundsechzigsten Bande

(Juli – August – September 1940)

Paul Fechter: Zeitwandel 1
Rudolf Pechel: Verfall des Gefühls für sittliche Werte 4
Ernst Samhaber: Das neue Portugal 10
Franz Hammer: Im Dienst einer neuen Gemeinschaft 13
Gottfried Keller: Schlechte Zeit 17
Georg Göhler: Napoleon, Goethe und Beethoven 17
Lebendige Vergangenheit 20
Rundschau 21
Gerhart Pohl: Die Berliner Ida. Erzählung 28
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Das Phänomen des Krieges 34
Kurt Wiedenfeld: Gerüstete Wirtschaft 35
Rudolf Pechel: Die Zaubergeige 36
Bücher ins Ausland! 37
Wilmont Haacke: Vom Handbuch der Zeitungswissenschaft 37
Rudolf Pechel: Erzähltes 38
Verschiedenes 44
Rudolf Pechel: Von den Gründen des Sieges 45
Paul Fechter: Die falschen Perspektiven 49
Ernst Bertram: Die Stadt 53
Ludwig Bergsträsser: Colmar 53
Wolfgang Goetz: Immermann 58
Lebendige Vergangenheit 62
Heinz Flügel: Die Welt als Geschichte 65
Rundschau 67
Charlotte Schultz: Heißer Sommer. Erzählung 74

Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf 80
Bücher ins Feld 81
Literatur 81
Kunst 83
Musik 84
Kinderbücher 85
Buchreihen 86
Hans Roeseler: Das Reich und Europa 89
Ernst Samhaber: Der volle Einsatz 92
Lebendige Vergangenheit 97
Annalise Schmidt: George Washington 101
Paul Fechter: Rolltreppe des Lebens 105
Rudolf Pechel: Kurt Kluge 108
Kurt Kluge: Gedicht aus dem Nachlaß 112
Friedrich Seebaß: Johann Heinrich Jung, genannt Stilling 112
Rundschau 116
Werner Bergengruen: Der Zweifler. Aus einem Roman 122
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Um Afrika 127
Der Mann von Asteri 128
Geschenkbücher 130
Verschiedenes 130

PAUL FECHTER

Zeitwandel

Auf den alten Schlachtfeldern Frankreichs und Flanderns dröhnen wieder einmal die Kanonen: die Geschichte geht durch den strahlenden Sommer, und das Antlitz der Welt wandelt sich von neuem. Nicht nur in seinen äußeren Zügen: sein tiefstes Wesen hat sich geheimnisvoll verändert, Neues, noch Unbenanntes drängt wirklichkeitfordernd herauf, und Altes, bisher Gültiges und Herrschendes versinkt, im Bereich der Macht wie in den Seelen auch derer, die aus ihm lebten, ihm innerlich verpflichtet waren.

Wer das letzte Menschenalter bewußt miterlebt hat, hat einen Zeitwandel durchlaufen, wie ihn wenige Generationen erfahren haben. Einen Wandel der Betrachtungs- und Deutungsweisen und einen noch viel tiefer greifenden des Seins, dessen Auswirkungen noch nicht abzusehen sind. Aus dem Kaiserreich von 1870, das aus der Spätromantik des schon sinkenden Bürgertums stieg, ging der Weg über das erste große Erlebnis der Volksgemeinschaft in die Notgeburt der Republik und durch ihr Wellental zum neuen gehärteten Aufstieg im neuen Reich, das heute den Kampf im Westen ausficht. Fast noch einschneidender aber ist die Veränderung im Seelischen, die sich darunter vollzog, der Wandel im Sein, der das Gesicht des heutigen Geschlechts von dem der Vorkriegs- wie der Nachkriegszeit, die zuletzt ja nur Ausklang des Vorkriegs war, abtrennt. Die Zeit bis 1914 war eine Zeit des Seins, in dem sich die Welt spiegelte, eine Zeit des reflektierten Lebens im Denken, Formen, Betrachten, eine Zeit der Kunst, des Schreibens, deutenden Sinnsuchens – über der die Abendröte einer reichen, sinkenden Weltepoche lag. Auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs versank diese Welt, eine neue stieg herauf: die Zeit des Seins wurde von einer Zeit des Tuns, des Handelns abgelöst. Vor dem Krieg gab es einen Kreis sogenannter Aktivisten: ihr Handeln bestand darin, daß sie eine Zeitschrift gründeten mit dem Titel „Die Action" und darin Artikel schrieben, deren Veröffentlichung sie für eine Tat ansahen. Im Krieg siegte bei den Männern draußen zum erstenmal die Tat und ihre seelenwandelnde Macht: in den fünfzehn Jahren zwischen 1918 und 1933 wurde sie Glaubensbekenntnis der ganzen Nation. Die Reste der alten Welt versanken: ihr letztes Dokument war Moeller van den Brucks „Drittes Reich". Er begnügte sich ganz im Sinn der Vorkriegszeit mit einem Buch über dieses Thema – während rings um ihn schon tätig der Grund gelegt wurde für die neue Wirklichkeit des realen Dritten Reichs, in den Seelen wie in der Neuordnung der Formen des äußeren Lebens. Ein Zeitwandel vollendete sich, dessen Auswirkung wir jetzt in den neuen Schlachten des Westens, dem ungeheuren Elan des neuen deutschen Heeres, erkennen. Die jungen Soldaten von 1914 steckten sich den „Faust" in den Tornister, als sie hinauszogen, ein Buch: die Jungen von heute haben im Tatensturm ihrer Schlachten zum Lesen weder Zeit noch Neigung. Die Zeit des reflektierten, reflektierenden Seins ist abgelöst von einer Zeit des Handelns, die keinen Spiegel braucht und statt Bücher neue Menschen mit tatgewandelten Seelen erzeugt.

Wir haben diesen entscheidenden Zeitwandel bewußt miterlebt und von ihm aus einen Schlüssel zum Geheimnis geschichtlicher, seelischer Wandlungen überhaupt bekommen – oder wenigstens Hinweise auf mögliche Schlüssel. Denn wenn man einmal näher zusieht, wenn man vom eigenen Erlebnis aus rückschauend Zeitwand-

lungen der Vergangenheit betrachtet, etwa den Übergang vom Rokoko zur Zeit nach 1789, den Wandel von der Klassik zur Romantik, von der Aufklärung zur Sentimentalität — was sich ergibt, sind nicht faktische Aufschlüsse, sondern mehr oder weniger Fragen, Probleme, Geheimnisse, nicht Klärungen. Wir sahen und empfanden den Vorgang im Leben der eigenen Umwelt und suchten nach den entscheidenden Vorgängen und Wendepunkten: wir sehen Verwandtes im Wandel der Vergangenheiten und suchen in den Zeitresten, die die Geschichte uns übermittelt, nach den Faktoren, die in den hinter uns liegenden Zeiten nun wirklich die inneren Umschichtungen bedingt, bewirkt und schließlich ausgeformt haben. Das Ergebnis sind beim heutigen wie beim vergangenen Ablauf Versuche von Deutungen, nicht Feststellungen, Geschichte, nicht Bericht. Der Zeitwandel läßt sich jeweils als Tatsache umschreiben: sein innerster Vollzug scheint, als ein Prozeß des seelischen Lebens, dem Licht der Ratio ebenso unzugänglich wie etwa der Werdeprozeß eines neuen Wesens im Mutterleib.

Nehmen wir das Beispiel Rokoko und 1789. Was hat den Wandel der Zeit vollzogen, was veränderte das Bild der Seelen vom Zeitalter des sechzehnten Ludwig zu dem der Sansculotten? Die Geschichte sagt Ideen, nennt Wegbereiter wie Rousseau, wie die Männer der Enzyklopädie, den Abbé Sieyès. Es ist sehr bezeichnend, daß das alles schreibende Menschen sind — Berufsgenossen derer, die die Geschichte dieses Zeitwandels schrieben. Sollte man nicht etwas mißtrauisch gegen eine Betrachtung sein, die zur wesentlichen Voraussetzung historischer Veränderungen das Lesen macht? Wie viele Menschen lasen um 1789 denn schon Rousseau oder d'Alembert, wie vielen, außerhalb der Bereiche der selbst wieder Schreibenden, waren die Bücher und Schriften zugänglich, auf denen die Wandlung zur Revolution gewachsen sein soll? Wie viele von den Pariser Sturmtruppen der Revolution bis zu den Damen der Halle kannten den Contrat social oder den Tiers État? — Der Zeitwandel aber vollzog sich entscheidend in den Seelen der vielen; denn nur von ihnen aus wurde er ein Zeitwandel. Solange die Ideen von 1789 auf Mirabeau und Danton, Desmoulins und die Handvoll führender Männer beschränkt waren, konnte niemand von Zeitwandel sprechen — so wenig wie 1925 etwa von einem Zeitwandel auf Grund von Moellers „Drittem Reich". Wer sich von Titelanalogien verleiten läßt, könnte freilich nach hundert Jahren in Versuchung geraten, den Verfasser zum Rousseau des neuen Deutschland zu machen, und würde damit genau so an der Grundfrage vorübergehen wie der, der die Literatur der Rousseau-Zeit zum Schöpfer des Zeitwandels der Revolution machte.

Bücher, Schriften, Ideen sind wohl immer nur als Anzeichen und Dokumente einer schon im Ungedruckten vorgehenden Veränderung zu werten. Der Pendelschlag von der Thesis zur Antithesis vollzieht sich in tieferen als nur den bewußten Schichten der Seele: für die und in denen wird er schließlich festgestellt, von ihnen aber geht er nicht aus. Es ist vielmehr wohl so, daß ein Mann und ein dunkler Zeitstrom zusammentreffen müssen, daß Wort und Tat des Mannes dem Strom die Bahn weisen, die er dunkel sucht und braucht, um sich und seinen Sinn zu verwirklichen. Nur so kommt der innere Kontakt zwischen Ideen und Seelen zustande — und nur so fällt wenigstens einiges Licht auf die Grundfrage nach den eigentlichen Trägern des Wandels, nach dem, der gewandelt wird, und nach dem, was gewandelt wird.

Wer trägt einen Zeitwandel? In wem stellt er sich dar? Nehmen wir, um das Problem zu komplizieren, ein Beispiel aus dem geistigen Bereich, etwa den Übergang der Zeit von der Aufklärung zur Sentimentalität. Es handelt sich nicht um

einen reinen Literaturvorgang: die Welt der Realität wird stark in Mitleidenschaft gezogen — man braucht nur an die gefühlvollen Parkanlagen wie das Seifersdorfer Tal der Gräfin Brühl oder an Großsedlitz zu denken, und der Zeitbericht Jung-Stillings mit seiner Tränenseligkeit spricht ebenfalls Bände. Daß sich ein Zeitwandel vollzogen hat, steht außer Frage: wer ist Träger des Vorgangs? Die Literatur spiegelt ihn, sie hat ihn nicht geschaffen, seine Wirkung geht viel zu tief, um nur an die kleinen Kreise des literarischen Daseins gebunden zu sein. Er ist eine Reaktion der Seelen, die von einer geistigen Zeitströmung, der Aufklärung, welche weit über die nur geistigen Bereiche hinaus das allgemeine Leben von der Ratio aus knebelte, vergewaltigt und am Leben verhindert waren: es ist eine Allgemeinheit, die den Wandel trägt — wenn auch vielleicht nicht die Allgemeinheit. Es ist ein Vorgang in ganzen Volksschichten, hier des Adels und des Bürgertums: beide Bildungsschichten, beide vom bewußten Betrachten des Lebens und von der Literatur schon berührt, beide aber doch nicht ausschließlich von ihr bestimmt, sondern wesentlich nur in ihren eigenen seelischen Reaktionen auf lange getragenen Druck bestätigt und unterstützt.

Ähnlich liegt der Fall bei dem Übergang von der Klassik zur Romantik. Die Begrenzung auf das Literarische liegt hier näher; das Lesen, der Anteil an Vorgängen in der geistigen Welt ist Voraussetzung des Berührtwerdens von diesem der Allgemeinheit, wie es scheint, ferneren Zeitwandel. Im Untergrund aber müssen sich doch ähnliche Prozesse vollzogen haben wie bei dem Übergang von der Aufklärung zur Sentimentalität: vielleicht war die tragende Schicht hier sogar noch größer, breiter und damit etwas tiefer gelagert. Die erste Romantik, die Jenaer, die im Grunde geistig-intellektuelle Fortsetzung der klassischen Tendenzen ist, kann als wesentlich literarische Bewegung außer Betracht bleiben: wirklich Gegenbewegung und Zeitwandel wird erst die zweite Welle, die Romantik, die der allgemeinen Vorstellung des Wortsinns entspricht. Sie ist offenbar Reaktion auch abseits des literarischen Bereichs, ist Wendung einer Allgemeinheit vom Realen zum Irrealen, vom Klaren zum Phantastischen — mit Goethes Worten, vom Gesunden zum Kranken. Die berühmte Erzählung Kleists von seinem Besuch in der Leihbibliothek in Würzburg kennzeichnet den Übergang der sich unterirdisch wandelnden Zeit in eine weder aufklärerisch noch klassisch gebändigte und eingeengte Welt. Kleist fragt in der Bibliothek nach Schiller, Goethe, Wieland. — „Diese Schriften werden hier gar nicht gelesen." — Und als er sich erstaunt erkundigt: „Was stehen denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?" — da erhält er die Antwort: „Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten. Rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben." Der Brief stammt aus dem Jahr 1800; die Romantik hat schon damals gesiegt und erweist sich zugleich als durchaus unliterarischer Wandel in den Seelen einer nicht eben kleinen Allgemeinheit. Man muß mit Vorstellungen vom Geist einer Zeit offenbar etwas vorsichtig sein.

Bliebe die Frage nach dem, was gewandelt wird. Zu ihrer Beantwortung muß man wieder auf die Erfahrungen im Ausklang der langen Friedenszeit zurückgreifen. Die Jahre von 1900 bis 1914 waren eine Zeit leidenschaftlichsten Anteils an allem, was Kunst, Dichtung, Geist hieß — nicht nur in den Schichten der bürgerlichen Welt, sondern bis weit hinein in die Kreise der Arbeiterschaft. Jahraus, jahrein Bücher, Bilder, Ausstellungen, Premieren, jahraus, jahrein ein intensives Mitleben: das Ergebnis war Absterben, Versinken, Ermüden der Schichten der Seele, in denen sich dieses Mitleben vollzog. Als der Krieg ausbrach, begann

die Politik, das handelnde Leben der Wirklichkeit an die Stelle zu treten, an der bisher die Spiegelwelt der Kunst gestanden hatte — und sie versank. Die unmittelbare allgemeine Beziehung verebbte, weil die Bereiche der Seelen, in denen sie ihre Wurzeln hatten, verbraucht, ermüdet waren. Und zwar nicht nur in den Seelen der Einzelnen, sondern auch in den Zeitseelen, die die eigentlichen Träger dieser Wandlungsvorgänge zu sein scheinen. Hinge der Vorgang nämlich nur an den Einzelnen, so wäre er ein Generationsprozeß, gebunden an bestimmte Alterswellen: der Wandel wäre kein Zeit-, sondern ein Generationswandel. Weil er aber mehr als das ist, nämlich eine wirklich allgemeine Änderung einer Epoche, nicht nur einer Altersklasse dieser Epoche, muß man als Träger so etwas wie eine gemeinsame Zeitseele voraussetzen, eine Massenseele über weite Räume, an der sich das gemeinsame Schicksal einer Epoche jenseits aller Altersunterschiede der Einzelnen verwirklicht. Diese Zeitseele ist Subjekt und Objekt der Wandlung, wie der Einzelne Instinktträger für die absinkende und aufsteigende Lebendigkeit der jeweiligen Impulse: sie trägt den Wandel, und vielleicht ist sie es sogar, die ihn zum wenigsten mit bedingt. Hier aber beginnt ein neuer Fragenkomplex.

RUDOLF PECHEL

Verfall des Gefühls für sittliche Werte

„Während des kurzen Weges denke ich darüber nach, daß eine Friedenskonferenz nichts anderes ist als ein harter Krieg zwischen Verbündeten.“ Silvio Crespi.

In der schier endlosen Reihe der offiziellen Aktenpublikationen und der Memoiren von Staatsmännern, Soldaten, Journalisten über die Friedenskonferenz in Paris, die eine gültige Beurteilung dessen, was dort geschah, schon seit langem gestatten, fehlten bisher italienische Stimmen, die in gleicher Lautstärke und mit dem selben Anspruch auf Authentizität wie die der andern am Weltkrieg Beteiligten Italiens aktive und passive Rolle dargelegt hätten. Die italienische Regierung hat bisher keine offizielle Dokumentensammlung veröffentlicht, und seine damals führenden Staatsmänner haben in ihren Schriften bemerkenswerte Zurückhaltung geübt.

Die vorhandene Lücke füllte in sehr beachtlicher Weise das vor zwei Jahren erschienene Buch des damaligen italienischen Ernährungsministers Silvio Crespi „Alla difesa d'Italia in guerra e a Versailles“, das seine Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1917 – 1919 bringt*.

* Von diesem Buch ist jetzt eine deutsche Übersetzung von Elisabeth Gräfin Mandelsloh erschienen, die gegenüber dem italienischen Original einige Kürzungen aufweist. Ihr voran steht eine meisterhafte Einleitung von Clemens Bauer, das Muster eines historisch-politischen Aufrisses großen Stils, in der die Grundlinien der italienischen Außenpolitik seit 1870 dargelegt werden. Der Titel des Buches ist „Verlorener Sieg“ (München, G. D. W. Callwey. RM 12,50). Bauer würdigt die Schwierigkeiten, mit denen die italienische Politik seit 60 Jahren zu ringen hatte, und ermöglicht ein gerechtes Urteil über die Triebkräfte und Ziele, nach denen sich Italiens Außenpolitik damals und heute mit innerer Notwendigkeit ausrichtet.

Bekanntlich trat Italien an der Seite der Alliierten in den Weltkrieg ein auf Grund des Londoner Vertrages vom 26. April 1915, der ihm für seine Waffenhilfe in Artikel 4—9 das Trentino, ganz Südtirol bis zum Brenner, Triest, Görtz, Gradisca, Lussin, Istrien, Chersos, Teile von Kärnten und Krain, Norddalmatien, die meisten dalmatinischen Inseln, die volle Souveränität über Valona, das Protektorat in dem zu errichtenden albanischen Staat, völlige Souveränität über den Dodekanes, für den Fall der Teilung der Türkei einen „gerechten Anteil" im Gebiet von Adalia und in Artikel 13 für den Fall der Vergrößerung des britischen oder französischen Kolonialbesitzes in Afrika auf Kosten Deutschlands eine „angemessene Kompensation" versprach.

Der Einlösung dieser Versprechen stellten sich von Anfang an auf der Konferenz ernstliche Schwierigkeiten entgegen. Die italienische Delegation, geführt von Orlando und Sonnino, befand sich aus vielen Gründen in einer schwierigen Position. Es kam zu Kämpfen und Spannungen, die Italien alles Wohlwollen seiner bisherigen Verbündeten kosteten und schließlich dazu führten, daß nach den Friedensschlüssen die Italiener im Lager der Entente als die Bösewichter in der politischen Tragödie der Konferenz dargestellt wurden. Der Ablauf der Konferenz ist bekannt und braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wichtig aber ist gerade heute Crespis Beitrag deshalb, weil hier ein scharfsichtiger Augenzeuge, ein kluger, besonnener Mann von Format, das Problematische jeder Friedenskonferenz unterstreicht, das auf den allgemeinen menschlichen Schwächen, in den übermenschlichen Aufgaben, die gestellt werden, und in der Atmosphäre des Hasses beruht, die blutige, harte und lange Kriege mit sich bringen. In diesem Sinne bleibt Paris das Schulbeispiel, wie ein Friede *nicht* gemacht werden darf. Denn von allen möglichen Fehlern wurde in Paris kein einziger vermieden.

Über den Geist, der die Konferenz beherrschte, ist auf Grund eindeutiger Dokumente und Zeugnisse seit langem ein Zweifel nicht mehr möglich. Sie reden eine unmißverständliche Sprache, ob man die Konferenz nun „ein aufgeregtes Aufeinanderplatzen ratloser Demagogen", eine „regellose Rauferei", eine „unselige Veranstaltung", ein „Tasten im Nebel" nennen oder die führenden Staatsmänner und Konferenzteilnehmer schlechthin als sehr große Toren bezeichnen will. Unter der Suggestion Wilsons und seiner Heilsbotschaft trat die Konferenz zusammen mit dem Entschluß, einen Frieden der Gerechtigkeit und Weisheit zustande zu bringen; sie ging auseinander mit dem Bewußtsein, daß die den Gegnern aufgezwungenen Verträge weder gerecht noch weise waren. Vom ersten Augenblick an herrschte eine Atmosphäre vollendeter Unaufrichtigkeit. Der Widerspruch zwischen den vor dem Waffenstillstand angebotenen Bedingungen, auf Grund deren er einzig abgeschlossen war, und ihrer Auslegung im Augenblick des Siegesrausches war schreiend. Ein Ausgleich zwischen dem Straffrieden, den man allseits seinen Wählern versprochen hatte, und dem Vernunftfrieden, der für immer Europas Ruhe verbürgen sollte, zwischen Volksstimmung und sachlicher Vernunft, zwischen den wahren Bedürfnissen der Völker und den maßlosen Forderungen der aufgepeitschten Wählermassen, den staatsmännischen Erfahrungen und der unklaren Theologie Wilsons war nicht zu finden. Anfänglich vorhandener guter Wille wurde zu zügelloser Begehrlichkeit, als das völlige menschliche Versagen Wilsons klar wurde, der selber den Boden seiner vierzehn Punkte durch die Aufgabe der Forderung auf Freiheit der Meere und des Selbstbestimmungsrechts der Völker unterhöhlte und, statt Führer der Konferenz zu bleiben, der Genarrte seiner massiveren Beisitzer wurde.

In Vorstehendem haben wir mit Fleiß Worte und Redewendungen gebraucht,

die sich in den Aufzeichnungen maßgebender Engländer, Amerikaner und Franzosen über die Konferenz und die geistige Verfassung der leitenden Staatsmänner finden. Das Verdammungsurteil über die Friedensmacherei des Jahres 1919 ist in der ganzen Welt so einhellig, daß man heute zwar nicht nach Entschuldigungen, aber nach Erklärungen für das erstaunliche Versagen suchen darf. Dabei kommt man zu grundsätzlichen Feststellungen über die Schwierigkeiten für den Abschluß eines gerechten Friedens überhaupt. Das Klima solcher Konferenzen ist der Entfaltung von Vernunft und Grundsätzen des Rechtes nicht günstig. Sie treten völlig in den Hintergrund, wenn statt Verhandlungen der Weg des Diktats gewählt wird, weil dann nicht einmal der unterlegene Partner Vernunft und Recht zu Gehör bringen kann. Das Bedenklichste aber ist, daß in einer Atmosphäre, in der die brutale Gewalt spricht, unausweichlich eine Verkümmerung und ein Verfall jeglichen Gefühls für moralische Werte und damit automatisch ein Absinken jeglicher Fähigkeiten eintritt. Das war das Hauptkennzeichen der Pariser Friedenskonferenz.

Ihre Schwierigkeiten lagen nicht so sehr in den verwickelten Formalien und Prozeduren, in dem babylonischen Durcheinander von Sprachen, in dem Verwechseln von Ursache und Wirkung, der Verkennung des Wichtigen, der Überschätzung des Nebensächlichen, den verschiedenen Völkertemperamenten, den Völker- und Personenegoismen, sondern in der ewigen Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft und der Schwäche sittlichen Wollens, denen als Gegengewicht Grundsätze höherer Sittlichkeit nicht mehr gegenüberstanden.

Auch den Angehörigen der Entente bedeutete der Wilsonismus anfänglich eine Heilsbotschaft, deren werbende Kraft dadurch gesteigert wurde, daß zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte ein Mann sich vor der ganzen Welt auf Grundsätze verpflichtet hatte, die Jahrtausende alte Wunschträume der Menschheit erfüllen sollten — und daß dieser Mann als Vertreter der damals stärksten Macht der Welt die Mittel und die unbestrittene einmalige Gelegenheit hatte, sie zu verwirklichen.

Nach dem klaren Verlassen der ursprünglichen Grundsätze, zu denen das Handeln der Akteure jede Beziehung verloren hatte, erzeugte die Unaufrichtigkeit der Situation die Unaufrichtigkeit der Menschen. Der menschlichen Enttäuschung über Wilson, der seine Heilsgrundsätze preisgab, folgte eine allgemeine Demoralisierung bis zum sittlichen Nihilismus, und der blanke Haß wie die bare Rachsucht kleideten sich in das fragwürdige Gewand öliger Moralphrasen als in ein letztes Deckmäntelchen für die Blöße eigener menschlicher Unzulänglichkeit.

*

Gerade für solche Klippen aller Friedenskonferenzen bieten Crespis Aufzeichnungen wertvolle Beiträge. Hören wir ihn selbst, aber vergessen wir dabei nicht, daß seine Tagebuchaufzeichnungen zeitgebunden sind und er der Vertreter eines andern Italiens war als des Italiens von heute.

Auch in seinen Aufzeichnungen werden die Ansätze von Vernunft und gutem Willen sichtbar, die im Anfang der Konferenz und auch zu manchen Zeiten ihres Verlaufs sich zeigten. Am 9. Dezember 1918 notiert er: „Wir sind uns klar darüber, daß Sieger und Besiegte ein einziges, allen anderen voranstehendes Interesse haben, nämlich für alle die Grundlage zu einer sicheren und dauernden Arbeitsmöglichkeit zu schaffen. ... Die Grundlage muß ruhen auf entsprechender Regelung der Rohstoffverteilung, internationalen Abmachungen über die Arbeitszeit und die Vorräte an stabilen Valuten.“ Am 31. Januar 1919 findet sich die Bemerkung: „Die Regierung Deutsch-Österreichs hat einstimmig den der Nationalversamm-

lung vorzulegenden Gesetzentwurf angenommen, mit dem der Anschluß an Deutschland proklamiert wird. Weite Kreise befürworten diesen Plan." Bei der Gründung des Völkerbundes am 14. Februar bemerkt Crespi, daß trotz des tiefen Eindrucks es nicht an Zweiflern und Unzufriedenen gefehlt habe: „Die menschliche Natur ändert sich nicht, weder durch das Diktat neuer Grundsätze noch durch internationale Gesetze." Am 31. März, als der verhängnisvolle Gang der Konferenz feststand, schreibt er: „Entweder ein neues Europa, das die Verwirklichung des schrecklichsten Vae victis der Geschichte darstellen wird, oder das Ende der Kultur. Der Krieg war fürchterlich, und fürchterlich ist die bolschewistische Revolution; aber auch der Frieden wird von schrecklichen Gefahren umschattet sein." Auch die ausführliche Anführung des Memorandums von Lord Robert Cecil und seine Glossierung zeigen, daß die wenigen Vernünftigen Anstrengungen machten, das Unheil in letzter Stunde noch zu beschwören. Der ganze Wahnsinn des geplanten Friedens wird Crespi am 9. April klar, als er schreibt, daß die Weltkrisis nur noch dadurch vermieden werden könnte, „daß man Deutschland Milliarden leihe, anstatt ihm Milliarden abzufordern". Aber man könne die elementare Wahrheit nicht aussprechen, ohne auf wütendsten Widerstand zu stoßen. „Was für ein absurdes, nicht wieder gutzumachendes Verbrechen ist doch ein solcher Krieg zwischen den Völkern! Niemand hat Nutzen davon; alle gehen unfehlbar sehr geschädigt daraus hervor."

Crespis Schilderung der Big four bestätigt mit interessanten Einzelheiten ihr Versagen. Schon am 25. Januar sagt er von Wilson, daß er sich in seinen Gedankengängen einer Welt zuzuwenden beginne, die mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun habe. Am 12. Mai: „Er scheint seelisch so völlig erschöpft und steht nun auch körperlich vor dem Zusammenbruch. ... Aber mit seiner Erschöpfung wird seine Starrköpfigkeit immer größer." Er hatte einen guten Blick für Wilsons Schwächen: das penetrante Heilandpathos, den Pietistenhochmut und die Presbyterianereitelkeit, die auf sachlichen Widerspruch mit Übelnehmen reagierte — Schwächen, die ein Mann mit nur durchschnittlicher Geistes- und Willenskraft wie Wilson nicht aufheben konnte.

Daß der Verkehrston auf der Konferenz unter den Großen und Kleineren ein oft ungewöhnlich gereizter war, der die üblichen Formen außer acht ließ, dafür gibt Crespi sehr einleuchtende Beispiele. Sogar die wohlerzogenen und kühlen Engländer ließen sich je länger je mehr zu höchst temperamentvollen Äußerungen hinreißen. Selbst ein Lord Cecil scheut vor „wütenden Anschuldigungen", vor höchster Erregtheit und Faustschlägen auf den Tisch nicht zurück. „12. Mai. Lloyd George war wütend und hat sich sehr unfreundlich gegen Orlando benommen. Clemenceau hat Lloyd Georges Zorn noch vermehrt. ... Wilson ist von beleidigender Bissigkeit gewesen." Gereiztheit, Bissigkeit, Beschimpfungen sind Ausdrücke, die ständig wiederkehren. Unter dem 7. Juli berichtet Crespi, daß aus Anlaß der Verhandlung über Fiume Clemenceau fortfährt, „Fiume und Italien mit derartig maßlosen Ausdrücken herunter zu machen, daß die Situation für alle Anwesenden höchst peinlich wird. ... Ich lasse dem alten Tiger alle Zeit, sich gründlich auszutoben. Und erst als ich sehe, daß er mit seinen Kräften am Ende, vor Anstrengung und übergroßer Erregung völlig heiser und dem Zusammenbruch nahe ist, ergreife ich das Wort. ... Hatte Clemenceau während seiner Rede den Tisch unter Faustschlägen erdröhnen lassen, so beschränkte er sich später darauf, mit leiser Stimme vor sich hinzugrollen: ‚Peuple d'assasins, peuple d'assasins.' Balfour, Lansing und ich werfen uns Blicke zu, die besagen wollen: er ist verrückt, behandeln wir ihn als den alten Narren, der er ist." — Auch im Schoße der italienischen Delegation kommt es zu einem schweren Zusammenstoß zwischen Sonnino und Crespi, aber den Gipfel bildet ein Ausfall Clemenceaus am 6. Mai, der Crespi so in Harnisch bringt, daß er sich am Eingang des Saales mit gekreuzten Armen aufstellt, um Clemenceau bei seinem Herausgehen — zu ohrfeigen. Nur durch die Intervention von Tardieu und Pichon wird das Äußerste vermieden.

In einem solchen Klima wird das Nachlassen jedes Gefühls für sittliche Werte beschleunigt, da jeder nur seinen eigenen Anspruch sieht und keiner ruhigen Überlegung mehr fähig ist. Ohne Ressentiment müssen wir feststellen, daß damals selbst ein so vornehmer Mann wie Crespi das Gefühl für Unrecht verloren hatte und nur dann sich gegen Unrecht wehrte, wenn es sich seiner Ansicht nach gegen sein Land richtete. Er vermag die Größe der Haltung des Grafen Brockdorff-Rantzau bei der Entgegennahme des Schanddokumentes nicht zu würdigen. Er spricht von der Ungehörigkeit, sitzend zu lesen, von einem immer herausfordernder werdenden Ton und nennt Brockdorffs Rede „eine einzige Revolte, die Revolte des Schwachen gegen den Starken". Er billigt die Fortsetzung der Blockade trotz des eindeutigen Nach-

weises der deutschen Delegation, daß Hunderttausende durch sie verhungern. Das Fehlen des Gefühls für Unrecht zeigt sich in der Eintragung vom 27. Mai besonders schroff, als er in seinen Aufzeichnungen erkennen läßt, daß er die Regelung für die Saar mit der für Fiume vorgesehenen gleichsetzt, die nur dazu dienen sollten, daß „in kurzer Zeit, auf jeden Fall innerhalb von 15 Jahren, die Volksabstimmung abgehalten werden könne, durch die die Saar Frankreich und Fiume Italien zugesprochen werden". Von einem „schamlosesten Affront" spricht er am 7. Juni, als die jugoslawischen Truppen in Kärnten eingetroffen waren, aber nicht weil hier schreiendes Unrecht geschah, sondern weil die italienischen Interessen tangiert wurden. Ebenso und im gleichen Sinne wendet er sich gegen die Besetzung Smyrnas durch die Griechen.

*

Interessant und für die damals begonnene und bis heute fortgesetzte Entwicklung wesentlich sind Crespis Äußerungen über das Verhältnis von Frankreich zu Italien. Den großen Worten von der ewigen Freundschaft zwischen beiden Völkern, den Brüdern, die nie aufhören sollen, einander zu lieben, die im Kriege Seite an Seite standen und im Frieden verbunden bleiben werden, die nichts trennen kann, der unlösbaren Vereinigung Frankreichs mit dem blutsverwandten Italien usw. usw. steht er skeptisch gegenüber und konfrontiert sie mit der Wirklichkeit des anderen Frankreich, das Italien ununterbrochen zeige, daß es nichts mit ihm zu tun haben wolle und seine Interessen gröblich verletze. Am 1. Juli schreibt er: „Es ist nicht zu fassen, daß sich ein Franzose dazu bereit finden sollte, seinen Namen unter diese Denkschrift zu setzen; daß er alle Bande, die seit 20 Jahrhunderten zwischen den beiden großen romanischen Nationen bestehen, und alles Blut, das sie gemeinsam auf Hunderten von Schlachtfeldern vergossen haben, vergessen konnte." Man übersah die Tatsache, daß jede der beiden lateinischen Schwestern von ihrer gemeinsamen Mutter eine ganz andere seelische Aussteuer erhalten hatte. Die unwiderrufliche Antwort auf die zweideutige französische Haltung damals und in der Folgezeit hat das Italien Mussolinis am 10. Juni 1940 erteilt.

*

Aus der Atmosphäre, die auf der Friedenskonferenz von Paris lastete, ergab sich nicht nur das völlige menschliche Versagen der dort versammelten Staatsmänner, sondern auch ihre Blindheit für die Werte, nach denen sich immer und in aller Zukunft das Leben der Völker und ihr Urteil über das Handeln ihrer Staatsmänner ausrichten werden. Immer bleiben es die sittlichen Mächte, die dem Staatsmann als einzige Legitimation gegenüber seinem Volke dienen können — und um so stärker, je größer die Opfer sind, die er seinem Volke abverlangt. Immer war es so und wird es so sein, daß der gesunde Instinkt der Völker über lang oder kurz klar erkennt, ob ihr Oberhaupt bei seinem Handeln die Verpflichtung gegenüber den sittlichen Mächten bejaht oder ablehnt. Die gesunde Vernunft des nordamerikanischen Volkes ließ Wilson einfach fallen, als er gegen sein großes Programm einer sittlichen Neuordnung der Welt unter dem Druck seiner robusten Partner verstieß.

Der Verfall des Gefühls für sittliche Werte, also für die einzig sicheren Grundlagen eines Wertes von Dauer, war auf der Pariser Friedenskonferenz ein totaler. Es fehlte an Männern von Wahrhaftigkeit und wahrer Charakterstärke. Nur die

brutale Gewalt führte noch das Wort. An sie im Namen der höheren sittlichen Weltordnung zu appellieren, wäre sinnlos gewesen. Aber auch die Berufung an die primitiven Gebote politischer Klugheit blieb ohne Echo. In der Politik wie im privaten Verkehr ist grundsätzlch alles das gefährlich und deshalb dumm, was Gedächtnis schafft. Kriege pflegen schon eine furchtbare Last von Haß und Ressentiment auf die Beziehungen zwischen den beteiligten Völkern zu legen; diese nicht zu vermehren, sondern zu erleichtern, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Männer, die Frieden und Verträge schließen, die Dauer haben sollen — die Fragwürdigkeit aller Verträge immer einkalkuliert. Auf Gefühlsmomente einen Frieden aufzubauen, ist mehr als kurzsichtig. Denn schnell ändern sich die Gefühlseinstellungen und damit der Maßstab bei der Beurteilung der Handlungen der voraufgehenden Generation, vor allem wenn eine Führerschicht eine andere ablöst. Dem Hosiannah folgt gar schnell das Crucifige.

Man vergaß in Paris, daß kein großes und stolzes Volk, wie Ranke es ausgeführt hat, freiwillig auf seinen Besitz verzichtet, sondern nur unter dem Druck der letzten Notwendigkeit. Wenn es in Verluste und Abtretungen einwilligt, so anerkennt es damit lediglich die Tatsache solcher letzten Notwendigkeit, aber eine sittliche Verpflichtung geht es damit nicht ein. Von keinem wie immer gewählten Standpunkte aus kann man das Recht einer Nation von Ehre bestreiten, alles daranzusetzen, solche Verträge zu zerreißen — was meist mit den Waffen geschieht, da die törichte Menschheit andere Mittel noch nicht gefunden hat. Niemals kann die Sittlichkeit gebieten, einen erzwungenen Vertrag zu halten gegen das Gebot der Ehre, die ihn zu zerreißen befiehlt, selbst wenn unglückliche Staatsmänner in einer Zwangslage ihre Unterschrift unter einen solchen Pakt gesetzt haben. Niemand in der Welt kann erwarten, daß mit Geduld das unterlegene Volk an einem solchen Vertrag festhält, solange die Schande brennt.

*

Die Drachensaat von Versailles ist furchtbar ins Kraut geschossen. Der Tag der blutigen Ernte ist angebrochen. Die Verantwortung für alles, was jetzt geschieht, kann niemand der Väter des Versailler Diktats von sich abwälzen. Wer die Gewalt auf den Thron setzt, wird sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit einmal am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Die Demokratien, die öffentlich das Recht ohne Gewalt anbeteten und trotzdem das Unrecht und die Gewalt zu ihrer einzigen Waffe machten, haben selber die Axt an ihre Wurzeln gelegt. Auf die Länge erweist sich immer wieder die unerbittliche Logik der Weltgeschichte als Weltgericht, die es zuweilen liebt, für einen neuen Akt des Dramas, der einen früheren aufhebt, die gleichen Kulissen, selten aber die gleichen Spieler zu wählen.

Vestigia terrent! Die erschütternde Mahnung der Kreuze von Verdun hat man in tragischer Verblendung überhört — ein Versailles, von dessen Erneuerung im Lager der Alliierten Unbelehrbare träumten, wird sich nie wiederholen, wenn anders ein neues Europa auf einer beständigen Grundlage errichtet werden soll. Der Geist von Versailles mit seiner Verneinung der sittlichen Werte ist der Geist von vorgestern, der Europa nur Unheil gebracht hat. Der Geist, der das neue Europa bauen will, trägt andere Züge.

ERNST SAMHABER

Das neue Portugal

Sobald das Gespräch auf Portugal kommt, liegt die Gefahr nahe, daß die Betrachtung sich von der Gegenwart weg der Vergangenheit zuwendet. Zu groß ist die Geschichte des kleinen und dünnbesiedelten Landes, als daß ihr gegenüber die Gegenwart bestehen könnte. Portugal hat den Seeweg nach Indien gefunden, es hat über ein Jahrhundert das unbedingte Welthandelsmonopol besessen, wie es später nicht einmal England zu erringen vermochte. In Lissabon häuften sich die Schätze des Orients, der Sklavenhandel von Afrika nach Amerika brachte unermeßliche Gewinne. Afrika, Brasilien, Indien und die Küsten Arabiens und Persiens waren dem Könige von Portugal untertan. Dann kam der Abstieg, als in einer einzigen Schlacht der König und die Blüte der Ritterschaft den Mauren in Marokko erlagen. Unaufhaltsam ging es mit Portugal bergab. Das Land kam an Spanien, riß sich los, kämpfte mit dem Nachbar um die Unabhängigkeit, wurde so in die großen europäischen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts hineingezogen, mußte in der Napoleonischen Zeit den französischen Einmarsch erleben, der seine Dynastie zur Flucht nach Brasilien zwang, und hat noch im 19. Jahrhundert in schweren inneren Wirren die Folgen dieses Niederganges zu erleiden gehabt.

Es ist unter diesen Umständen verwunderlich, daß Portugal immerhin ein ansehnliches Kolonialerbe retten konnte, wenn es auch in keinem Verhältnis zur Vergangenheit steht. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß dieses portugiesische Kolonialreich die Blicke anderer Staaten anzog. Vor allem England gewöhnte sich daran, in Portugiesisch-Afrika ein geeignetes Kompensationsmittel zu sehen, um andere Staaten zu befriedigen, wenn sich damit ein politisches Geschäft machen ließ. Nur von innen, durch eine straffe Zusammenfassung der eigenen Kräfte konnte Portugal gesunden. Aber woher sollte der Umschwung kommen? Die Dynastie war nicht mehr dazu in der Lage. Die Republik, die im Oktober 1910 ausgerufen wurde, war von parlamentarischer Mißwirtschaft und Parteienzwist heimgesucht. Der Staatshaushalt befand sich in unlösbarem Wirrwarr. Wo eine Besserung durch straffere Führung aufzudämmern schien, wie etwa im Weltkrieg unter Sidonio Pais, traf Mörderhand den Mann, der sich gegen die Mißwirtschaft auflehnen wollte.

Der Aufstieg begann erst mit der Revolution des Jahres 1926, die vom Heer ausging. Es wäre aber falsch, von einer Militärdiktatur zu sprechen. Der Mann, dem die Nation in der Zeit der großen Prüfung die Macht anvertraute, war ein Universitätsprofessor, ein Führer des geistigen Lebens, der seine Kraft aus der großen Vergangenheit schöpfte, aus dem reichen kulturellen Erbe, das die Geschichte seines Volkes ihm übermittelt hatte: Salazar.

In ihm verkörpern sich die Kräfte, die einst Portugal groß gemacht haben, und die es allein erneut den Weg in eine bessere Zukunft führen können. Es ist vielleicht nicht unwichtig, daß Salazar ursprünglich Priester werden wollte. Er war Student der Theologie, als die Revolution von 1910 die Klöster aufhob. So kam er erst spät zum Rechtsstudium, aber er hatte kaum seine Doktorprüfung abgeschlossen, als er an der gleichen Universität Coimbra einen Lehrstuhl anvertraut erhielt, und zwar den für Finanzwissenschaften an der Juristischen Fakultät. Dort begann sein

Wirken. Entscheidend war dabei, daß er die Lösung der großen finanziellen Fragen seiner Heimat nicht im Technischen suchte, nicht durch Ausgabe von Papiergeld oder durch Anleihen im Auslande, wie das seine Vorgänger versucht hatten, sondern durch die eiserne Sparsamkeit, mit der er den Staatshaushalt in Ordnung brachte. Er bestand auf dem Recht des Finanzministers, jede Maßnahme zu unterbinden, aus der dem Staate finanzielle Belastungen erwachsen könnten.

Es liegt vielleicht nahe, in Salazar zunächst nur einen engherzigen Finanzminister zu sehen, dessen Kraft sich im Nein erschöpft. Das ist nicht richtig. Wenn es ihm auch gelang, bereits im ersten Jahre seiner Tätigkeit einen Überschuß der Staatseinnahmen über die Ausgaben herbeizuführen, den er zur Verminderung der Staatsschuld von 2 Milliarden Escudos verwandte, so baute er auf diesem Überschuß eine neue Wirtschaft und einen neuen Staat auf. In zehn Jahren hatte er die gesamte Schwebende Schuld getilgt, die bis dahin jede freie Betätigung des Staates zu erdrücken drohte; er hatte die Mittel, bei bedeutenden jährlichen Haushaltsüberschüssen eine gerechte Steuerreform durchzuführen und doch Handel und Wandel zu beleben, Industrie und Landwirtschaft zu fördern, Straßen und Brücken zu bauen und das Erziehungswesen neuzugestalten. Wenn man nach der Wurzel dieser ganz besonders in den Jahren der Weltwirtschaftskrise vielen unwahrscheinlich anmutenden Erfolge fragt, so wird man sie mit Salazar am ersten im Moralischen finden.

Er hatte bereits als Finanzminister Fühlung genommen mit den Kräften, denen er die sittliche Wiedergeburt seines Volkes anvertrauen wollte. Dabei stützte er sich sehr stark auf die katholischen Organisationen, die er gegen die kommunistischen und anarchistischen Bewegungen einsetzte. Durch eigene einwandfreie Lebensführung gab er das Vorbild des gegen sich selbst strengen und in seinen äußeren Lebensformen einfachen Mannes. Das, was nach seiner Auffassung Portugal am meisten in der Vergangenheit geschadet hatte, war das Mißverhältnis der eigenen Kräfte, die in diesem kleinen Lande begrenzt waren, und den großen, uferlosen Plänen, die von der Erinnerung an vergangene Zeiten getragen wurden. Portugal hatte nicht verstanden, Maß zu halten. Es hatte in äußeren Formen sein Heil gesucht, statt in der inneren geistigen Vollendung.

Salazar hat es verschiedentlich ausgesprochen, daß er Portugal zu einer „moralischen" Großmacht machen wolle. Das setzte jedoch voraus, daß die Wertmaßstäbe im portugiesischen Volke wieder in feste, sichere Vorstellungen eingegliedert würden. „Uns reizt und befriedigt weder der Reichtum noch der Luxus der Technik, weder die Maschine, die den Menschen zurückdrängt, noch das Wunder der Mechanik — nicht das Kolossale, das Unabsehbare, das Einzigartige, die brutale Kraft, wenn nicht der Flügel des Geistes sie berührt, und wenn sie nicht im Dienst eines immer schöner, immer erhabener und immer edler werdenden Lebens gestellt werden ... Von einer Zivilisation, die über die Wissenschaft auf die Barbarei zurückführt, trennt uns auf ewig unser Bekenntnis zum Geist, der unsere Geschichte beseelt und belebt. Wir lehnen es ab, die Armen mit Illusionen zu speisen, aber wir setzen auch alles daran, die Einfachheit des Lebens, die Reinheit der Sitten, die Innigkeit des Gefühls, den sozialen Ausgleich, den trauten, bescheidenen, aber würdigen Charakter des portugiesischen Lebens vor einer Woge zu bewahren, die in der Welt immer gewaltiger anwächst — und mit diesen Errungenschaften unserer Vergangenheit auch den sozialen Frieden." Diese Sätze sind den Reden Salazars entnommen, die in der Essener Verlagsanstalt G. m. b. H., Essen, unter dem Titel „Portugal — Das Werden eines neuen Staates" erschienen sind.

Wenn ſo der Geiſt als der mächtige Anſporn zum Wiederaufbau Portugals eingeſetzt wurde, ſo wollen wir darüber nicht vergeſſen, daß Portugal in ſeinem Kolonialreich eine ſichere Grundlage für den neuen Staat beſaß. In früheren Zeiten war dieſe Quelle des nationalen Reichtums deswegen nicht erſchloſſen worden, weil der Blick dafür fehlte, was mit ihm anzufangen war. So konnten wir große Anläufe beobachten. Es ſollten Millionengewinne mit wenig Arbeit erzielt werden, und nach vorübergehendem Erfolg brachen dieſe Pläne ſtets zuſammen. Salazar als geſchulter Finanzwiſſenſchaftler wußte, daß nur die Arbeit Nutzen abwirft. Sie kann fruchtbringend verwandt werden, aber Gewinne nur aus einem geſchichtlich erwachſenen Rechtstitel ziehen zu wollen, ſcheitert daran, daß irgend jemand die wirkliche Arbeit leiſten muß. Selbſtbeſchränkung war daher die Parole Salazars, denn nur ſie wurde den äußeren Verhältniſſen ſeiner Heimat und ſeines Volkes gerecht. Es war möglich, auf geſicherten Grundlagen eine einfache und beſcheidene Wirtſchaft aufzubauen, aber nur dann, wenn alle darüber hinausreichenden Pläne abgelehnt wurden. Das ſetzte jedoch eine geiſtige Umbildung der Nation voraus.

Salazar iſt dieſen langwierigen, aber allein Erfolg verheißenden Weg gegangen. Er hat die Jugend erfaßt. Er hat ſie durch die ſtaatliche Jugenderziehung die großen Ideale gelehrt, die allein die Bauſteine der neuen Welt abgeben konnten: „Opfermut, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, Selbſtloſigkeit, Mut, Sinn für fremde und für eigene Würde." Dabei vertraute er feſt darauf, daß die Jugend einmal dieſe Eigenſchaften ſo tief in ſich aufnehmen werde, daß er um den Beſtand und die Zukunft Portugals nicht beſorgt zu ſein brauchte, denn aus ihnen erwachſen auch die militäriſchen Tugenden, die einen Angriff von außen abzuwehren in der Lage ſind. Daß dieſe Hoffnung nicht trog, haben die Ereigniſſe während des ſpaniſchen Bürgerkrieges gezeigt.

Deſſen Jahre waren die große Prüfung für Salazar. Er wußte, daß ſeine Feinde nur darauf warteten, ſich mit den roten Spaniern zu verbünden, um den Ordnungsſtaat in Portugal zu ſtürzen. Nur ein Angriff von außen konnte das feſte Bollwerk erſchüttern, das Salazar im Herzen der Portugieſen errichtet hatte. Es war nicht nötig geweſen, den neuen Staat auf der Gewalt oder den Bajonetten zu begründen. Salazar iſt ſeinen innerpolitiſchen Gegnern gegenüber ſtets großzügig verfahren. Als Vertreter der Lehre vom Geiſte und Gegner der brutalen Gewalt lehnte er Zwangsmaßnahmen ab. Ausländer, die von einer verhetzten Preſſe irregeführt waren, ſuchten vergebens Konzentrationslager oder Opfer eines angeblichen Blutterrors. Beſonders in der Zeit des ſpaniſchen Bürgerkrieges, als das Wüten des entfeſſelten Schreckens über den Nachbarſtaat hinwegging, leuchtete Portugals Beiſpiel als Rechtsſtaat. Salazar iſt nicht umſonſt aus dem juriſtiſchen Studium hervorgegangen. Er ſah die Grundlage des Staates im Bewußtſein ſeiner Bürger, von einer ehrenhaften, anſtändigen und verantwortungsbewußten Verwaltung geleitet zu ſein. Deswegen wandte er ſich in gleicher Weiſe gegen die zerſetzenden und zerſtöreriſchen Kräfte von unten, die den ſozialen Frieden gewaltſam zerſtören wollten, wie gegen die Mächte des Geldes, die in uferloſer Verſchwendung die Erſparniſſe des kleinen Mannes vergeudeten und in Skandalaffären den moraliſchen Kredit des Staates untergruben.

Dieſe Einſtellung bedingte auch die Außenpolitik Salazars. Er hielt zwar an dem geſchichtlich gewachſenen Verhältnis zu England feſt, ohne das er ſeinen Kolonialbeſitz nicht glaubte wahren zu können, aber er lehnte es ab, deswegen ſich in die Knechtſchaft Großbritanniens zu begeben. Zu ſchwer hatte Portugal ſeine

rückgratlose Politik während des Weltkrieges durch äußere und innere Krisen bezahlt. Vor allem weigerte er sich, sein Verhältnis zu England zur Grundlage seines Verhaltens im spanischen Bürgerkrieg zu gestalten. Es fiel ihm schwer, bei der völligen Abhängigkeit Portugals vom Meer seine unbedingte Unterstützung der Regierung des Generals Franco durchzuführen. Es tauchten wiederholt Gerüchte auf, die wohl bewußt ausgestreut wurden, daß die unbeugsame Haltung Portugals zum Verlust seiner afrikanischen Besitzungen oder gar der atlantischen Inseln führen würde. Besonders die Azoren haben in den letzten Jahrzehnten durch die Entwicklung des Luftverkehrs eine besondere Bedeutung gewonnen. Sogar die Vereinigten Staaten von Nordamerika begannen auszurechnen, welche Vorteile ihre Luftfahrt daraus ziehen könnte, wenn diese Inseln sich in nordamerikanischem Besitz befänden. Auch in der Außenpolitik bewährte sich Salazar als der große Staatsmann, der mit ruhigem Blick die Tatsachen prüft und sich durch vorübergehende Stimmungen in der Verfolgung des geraden und aufwärtsführenden Weges nicht beirren läßt. Als in Spanien General Franco endgültig gesiegt hatte, waren selbst die Engländer froh, daß Portugal nicht unter ihrem Druck sich zu Schritten hatte drängen lassen, die das Verhältnis der beiden iberischen Staaten unheilvoll vergiftet hätten.

Wenn Portugal sich hätte auf die rote Seite drängen lassen, wäre der Wiederaufbau auf der Pyrenäenhalbinsel heute durch den nationalen Gegensatz erschwert, der sie jahrhundertelang beherrscht hat, und der von außen gerade von England immer wieder genährt worden ist. So kann Portugal mit Stolz darauf hinweisen, daß von seinen Söhnen sechstausend ihr Leben gegeben haben, damit die Gefahr zersetzender Elemente von den eigenen Grenzen ferngehalten wurde und dem Nachbarvolke wieder Frieden und Ordnung gebracht werden konnte. Für uns Deutsche ist es jedoch wesentlich, zu wissen, daß am Atlantischen Ozean sich ein Volk durch eigene Kraft und Selbstzucht den Weg zu einer größeren Zukunft gebahnt hat, nicht mit den Mitteln des Geldes oder der Macht, sondern des Geistes und des Willens. Bei der großen Freundschaft, die das junge Portugal dem neuen Deutschland entgegenbringt, werden wir diese Wandlung als einen der großen Beiträge zur Neugestaltung der Welt in Rechnung stellen dürfen.

FRANZ HAMMER

Im Dienst einer neuen Gemeinschaft

Zu Gottfried Kellers 50. Todestag am 19. Juli 1940

Die großen Dichter der Schweiz sind ausnahmslos Epiker; bis in die lebende Generation hinein hat sich vorherrschend dies epische Element bewahrt — das große Drama der Schweiz schuf der Schwabe Friedrich Schiller. Aber noch ein anderes Element verbindet sich oft mit dem des epischen: es ist das pädagogische! Die großen Erzieher der europäischen Menschheit, Jean Jacques Rousseau und Heinrich Pestalozzi, waren Schweizer — und aus Jeremias Gotthelfs Werken sprach nicht nur ein bedeutender Dichter, sondern auch ein ebenso bedeutender Volkserzieher. Beide Elemente — das epische und das pädagogische — mischten sich aber am edelsten im Werk Gottfried Kellers.

Man mag den „Grünen Heinrich" lesen, den „Pankraz", „Frau Regel Amrain" oder „Das Fähnlein der sieben Aufrechten": immer wieder wird der Erzieher Gottfried Keller spürbar, der weise und mit stillem Humor die Schwächen und Vorzüge seiner Mitmenschen aufzeigt und wie man beide — die Schwächen und Vorzüge — zu Nutz und Frommen der Menschen und der von ihnen zu bildenden werkfördernden Gemeinschaft auszuwerten habe. Das ist ihm nämlich das wichtigste: wenn er auch — wie zum Beispiel in der reizvollen Novelle „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" — die erzieherischen Kräfte preist, die der Familie innewohnen, so hat er im Grunde nur das Wohl der ganzen Volksgemeinschaft im Auge, zu der die Familie eine lebenspendende Kraftzelle bildet — wie ja sein ganzes Werk, namentlich aber „Die Leute von Seldwyla" und der so verkannte „Martin Salander", ein Ausdruck seines großen volkserzieherischen Wollens ist: unermüdlich schuf der freie Bürger Gottfried Keller am Baue jenes großen Domes, den die Menschheitsführer aller Zeiten einem stolzen, freien und glücklichen Menschengeschlechte zu errichten sich bemühten ...

Er selbst ist durch eine harte Lebensschule gegangen, kannte die Not des Armen wie die des einsam Verstoßenen. Frühzeitig verlor er den Vater: ein Verlust, den nur der ermessen kann, der gleich ihm im Kampf mit aller Unbill dieser Welt väterlichen Rat und Beistand entbehren mußte. Der von den Lehrern unverstandene und bei ihnen wegen seiner träumerischen Eigenbrötelei unbeliebte Schüler wurde aus nichtigem Anlaß in beschämender Weise vom Unterricht entfernt; und als der junge Träumer, der doch wahrhaftig — nach Meinung der Neunmalklugen — sich hätte bemühen müssen, einen Broterwerb, eine sichere Existenz zu erobern, gar Künstler, Maler werden zu wollen sich erdreistete: da begannen erst recht all jene Erniedrigungen und Demütigungen, die er zu erdulden hatte, bis er der Mitwelt beweisen konnte, was er zu leisten vermochte. Ehe es aber soweit war, verging noch eine geraume Zeit: angefüllt mit Enttäuschungen mannigfacher Art.

In seinem „Grünen Heinrich" hat er — wenn auch manchmal etwas getarnt — die Leidens- und Lebensgeschichte seiner Jugend aufgezeichnet: den aufopfernden Beistand der Mutter, die Hungerjahre in München, die mißglückten Versuche, ein großer Maler zu werden — und das stete Scheitern seiner Liebeshoffnungen ... Zeit seines Lebens ist Keller unbeweibt geblieben; sein untersetzter Körper mit den allzu kurzen Beinen verlieh ihm ungelenke Schüchternheit, die durch die vielen erduldeten Demütigungen noch verstärkt wurde — und die er immer wieder mit borstiger Mürrischkeit zu verdecken suchte: so jedes neues Liebeswerben von Anbeginn vereitelnd. Bezeichnend hierfür ist Kellers berühmter Brief an Luise Rieter: der nach Zürich Zurückgekehrte hatte — von Freiligrath und Herwegh entflammt — seine ersten Gedichte erscheinen lassen, mit denen er sich zur neuen Zeit bekannte und seinem Namen den ersten Wohlklang schuf, war somit in die vorderste Linie des Tageskampfes gerückt — als es aber galt, die Angebetete zu erobern, versagte er völlig in all seiner Unbeholfenheit. Doch diese Niederlage konnte ihn auf die Dauer nicht entmutigen: aufrecht und entschlossen wandte er sich seinem Schaffen zu. Freunde erwirkten für ihn ein Reisestipendium, und nach „sechsjährigem Stillsitzen" reist er im Oktober 1848 wieder nach Deutschland.

Zunächst geht der jetzt Neunundzwanzigjährige nach Heidelberg, kommt dort mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach in Berührung, beginnt wie dieser, kritische Maßstäbe an das Christentum und den Jenseitsglauben zu legen, wandelt sich wie viele junge Menschen jener Tage zum Pantheisten: trotz aller Ablehnung des „Religiösen" aber von tiefer Naturfrömmigkeit erfüllt und von einer weit ernsteren Ver-

ehrung des Göttlichen. Eine neue Lebenskraft durchbraust ihn: „Es wird alles glühender und sinnlicher ... Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen, mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen." Aus diesen Worten spürt man das große Verantwortungsbewußtsein, das ihm mit dieser neuen Weltauffassung zugewachsen ist: das Niederreißen der Schranken gilt ihm nicht gleich mit schrankenlos, freudig reiht er sich ein in die Gemeinschaft derer, die guten Willens sind: „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hierfür einzustehen vermöge ...!" Niemals ist Keller jedoch ein halsstarriger Doktrinär gewesen, dafür war er ein zu großer Dichter — in seiner Auseinandersetzung mit Jeremias Gotthelf sagt er an einer Stelle: „Etwas ist besser als gar nichts, und mit einem Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt, ist immer noch mehr anzufangen als mit einem, der weder an die Menschen noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religiosität das Fehlende ersetzen; wenn sie nur erwärmt und erhebt ..."

Ein neues Liebeserlebnis wirft in dieser Heidelberger Zeit den auf freien Geisteshöhen Wandelnden wieder einmal in die finstersten Abgründe des menschlichen Daseins: Johanna Kapp, die Tochter des Philosophen Christian Kapp, beschwingt ihn und sein Dichten, ist ihm auf Spaziergängen eine geistreiche Gefährtin — da erkennt er zu spät, daß ihr Herz bereits einem Manne gehört, den er ebenso verehrt, wie er diese Frau liebt: Ludwig Feuerbach ...

Aus dieser neuen Enttäuschung heraus will er sich fortan mehr dem Theater zuwenden, erhofft von dort frischen Wind für die ermatteten Segel seines Lebensschiffes: er geht nach Berlin, ohne jedoch — wiewohl er sechs Jahre dort verbringt — auch nur einen Span jener Bretter, die die Welt bedeuten, zu erobern. Die Berliner wissen mit diesem merkwürdigen Menschen nichts anzufangen, sie finden ihn „für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet .." In Preußens Hauptstadt aber beginnt er die erste Fassung jenes Werkes, das seinem Namen die Unsterblichkeit verleihen sollte: „Der grüne Heinrich". Eine besondere Leidensgeschichte knüpft sich an dieses Werk: von Natur träge und schwerfällig — wie oft hat er es selbst beklagt! — rang er jahrelang mit diesem Stoff, floh immer wieder und kehrte doch zähneknirschend an die „Galeere" zurück, oftmals von Briefen seines verzweifelten Verlegers angepeitscht. Auch eine neue Liebesleidenschaft setzt ihn in Flammen: Betty Tendering heißt das Mädchen, das des Dichters Herz mit peinvollen Qualen martert — und dem er in „Pankraz der Schmoller" solch schmähliches Denkmal gesetzt hat. Berlin nannte Keller seine „Korrektionsanstalt": er verdankte ihr viel, aber er war glücklich, als er — von drängenden Schulden losgekauft — nach Zürich zurückkehren konnte.

Um seine wirtschaftliche Existenz zu sichern, verschaffen ihm seine Freunde die Staatsschreiberstelle: ähnlich Goethe nimmt er für längere Zeit seine „weltliche Mission" auf sich und wird — trotz der Unkenrufe aller Mißgünstigen! — der beste Staatsschreiber, den der Kanton Zürich je besessen. Noch einmal versucht er, ein weibliches Wesen an seine Seite zu binden — es mißlingt ihm auf tragische Weise: die Erwählte geht aus Angst vor diesem Sonderling freiwillig in den Tod ... Dem hartgesottenen Junggesellen führt in geschwisterlicher Treue seine Schwester Regula die Wirtschaft — die Mutter hatte noch, ehe sie 1864 starb, glücklich den Aufstieg des Sohnes erleben können — an des Bruders dichterischem Schaffen jedoch nahm

die „säuerlich alte Jungfer" keinen Anteil. Recht humorvoll bei aller Tragik und überaus kennzeichnend schildert Keller in seinen Briefen an Theodor Storm das Wesen der Schwester, wie sie wegen etwaiger Strafportos, die zu zahlen sind, in heiße Erregung gerät oder wie sie sich mit dem Bruder über das in die Öfen zu steckende Holz herumzankt, „damit sie ihres Triumphes nicht verlustig geht, die Einzige im Haus zu sein, die im Sommer noch ein ‚schönes Restchen Holz' vom Winter übrig habe."

Der Staatsschreiber flüchtete sich aus der „täglichen Misere" in sein dichterisches Schaffen, „süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt" – oder richtiger gesagt: wie sie ihm das Erdendasein nicht vergönnte. Während der fünfzehn Jahre seines Staatsschreibertums schuf Keller das dichterisch Schönste, was ihm gelang: die weltweisen heiterbeschwingten „Sieben Legenden" – und dazu den zweiten Teil seiner „Leute von Seldwyla". Erst nachdem er (1876) von seinem Amt zurückgetreten war, konnte er die ganze Kraft wieder seinem dichterischen Werk zuwenden: es erschienen die „Züricher Novellen" aus Zürichs ruhmreicher Vergangenheit, die dem Dichter das Ehrenbürgerrecht seiner Vaterstadt einbrachten, nachdem die Heimatuniversität ihm zum 50. Geburtstag bereits den Ehrendoktor verliehen hatte; 1880 brachte er die zweite, weit bessere Fassung des „Grünen Heinrich" heraus, der ihm im Pantheon der europäischen Dichtung für alle Zeiten einen Ehrenplatz einräumt; es folgten das köstliche, kostbare „Sinngedicht" – in dem Keller jedes Register seines göttlichen Humors zieht, dem auch die Träne des Leidenden nicht fremd ist – und als letztes seiner prosaischen Werke der volkspädagogische Roman „Martin Salander", mit dem noch einmal der freie Schweizer Bürger Gottfried Keller machtvoll das Wort ergriff. Dieser Roman kam – wie zuvor auch die „Züricher Novellen" und das „Sinngedicht" – in der „Deutschen Rundschau" zum Vorabdruck, deren Herausgeber sich neben der Mitarbeit der andern großen zeitgenössischen Dichter auch die des großen Schweizers gesichert hatte. Zu all den Prosawerken schrieb Keller manch vortreffliches Gedicht in reinster Schaffensfreude, „indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leinweber" (Keller an Storm). 1883 erschienen die „Gesammelten Gedichte", von denen bereits einige in aller Mund waren: wie das Lied „O mein Heimatland", das zur schweizerischen Volkshymne geworden ist.

Wenn auch dem Dichter immer mehr Ehrungen zuteil wurden, seine Werke im ganzen deutschen Sprachgebiet unzählbare Leser und Freunde fanden: der Dichter selbst vereinsamte, je älter er wurde. Meist saß er, dem kein freundliches Heim beschieden war, in den Wirtschaften, und der früher so plauderfrohe Gast wurde ein Schweiger, der einem Igel gleich sich stachelig gegen alle Außenwelt verschloß. So brachte er auch kein Verständnis mehr auf für die sich ankündigende literarische Revolution der Jahrhundertwende – wie sein Konfrater Fontane – er knurrte nur und zog sich, als man allseits seinen 70. Geburtstag zu feiern begann, fluchtartig in die Einsamkeit zurück. Der vom Leben arg Mitgenommene, dem keine Frauenhuld die Bitternisse des Alltags verklärend überwinden half, war müde und weltverdrossen. Ein langes Siechtum erschwerte ihm vollends den Lebensabend. Erschütternd ist der Bericht, den Wilhelm Petersen, der Keller im April 1890 besuchte, in seinen Erinnerungen gibt: „Als ich sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bett liegend mit geschlossenen Augen, die weißen, rundlichen Hände auf der weißen Decke ruhend. Sobald er, die Augen aufschlagend, mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen, das jedoch bald nachließ: er reichte mir die

Hände und dankte mir mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen. Dann sprach er vom Verlauf der Krankheit und schloß mit der Klage, daß er ein alter, zählebiger Mensch sei, der nicht sterben könne ..." Erst am 16. Juli, drei Tage vor Vollendung seines 71. Lebensjahres, erlöste ihn der Tod von seinem Siechtum, nachdem er längst zuvor sein Vaterland testamentarisch zum Erben eingesetzt hatte — noch einmal daran erinnernd, für wen der große Schweizer Bürger zeit seines Lebens strebend sich bemüht hatte: ein Kämpfer in der vordersten Linie derer, die in jenen Tagen das Banner des Fortschritts aufrecht vorwärtstrugen.

GOTTFRIED KELLER

Schlechte Zeit

Wo ist der schöne Blumenflor,
Den wir so treu gehegt?
Vom Hoffen und vom Grünen sind
Herz, Garten kahl gefegt!
Und wie in einer Nacht ergraut
Ein unglückselig Haupt,
Hat sich heut nacht das Vaterland
Geschüttelt und entlaubt.

Der Rhein entführt ins Niederland
Die welke Sommerlust,
Läßt öd und fahl die Felder uns,
Den Frost in unserer Brust.
Die Silberfirnen hüllen sich
In dunkle Wolken ein;
Doch bald wird jeder Kehricht nun
Ein blanker Schneeberg sein!

Und alles wird so klein, so nah,
So dumpf und eingezwängt;
Wie drückend ob dem Scheitel uns
Der graue Himmel hängt!
Auf jedem Kreuzweg sitzt ein Feind:
Es ist ein harter Stand,
Mit Schurken atmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

GEORG GÖHLER

Napoleon, Goethe und Beethoven

Napoleon gehört wieder zu den beliebten Diskussionsthemen in der Welt. Von den einen wird er als der „große Mann", der „Willens- und Tatmensch" verherrlicht; für die andern ist er der „korsische Bandit", dem jedes Mittel recht war, um hochzukommen, und dessen jäher Auf- und Abstieg eines der effektvollsten historischen Theaterstücke ist. Für die erste Auffassung zitiert man gern Goethe, dem ein neues Gesicht zu geben ein Kreis von Literaten eifrig bemüht ist.

„Am jüngsten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon"

heißt es in den Zahmen Xenien. Und als dort der Teufel Napoleons Sündenregister vorliest, unterbricht ihn Gott mit den Worten:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren.
Wir wissen alles, mach' es kurz!
Am jüngsten Tag ist's nur ein ....
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen."

Neben diesen Zeilen dient als Kernstück für Goethes Stellung zu Napoleon der Satz aus den Gesprächen mit Riemer: „Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus", bei dem immerhin zu beachten ist, daß es nicht heißt: „stehen über der Moralität". Aus der Moralität heraus tritt jeder Verbrecher, sei er Betrüger, Dieb oder Mörder. Auch die Zeilen aus den Zahmen Xenien sollte man trotz der Sympathie, die Goethe für Napoleon hegte, nicht zu schwer nehmen. Hier gibt die vierte Zeile von Gottes Rede den Ton an, der die Musik macht. Ein Scherzo ist's, hingeworfen, um die Philister zu blamieren, die kleinen Kreaturen, die ihr Gift verspritzen, wenn der Löwe tot ist. Ob Goethe in ihm den König der Tiere oder eine wilde Bestie sah, darüber sagt dieses Gedicht gar nichts aus. Es ist nicht für Napoleon geschrieben, sondern gegen das Kritiker-Geschmeiß.

Man sollte mit solchen, man sollte mit den meisten Goethe-Worten nicht hausieren gehen, um für eigene Tagesweisheit einen apostolischen Segen zu haben und „Autos epha" sagen zu können. Goethe war kein Priester, der Orakelsprüche ausgab, er war Dichter und Minister eines kleinen Staates. Selbst als solcher konnte er eine Menge Dinge sagen, die seine persönliche, augenblickliche Ansicht ausdrückten, vielleicht auch „den Bürger epatieren" sollten, was z. B. Religionsstiftern und Männern, die Geschichte machen, nicht erlaubt wäre. Diese bleiben für jedes ihrer Worte verantwortlich und können nicht Dinge und Menschen bald so, bald so betrachten und behandeln. Auch sind sie, wie Christus, große Schweiger.

Goethe betrachtete Menschen und Welt von sehr vielen Seiten und in verschiedenstem Lichte. An Napoleon reizte ihn, daß er anders war als die kleinen Bürokraten an den kleinen deutschen Höfen. Er wußte auch aus der Weltgeschichte, daß unter den Namen, die in ihr fortleben, viele Verbrechernaturen sind, und war imstande, zunächst einmal Welt und Menschen so zu sehen, wie sie sind.

*

Ganz anders Beethoven! Er maß Dinge und Menschen nicht mit dem Zollstab der Realität, sondern brachte an alles ideale Forderungen heran, die in die Ewigkeit reichten. Nicht wie die Menschen sind, sondern wie sie sein sollten, darum kreisten seine Künstlergedanken. Und je höher ein Mensch stand, desto größer wurden die sittlichen Ansprüche, die er stellte. Sein ganzes Wesen wurzelt in den Begriffen: persönliche Freiheit und sittliche Verantwortlichkeit.

Darum war er ein begeisterter Anhänger Napoleons, solange er in ihm den Freiheitshelden sah. In der Eroika gab er dessen Idealbild und schrieb auf das Titelblatt den Namen Napoleon. Doch als er erkannte, welchen Weg Napoleon, der sich hatte zum Kaiser proklamieren lassen, gehen würde, zerriß er dieses Titelblatt mit den Worten: „Ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch? Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten und nur seinem Ehrgeiz frönen. Er wird sich nun höher als alle anderen stellen, ein Tyrann werden."

Woher hatte Beethoven diese erstaunlich sichere Witterung für Napoleons wahre Natur, von deren Erkenntnis er sich auch durch die größten äußeren Erfolge des korsischen Abenteurers nicht abbringen ließ? Aus der Reinheit und Festigkeit seines eigenen Charakters. Man hat viel zu sehr vergessen, daß die Oper „Fidelio", die man immer nur das Hohelied der Gattenliebe nennt, zuerst das Hohelied der Freiheitsliebe ist. Daß Leonore einen Freiheitshelden rettet, mit dem sie sich in gleich glühendem Haß gegen den Tyrannen Pizarro verbunden weiß, das ist's, was Beethoven an dem Stoffe fesselte. Er hat in seine drei Leonoren-Ouvertüren nichts aus Leonores Arie aufgenommen, sondern den Gesang Florestans aus dem Anfang des zweiten Aktes! Bei einem musikalischen Denker wie Beethoven waltet hier kein Zufall; es ist dichterische Absicht, daß er in der Ouvertüre die zentrale Idee des ganzen Werkes, die Freiheitsidee, zum Ausdruck bringt. Das Schillersche „In tirannos!" könnte auch auf dem Titelblatt des „Fidelio" stehen.

Und noch einmal setzte Beethoven sich mit einem napoleonischen Gewaltmenschen auseinander, in der Ouvertüre zu Collins Drama „Coriolan", in dem, völlig abweichend von der Shakespeareschen Dichtung, der Held zugrunde geht, weil er seinen starren Egoismus gegen die ethischen Gesetze durchsetzen will.

Indirekt kann man den Beiträgen zu dem Thema: Napoleon und Beethoven auch die Egmont-Ouvertüre zuzählen. Denn die ganze Ouvertüre bis auf den kurzen Epilog schildert mit beispielloser Kraft die Brutalität der Despotie, die Leiden der Knechtschaft und das Rütteln an den Ketten der Tyrannei, und Beethoven hätte sicher nicht die unmittelbare Gewalt dieser echten Töne gefunden, wenn seine Seele nicht unter der Vergewaltigung der Freiheit durch Napoleon aufs tiefste gelitten hätte. So ist das spontane Zerreißen des Titelblatts der Eroika keine Willkürhandlung eines erregten Moments, sondern kam aus der Tiefe des Beethovenschen Herzens, aus der auch die Eintragung in den Konversationsheften stammt: „Das moralische Gesetz in uns, der gestirnte Himmel über uns. Kant!!!"

Es gab für Beethoven keine menschliche Größe ohne seelische, ohne sittliche Größe.

Und war es etwa bei Goethe anders? Er konnte wohl, was Beethoven freilich überhaupt unmöglich gewesen wäre und was vielleicht auch in der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller die doch nicht völlig überwundene Distanz mit erklärlich macht, gelegentlich den Anschein erwecken, als lasse er die Menschen durchaus gelten, wie sie sind, als spielten auch ihre äußeren Erfolge eine Rolle für ihn. Er war eben nicht nur Künstler, sondern auch Staatsmann, Weltmann und legte nicht alles auf die Goldwaage Beethovenscher und Kantischer kategorischer Forderungen.

Aber der Mittelpunkt seines sittlichen Denkens blieb trotzdem: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!", und in alledem, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht", begegnet er sich mit Beethovens Weltgedanken. Auch Fausts Wort: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn" bedeutet, da Goethe kein Schwätzer ist, der zweimal dasselbe sagt: „Auf äußerlich freiem Grunde mit innerlich freiem Volke." Und so treffen sich schließlich doch der wirkliche Goethe und Beethoven gegenüber dem sich an keine sittliche Verantwortung bindenden Napoleon in der für alle Menschen geltenden Forderung persönlicher Freiheit und sittlicher Verantwortung.

Joseph Görres (1776–1848)

Die deutschen Erbübel

Nur treu, ehrlich und offenherzig, wie Deutsche sein sollen, besonders wenn sie über Dinge, die das gemeine Wesen betreffen, sich zu verständigen vorgenommen, müssen wir auch einige Worte reden über die unreinen Nebenwasser, die mit diesen klaren, lebendigen Wellen sich vermischen und sie trüben und anschwellen, daß sie zu einem unreinen Sumpfe sich auseinanderbreiten.

Das eine Wässerlein, das wie ein giftig-blauer Born im Grund aufquillt, ist der Neid und die Mißgunst gegeneinander, von dem die Deutschen wie von einem höllischen Satanas besessen sind. Wie etwas Großes aufgeht in ihrer Mitte, statt daß sie sich an ihm ergötzen und erfreuen sollten, statt daß ihr Herz in freudigem Überströmen sich ergösse, und in edlem Stolz sich ihre Brust erhöbe, empfinden sie nur allzuoft nichts als das drückende Gefühl der fremden Überlegenheit und feinden das Gute gehässig an, das sie mit fröhlichem Jubel begrüßen sollten. Statt daß sie an dem, was sie überragt, sich zu erheben versuchten, rasten sie nicht und ruhen in keiner Weise, bis sie es zu sich herabgezogen, wenn nicht durch die Tat, doch durch üble Nachrede, durch Verleumden und ein Räsonieren ohne Grund und Boden und ohne Maß und Ende.

★

Was der fremde Tyrann und sein hochmütig Volk ihnen angetan, wie er sie geschändet und geplagt, wie er bis zum tiefsten Gebeine sie zermalmt, wie er seine Meuten über ihre Häupter hergehetzt, daß ihr Antlitz an die Erde sich gebeugt und in den Staub gebissen, das fangen sie schon an aus dem Gedächtnis zu verlieren; und viele möchten lieber nochmals dem frechen Eroberer sich preisgegeben sehen, als daß sie einem aus ihrer Mitte die Macht vergönnten und die Würde und das Ansehen, um jenem zu widerstehen. Alles sind sie geneigt der fremden, übermütigen Gewalt zu verzeihen, und an Gehorsam gegen die frevelhafteste Willkür hat sie keiner übertroffen; sollen sie aber nun aus eignem, freiem Entschluß dem tiefgefühltesten Bedürfnis auch das kleinste Opfer bringen — größere Widerspenstigkeit kann auf Erden nicht erfunden werden.

★

Wir empören uns gegen Unfug und Ungebühr und Gewalt und Druck; gegen abgetragene Einrichtungen und alles, was, verstorben, von außen unser Leben hemmt: Aber haben wir nun mit aller Gewalt es von uns abgewendet und ausgeworfen, nach kurzem Verzug erhebt sich wieder ein Sehnen und ein Verlangen; wir bemühen uns, bis wir dem Unfuge doch wieder eine liebliche Seite abgewonnen, der unser Herz nachhängen kann, und ruhen nicht, bis wir im alten Unflat wieder uns weich gebettet haben. Wie wir Ziegeln gestrichen und allen Spott ertragen haben, ist uns schnell vergessen; aber die Fleischtöpfe brodeln uns immer gar angenehm noch in den Ohren. Dazu hat diese Zeit eine herrliche Sophistik sich ersonnen; gar wohl der unlautern, eigennützigen, erbärmlichen Triebe sich bewußt, von

denen sie sich bestimmen läßt, weiß sie doch das Rauhe sehr geschickt nach innen hineinzuwenden, und nach außen hin schöne Empfindungen, romantische und altertümliche Gefühle und Achtung für Recht und Herkommen an den Tag zu geben; und während der Teufel gar ruhig und heimlich eingeschmiegt unter der Zunge liegt, ziehen ganze Züge schöner Sentiments und erhabener Worte andächtig über sie hinaus.

*

Es gibt nämlich zweierlei Übel, die die Geschichte in ihrem ruhigen Gange zu irren suchen: einmal der Schlendrian, der immer den Blick rückwärts heftet, und auch wenn Feuer vom Himmel das Alte verzehrt, doch immer das Auge nicht von ihm wenden mag und darüber zur Säule erstarrt; die bequeme Trägheit, die nicht von der Stelle will und ihre Korallenriffe mitten im Strome des Lebens baut, um ihn zu dämmen, daß er zum stehenden Sumpfe wird; die geistlose Faulheit, die alle Kraft in hergebrachter Form zu ersticken sucht.

Das andere ist das zügellose Vorwegnehmen der fernen Zukunft, damit sie der Augenblick verzehre und durchtreibe; es ist der wilde, irre Geist, der Jahrhunderte wie Tage zu überspringen sucht und in die Stunde Jahreswochen zu drängen unternimmt; das unbestimmte regellose Schweifen, das auf den Flügeln des Windes daherfährt, schneller selbst als die eilende Zeit, hastiger als die Geschichte, geschäftiger als die in stiller Emsigkeit fortwirkende Natur. Zu solchen Zeiten, wo dieser Geist umgeht, braust jener Lebensstrom über Fels und Geklüfte in wildem Sturze von der Höhe in die Tiefe hinab, in Schaum und Nebel sich lösend, die der farbige Friedensbogen oben umspannt, während unten die Wirbel in ungebändigtem Aufruhr durcheinander wogen und kämpfen.

*

Es ist nicht möglich, ein anderes zuverlässig leitendes Prinzip für die Handlungsweise im öffentlichen wie im Privatleben auszufinden, als jene Stimme, die zu jedem, dem Fürsten wie dem Minister und dem Bürger, aus der Brust heraus warnend redet: Alle eure Weisheit, die ins andere Jahrhundert hineinreichen will, wird zuschanden, und eure Klugheit wird zum Spotte und reicht nicht zum andern Tage aus, entfernt ihr euch von jener Linie des Rechtes und der Wahrheit, die euch Gott gezeichnet. Ihr könnt taumelnd ausweichen zur Rechten und zur Linken hin, aber aus dem Dunkel sind Schwerter auf euch gezückt, und wenn euer hochmütiges Selbstvertrauen sich am sichersten wähnt, sitzt euch das Eisen in der Brust und die rächende Strafe hat euch erreicht.



Das Problem der Weltgeschichtsschreibung. „Wenn man sieht, was über eine Periode, die nur drei Jahre rückwärts liegt, mit Erfolg gelogen wird, so wird es schwer, das zu glauben, was, durch Vermutungen und Konjekturen unterstützt, aus früheren Zeiten uns erzählt wird." Der radikale Skeptizismus gegenüber der Möglichkeit zuverlässiger Geschichtsschreibung, der aus diesen Worten

Bismarcks spricht, wird zweifellos, vielleicht sogar in verstärktem Maße, heute von vielen geteilt. Die Frage des Wahrheitsgehalts geschichtlicher Berichte ist seit dem Weltkriege und den Proben feindlicher Propaganda noch dringlicher geworden, aber der Glaube, sie gültig beantworten zu können, ist nicht gewachsen. Bei den nun einmal gegebenen Schwierigkeiten wird man als Hauptwertmesser für die Bedeutung geschichtlicher Werke den ehrlichen Trieb nach Wahrheit ohne Tendenz anwenden müssen. Ganz unnütz und verkehrt ist es, in einer Zeit, die neue Gesichtspunkte und neue Maßstäbe hervorgebracht zu haben glaubt, nun in Bausch und Bogen die Leistungen der Geschichtsschreibung früherer Zeitalter und Jahre verwerfen zu wollen. Daß aber von Zeit zu Zeit eine Revision der gesamten Geschichtsschreibung notwendig ist, dafür kann man sich auf keinen Geringeren als Goethe berufen, der in seiner „Farbenlehre" sagt, daß eine solche Notwendigkeit nicht daraus entstehe, daß viel Geschehenes nachentdeckt werde, sondern daß „neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt". Wenn man heute an die gewaltige Aufgabe herangeht, eine neue Weltgeschichte zu schreiben, so kann man auf der positiven Seite verbuchen, daß die Vermehrung des Wissens um vergangene Zeiten gerade durch vorgeschichtliche Funde außerordentlich groß ist und daß die Geschichtswissenschaft im Laufe ihrer imposanten Arbeit einen hohen Grad von Zuverlässigkeit und Sauberkeit in ihren Methoden erreicht hat, ferner daß in der ganzen Menschheit ein Streben nach einer Gesamtschau sich regt. Gefahrenmomente liegen darin, daß neue Anschauungen, die mit Totalitätsanspruch auftreten, in einer Zeit, wo die neuen Theorien noch nicht bis ins Letzte durchdacht und durchleuchtet und auf ihren wissenschaftlichen Wert bis ins Letzte durchprüft sind, Phantastereien, Vergröberungen, Halbwahrheiten, wie jede Tendenz sie zwangsläufig mit sich bringt, bewußte Einseitigkeit nicht unbedingt ausgeschlossen sind. Erleichtert aber wird eine solche Aufgabe, wenn als lebendiges Moment in dem Neuen ein Wunsch nach Schärfung des historischen Bewußtseins, ohne das ja jegliches menschliche Leben lediglich ein Vegetieren wäre, sich gebieterisch als Forderung anmeldet und in der Geschichte des eigenen Volkes, die ja niemals gesondert, sondern nur im Zusammenhange der Menschheitsgeschichte verständlich wird, nicht nur die wesentlichen Kraftquellen, sondern der Ansporn zu verantwortlicher Tat gesehen wird. Die Grundsätze, nach denen die Neue Propyläen-Weltgeschichte geschrieben wird, entwickelt der Herausgeber, Professor Willy Andreas, in dem soeben erschienenen 1. Bande der „Urgeschichte des Menschen, Frühzeit der Völker, Reiche des Altertums" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 30,–). Das Bekenntnis des Herausgebers zu den großen Gesichtspunkten Rankes ist keine bloße Verbeugung, er bekennt sich zu Rankes Einsicht, daß „jedes große Zeitalter gleich nahe, unmittelbar zu Gott sei und jede Epoche eine Seite der menschlichen Entwicklung in unvergänglicher Weise zur Auswirkung gebracht habe". Dem Plane nach soll die Geschichte der Völker, Reiche und Staaten, unter Berücksichtigung auch der kleinen und vorübergegangenen Systeme, in ihren tausendfältigen Verflechtungen und Kämpfen wesenhaft und anschaulich wiedererstehen, als Wirklichkeiten, deren Gebot in unsere Gegenwart hineinragt. Schon die Raumfrage erzwingt Beschränkung, sie soll erreicht werden durch Beziehung des gesamten Weltgeschehens auf Europa, von dem man freilich nicht weiß, ob es nicht jetzt mit Erfolg darangeht, in Selbstzerfleischung von seiner beherrschenden Rolle abzudanken. Der mit prachtvollen Abbildungen und Faksimiles ausgestattete Band nennt als Mitarbeiter Hans

Weinert für die „Erdgeschichte und Werden des Menschen und die Entstehung der großen Menschenmassen", Gustav Schwantes für die „Geschichte der Urzeit", den seinen Freunden und der wissenschaftlichen Arbeit so jäh entrissenen Konrad Dürre mit „Werden und Bedeutung der Rassen", Hans Erich Stier für die „Weltreiche des alten Orient, Geschichte Griechenlands und des Hellenismus, Alt-Iran und die Entstehung des Orients", Wilhelm Weber für „Römische Geschichte", Erich Seeberg für die „Entstehung und Entwicklung des Christentums", Heinrich Zimmer „Die Inder bis zum Einbruch des Islam", Wolfram Eberhard und Fritz Rumpf für „Das ältere China und Japan bis zur Berührung mit der Abendländischen Welt". Die Namen und die Auswahl der Mitarbeiter verbürgen, daß hier mit großem Verantwortlichkeitsgefühl der Versuch unternommen wird, in organischer Vereinigung von Altem und Neuem, die Weltgeschichte zu schreiben, die unseren Tagen etwas zu sagen hat. Nach den Worten des Herausgebers wird die neue Weltgeschichte getragen von dem Glauben an das unvergängliche Leben, das immer nebeneinander Vernichtung und neues Werden trägt. Einen Glauben, der allein den so naheliegenden Pessimismus besiegen kann, daß die gesamte Geschichte der Menschheit bis in unsere Tage nichts anderes sei als das gegenseitige Hinmorden und Vernichten der Völker mit den jeweils von ihrem Zeitalter geborenen Waffen.

Nach Ranke ist einziger Inhalt der Weltgeschichte nicht das zufällige Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker, auch nicht die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur, sondern „es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken". Sie anschaulich und wahrnehmbar zu machen und in uns ein Mitgefühl ihres Daseins zu erzeugen, bleibt die große Aufgabe. In ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung liegt das Geheimnis — und die Problematik der Weltgeschichte.

Konrad Dürre ist am 23. Mai 1940 nach kurzem Leiden in Bad Nauheim, 56 Jahre alt, gestorben. Mit ihm ist eine Persönlichkeit ganz besonderer Prägung dem deutschen Leben der Gegenwart entrissen worden. Konrad Dürre, ein Soldat des Weltkrieges, bei dessen Beginn er schwer verwundet wurde, hat als Offizier der neuen Wehrmacht in hingebungsvollem Dienst seine Kräfte verzehrt. Sein Leben war deshalb so bemerkenswert, weil hier ein Mann, der von den geistigen Dingen des Lebens ausging und erst später, dann aber mit um so größerer Zielkraft sich den Fragen der Naturwissenschaft, insbesondere der Biologie und Erbwissenschaft zuwandte. Er war ursprünglich Germanist, und manch formvollendetes Sonett aus seiner Feder, ein feinsinniges Weihnachtsspiel und ein hundertfach gespieltes Schauspiel zeugen für seine künstlerische Schöpferkraft, ebenso aber auch seine leidenschaftliche Hingabe für die Wiedergeburt des Theaters. Ein gut Teil seiner Lebenskraft hat er der Bewegung der Freilichtbühne und des Naturtheaters gewidmet. Den langjährigen Hauptschriftleiter und späteren Herausgeber des „Türmer", der dann in den Jahren 1926—1934 sich als Sendeleiter der Rundfunkgesellschaft „Deutsche Welle" und des Deutschlandsenders entscheidende Verdienste um die kulturelle Entwicklung und künstlerische Bedeutung des deutschen Rundfunks erworben hat, zog es aber seit seinen Göttinger Studientagen, wo er sich mit Gobineau und H. St. Chamberlain, mit Lagarde und dessen Lebenswerk auseinandersetzte, mit unwiderstehlicher Gewalt zu den letzten Ursprungsgeheimnissen des Lebens, zur Biologie und Erbwissenschaft.

Eine heilige Leidenschaft wahrhaft seherischer Kraft wallte in ihm auf, wenn er auf diese Bezirke des Lebens zu sprechen kam. Er hatte das Glück, nachdem ihn in der Zeit der Besetzung des Rheinlandes die Franzosen vertrieben hatten, als Mann noch einige Jahre ernsthaftesten und strengen Spezialstudiums an der Universität Berlin der Biologie und Vererbungswissenschaft widmen zu können. Und er hat seitdem sein ganzes Wirken mit der Vehemenz seines Wesens und hinreißenden Temperamentes der praktischen Anwendung des erbwissenschaftlichen Gutes auf das Leben unseres Volkes gewidmet. Mehrere Bücher aus seiner Feder, sein „Erbbiologischer Wegweiser für jedermann" und seine „Wege zur Menschenkenntnis" dienten neben Hunderten von Vorträgen immer dem gleichen Ziel: unser Volk bekannt zu machen „mit den Ergebnissen der neuzeitlichen Vererbungswissenschaften, mit dem Gedanken der Rassenhygiene, der qualitativen Bevölkerungspolitik, der Aufartung, der Nationalbiologie, kurz aller jener die Beschaffenheit des Erbgefüges des deutschen Volkstums betreffenden Bestrebungen, die wir unter dem Namen ‚Eugenik' zusammenfassen". So seine eigenen Worte aus dem Vorwort seines „Erbbiologischen Wegweisers", der im Jahre 1932 erschien. Ihm genügte es nicht, Erkenntnisse zu gewinnen, sondern er mußte sie so schnell und so gründlich wie möglich auch in die Praxis umsetzen. So sah sein weitschauender praktischer Sinn bald in den deutschen Standesämtern geeignete Träger der von ihm geforderten eugenischen Maßnahmen, und er hat schon vor 1933 laut und eindringlich den Ausbau der Standesämter zu „Ehe- und Familien-Ämtern" gefordert. Daß diese Entwicklung seit 1933 zum Segen unseres Volkes so großartige Fortschritte machen sollte, hat in ihm nur neue Arbeitskräfte entfesselt. Die soeben erscheinende „Neue Propyläen-Weltgeschichte" enthält in ihrem ersten Bande eine grundlegende Arbeit aus seiner Feder: Werden und Bedeutung der Rassen. Hier ist zum erstenmal mutig und überlegen, aber auch mit der gebotenen Vorsicht und ohne vorschnelle Verallgemeinerung unter weltgeschichtlichem Aspekt eine zusammenfassende Darstellung der Entstehung der menschlichen Rassen und ihrer Bedeutung für die Weltgeschichte nach den neuesten Ergebnissen der Forschung niedergelegt worden. Die Verdienste Dürres als Bannerträgers der Eugenik werden nicht untergehen. Noch weniger aber wird der liebenswerte und stets hilfsbereite Mensch, der strahlend heitere Mann, der treueste Freund von all denen vergessen werden, die ihm nahestanden, ihn liebten und verehrten. Er war der Mittelpunkt eines ganzen Kreises freundschaftlich verbundener Männer und Frauen, denen er gab, was er zu vergeben hatte: seine Zuneigung, seine Hilfe, seinen herrlichen Humor, seine schier unverwüstliche Lebenskraft. Er hat sich wahrlich im Dienste für sein Volk und für seine Freunde verzehrt. Ehre seinem Andenken!

Die Philosophie der Sprache. Mit Unterstützung der Berner Hochschulstiftung sind jetzt in einem Bande mit dem Titel „Psyche und Sprachstruktur" nachgelassene Schriften des Sprachphilosophen und Grammatikers Anton Marty herausgegeben worden (Bern, A. Francke A.-G.). Diese Veröffentlichung hat sich nach den Worten ihres Herausgebers, des derzeitigen Berner Universitätslehrers Otto Funke, die Aufgabe gestellt, das unvollendete große Werk Anton Martys „Untersuchungen zur Grundlegung der Allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" aus des Autors handschriftlichem Nachlaß zu ergänzen und zu einer Einheit abzurunden, welche den Gesamtaufriß jener Lebensarbeit erst deutlich werden läßt. Der Herausgeber schließt sein kurzes Vorwort mit den schlichten Worten: „So darf ich vielleicht hoffen,

einen kleinen Beitrag zu der hohen Aufgabe geleistet zu haben, geistige Werte zu wahren." – Philosophische und philologische Sachkenner innerhalb des ganzen deutschen Sprachbereiches werden diese Arbeit und ihre Publikation in schwerer Zeit mit dem ihr gebührenden Dank zu nutzen und zu würdigen wissen. Wir wollen aber an dieser Stelle mit wenig Worten auch für den Fernstehenden herausheben, worum es sich hierbei handelt. Anton Marty, der als einer der bedeutendsten Sprachphilosophen der neueren Zeit angesehen werden muß, ist gebürtiger Schweizer gewesen, hat aber bis zu seinem Tode im Jahre 1914 mehr als drei Jahrzehnte lang ununterbrochen an der Deutschen Universität in Prag gewirkt. Sein frühestes Werk war eine Arbeit „Über den Ursprung der Sprache", die er 1875 veröffentlichte. Es sind dann laufend weitere kleinere sprachphilosophische und grammatische Arbeiten von ihm erschienen, um seiner Planung nach einmal in einer „deskriptiven allgemeinen Grammatik", die über die Besonderheiten der einzelnen Sprachen hinausgehend eine allgemeine beschreibende Bedeutungslehre der menschlichen Rede ergeben sollte, ihre Zusammenfassung zu finden. Ein Systemgedanke, den man zu den großen wissenschaftlichen Dombauten des gelehrten neunzehnten Jahrhunderts rechnen kann, auch wenn er dann bei der vielleicht allzu weitausgreifenden Arbeitsweise Martys, die mit den beschränkten Maßen und Kräften eines einzelnen Menschenlebens nicht genügend rechnete, nur zur teilweisen Vollendung im ersten Bande seiner „Untersuchungen zur Grundlegung einer allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" führte. Der nunmehr in mühseliger philologischer Arbeit druckfertig gemachte Nachlaß Martys gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil bringt Planskizzen und Entwürfe zur Entstehung von Martys Hauptwerk, im zweiten Teil ist eine Vorlesung Martys aus dem Jahre 1904 über Grundfragen der Sprachphilosophie abgedruckt, in der ein konzentrierter Abriß des Hauptwerks selber gesehen werden kann, und der dritte Teil enthält endlich die überbliebenen Fragmente für die Fortsetzung des Werkes; Ausführungen, die im wesentlichen um das Problem der „Synsemantika" kreisen. Wir wollen diesen Hinweis nicht schließen, ohne wenigstens die in jenem Begriff enthaltene grundlegende Unterscheidung Martys aller unserer Worte in eigenbedeutende und mitbedeutende (parallel zu Selbstlauten und Mitlauten bei den Buchstaben) referiert zu haben. Wieweit nun im Einzelnen unseren Wortbildungen und grammatischen Figuren auch logischer Sinn innewohnt, wieweit sie logisch unbegründet sind, wie überhaupt die alten Grenzstreitigkeiten von Grammatik, Logik, Psychologie heute zu betrachten sind, inwiefern man die Idee einer universellen, über den einzelnen Sprachen schwebenden Grammatik herausarbeiten kann u. v. a., hat in Marty einen ungemein scharfsinnigen, philosophisch vornehmlich auf Brentano fußenden Untersucher gefunden. Wer daher auch immer den Fragen der Sprache und des Denkens aus größerer oder geringerer Entfernung mit Anteilnahme gegenübersteht, wird in den überdies wundervoll lesbaren Untersuchungen dieses großen Gelehrten unerschöpfliche Anregungen und Belehrungen finden.

Die ewige Heimat der Deutschen. Auch als wir als Gesamtvolk keine feste staatliche Form, kein mächtiges Reich hatten, blieb doch allen Menschen deutscher Zunge eine Stätte, wo das Beste eines jeden Heimat und ein Zuhause hatte: die deutsche Dichtung. Denn an ihrem Dom haben zu allen Zeiten deutsche Dichter aus allen deutschen Stämmen und Gauen mitgebaut, und in ihr ist das Bild des Deutschen geformt, wie es staatliche Bildungen und staatliche Erziehung niemals vermocht haben. In diesen Dom ist mit verwirrender Fülle viel Nebensächliches

und Gleichgültiges, das in langen Jahrzehnten oft das Eigentliche überwucherte, eingedrungen, so daß für viele der Weg zu den Einzelaltären, geweiht den Trägern der wahren deutschen Substanz, ohne kundigen Führer nicht zu finden war. Führer darf hier nur sein, wer die hohe Mission deutscher Dichtung klar erkannt und mit unbestechlichem Kompaßgefühl für das Echte und Wesenhafte an den Stätten haltmacht, die den Gral bergen. Viele – und oft sehr unzulängliche – Versuche sind gemacht worden, in größeren oder kleineren Übersichten das Geisteserbe aufzuzeigen. Fast alle sind sie vergessen oder nicht mehr erreichbar. Drum ist es eine Freude, „Das Buch deutscher Dichtung" anzuzeigen (Leipzig, Insel-Verlag), dem als Herausgeber die Namen von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich v. der Leyen vorausgesetzt sind. Ihre Namen bürgen für die richtige Auswahl, ihnen und dem Verlage, der seiner unvergänglichen deutschen Kulturleistung hier einen neuen Gipfel gibt, gebührt aufrichtiger Dank, gerade zu einer Zeit, wo der im tiefsten aufgewühlte deutsche Mensch die reinen Quellen deutscher Kunst wie die Luft zum Atmen braucht. In sechs Bänden (je Band RM 7,–) soll das große Gebäude erstehen. Erschienen sind der 1. Band: Frühes und hohes Mittelalter, betreut von Friedrich v. der Leyen, und der 5. Band: Die Zeit der Romantik, herausgegeben von Ernst Bertram und August Langen. Die knappen Einleitungen gehören auch stilistisch zum Besten, was über das Wesen der Kunst überhaupt und deutscher Dichtung im besonderen gesagt werden kann. Mit Ungeduld wartet man auf die weiteren Bände, um in allen Büchern dieser wahrhaft deutschen Bibel immer und immer wieder lesen zu können.

Europäische Reisen zwischen den Kriegen. Wenn etwas in dieser inkommensurabeln Zeit unzeitgemäß und bei der über den Erdteil verbreiteten Psychose der Fünften Kolonne auch nahezu unmöglich geworden ist, so in diesem Sommer das Reisen über die Grenzen der Staatsangehörigkeit hinweg. Gegenüber dem ersten Weltkriege haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung völlig geändert. Man wagt, und zwar weniger aus äußerlichen Gründen als aus irgendeinem unklaren Gefühle der Unschicklichkeit, ja kaum noch die gewöhnliche, kleine Sommer- und Erholungsreise. Der Krieg hat auch auf diesem Gebiete hinter alte Formen, Gewohnheiten und Rhythmen eine tiefe Zäsur eingekerbt. Wie das Geschehen auch enden möge, der deutsche Mensch wird das Ausland künftig in anderen Formen, mit anderen Empfindungen und in veränderter Haltung aufsuchen als in der Zeit vor dem Kriege. So hat es einen guten Sinn, gerade in diesem Zeitpunkt Bilanz über seine Reiseerlebnisse alten Stiles zu machen, wie dies in einem hervorragenden Beispiele jetzt durch ein Buch „Zwischen den Kriegen. Abendländische Reisen" geschehen ist, das von dem sympathischen Herausgeber der vorzüglichen „neuen linie" und bekannten Kritiker und Schriftsteller Bruno Erich Werner stammt (Leipzig, Otto Beyer). Bruno E. Werner erscheint allen, die ihn kennen, bereits auf Grund seines noblen, urbanen Wesens und seiner offenen, krampflosen Geistigkeit, der dabei jegliche nervöse Unrast fehlt, als der geborene Typus eines modernen, glücklicheren Odysseus. Der Reiz des Reisens gehört sozusagen schon zur Struktur seiner Existenz, die man sich deswegen aber keineswegs allzu lastlos vorstellen darf. So hat Werner während der letzten zwanzig Jahre viele große Reisen in fast alle Teile Europas unternommen. In den selteneren Fällen waren es eigentliche Erholungsreisen, meistens dagegen solche, die mit diesem oder jenem pressebedingten Auftrage verbunden waren. Das Ungewöhnliche seines Reisens bestand hierbei darin, daß er allemal nicht abgelassen hat, sich dieses Glück

und diesen Vorzug des „Hinauskommens" geistig und innerlich mit Opfern und Anstrengungen zu symmetrieren. Er ist der Fülle der Eindrücke mit feiner Sensibilität antwortfähig geblieben. Er hat insbesondere seinen aus Kunstkritik und Kunstwissenschaft geschärften optischen Sinn zu einem wundervollen Apparat rascher, aber dennoch gründlicher Aufnahmefähigkeit ausgebildet, und er ist darüber hinaus den Anforderungen eines gescheiten und fruchtbaren Reisens vor allem produktiv gerecht geworden. Ob wir nun mit ihm nach Amsterdam in die „Kneipe des alten Jan" steigen, in der ein Rembrandtsches „clair-obscure" herrscht, oder im Flugzeug Tripolis ansteuern, ob wir das Wochenende in Venedig verbringen oder mit dem Auto zum riesigen Prespa-See in die Großkampflandschaft des Weltkrieges bei Bitolj hinabfahren, wo allabendlich ein deutsches Glockenspiel das Lied vom guten Kameraden über die Weite des Schlachtfeldes mit seinen viertausend toten Deutschen und siebentausend toten Franzosen erklingen läßt: Bruno E. Werner hat den Klang und die Skala der Worte zur Verfügung, um alle seine Reisen auch anderen, die sie nur lesen, zu Erlebnissen zu machen. Dies in doppelter Weise: zu sinnlich-sichtigen Erlebnissen des inneren Auges und nicht zuletzt auch zu literarischen Bezauberungen an der Wortkunst des Verfassers. Das abgewertete Wort Feuilleton charakterisiert diese Essais, die in langsamem Atem von rund fünfzehn Jahren nacheinander entstanden sind, wohl nicht ganz richtig, es sei denn, daß man hierunter etwas Bedeutsameres und auch rein dem Zeilenumfange nach Größeres versteht als es heute unter solchem Namen die meisten Zeitungen füllt. Werners Reisestudien würden wohl, um ihnen ein Maß und eine Folie zu geben, selbst einem Mann wie etwa dem trefflichen Alexander von Villers, dem eingefleischtesten Schneckenhäusler, etwas geboten haben, wenn der auch sonst ein Antipode unseres Autors war und mit seiner grimmigen Reiseverachtung uns heute auf entgegengesetzte Weise über die Relativität auch dieses Genusses ein wenig hinwegtrösten könnte.

Die chinesische Ilias. Unerschöpflich wie die Kraft des großen chinesischen Volkes ist auch seine Literatur, das Volk hat die Werte der erzählenden Kunst auch aus seinen frühesten Zeiten nie vergessen, sondern sie in treuer Überlieferung als innere Kraftquelle bewahrt. Gerade in den Denkmälern der älteren Zeit, von denen „Die Räuber vom Liang Schan Moor" und „Kin Ping Meh" in schönen Ausgaben des Insel-Verlages zugänglich sind, spiegelt sich rein und klar die Sehnsucht dieses starken Volkes, das durch Jahrhunderte unendlichen Leides in Aufstieg und Niedergang gegangen ist und selbst die tiefste Tiefe, in die unfähige und schlechte Regierungen es gestoßen hatten, zu neuer Größe überwand. Es ist wohl so, wie Chinakenner von heute es sagen, daß man aus diesen Dokumenten der chinesischen Nationalliteratur mehr vom Volke erfährt als im täglichen Verkehr, und daß man ohne solche Kenntnis den wahren Zugang zu ihm schwer findet. Das San Kwo Tschi, die Geschichte der drei Reiche, eines der bedeutendsten Zeugnisse, ist wohl um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert niedergeschrieben, verwendet aber weit älteres Gut. Als sein Verfasser wird Loh Kwan Tschung angesehen, der von 1260 bis 1341 lebte. Man weiß von ihm nicht mehr als von Homer oder dem Dichter des Nibelungenliedes. Es ist die Geschichte der drei „Schwurbrüder vom Pfirsichgarten", die, mit heroischer Kraft, heroischer Geduld und einem festen Willen ausgerüstet, das Ziel endlich erreichten und unter Vernichtung der verbrecherischen Staatsmänner, denen Mord, Verrat, Bestechung selbstverständliche Mittel waren, im Kampf um die Würde und den

Glanz der Dynastie endlich siegten. Das gewaltige Prosaepos zählt 120 Kapitel. Von ihnen sind jetzt mit notwendigen Kürzungen die ersten 38 Kapitel in guter deutscher Übersetzung von Franz Kuhn unter dem Titel „Die drei Reiche" erschienen (Berlin, E. Kiepenheuer), die den Weg der drei Verschworenen von ihrem ersten Treffen bis zur entscheidenden Begegnung des künftigen Herrschers Liu Peh mit einem großen Weisen schildern, durch den er die Ergänzung seines reinen Willens und seines tapferen Tuns durch tiefe und letzte Erkenntnis erhält. 24 Holzschnitte nach alten chinesischen Vorlagen beleben dieses Buch, das zu den Standardwerken der Weltliteratur gerechnet werden darf.

GERHART POHL

Die Berliner Ida

Erzählung

I.

„'ne Schlampe ist die Ida."

Die alten Bittner-Leute saßen auf dem Bänkel unterm Hollerbusch und schauten sinnend auf das Kesseltal hinunter, wo im schwefeligen Abendlicht die Höllendünste aus den Gruben brauten. Davon waren die Werkanlagen, Häuser, Straßen, ja selbst die hohen Abraumhalden zugedeckt. Nur an den nackten Eisenstäben der Fördertürme und den mächtigen Schloten, die aus dem Brodem ragten, waren noch ein paar fahle Flecken Sonne wie mit dem Pinsel angeschmiert. Zuweilen riß ein Windstoß die schmutzig-gelbe Decke auseinander. Dann blitzten durch den Spalt hindurch die vielen blank geschliffenen Schienenbänder der Bahnanlagen auf.

Rings um das Kesseltal zogen sich die Höhen hin — mit ihren grüngespitzten Wäldern, deren frischer Atem den Dämpfen unten nun schon seit hundert Jahren trotzte; mit den Schachbrettfeldern aus Acker und Wiese neben Wiese und Acker — wie einst vor hundert Jahren und alle Zeit vordem.

In einem dieser beinahe regelmäßigen braunen oder grünen Felder lag das Bittner-Häusel, das noch vor zwanzig Jahren des Seidel-Webers Werkstatt war.

Der alte Seidel war als ein Sinnierer bekannt gewesen bis in die fernsten Täler um Ochsenkopf und Sattelwald. Und die Leute meinten, er habe in heimlichen Abendstunden, da das letzte Licht an seinem Hang verglommen war, in der gläsernen Kugel das Menschengeschick erschaut, mit einer Gerte neumonds die Quelle entdeckt und die Schwursprüchel verklungener Zeiten gekannt. Das war freilich lange her, und wohl keiner hätte schwören mögen, ob es wirklich stimmte. Der alte Seidel war seit einem halben Menschenalter tot.

Jetzt saß der ehemalige Vorhauer Bittner, selber schon in späten Jahren, im Häusel seines Schwiegervaters. Auch an der innig-stillen Seidel-Tochter, Bittners Weib, war die Zeit nicht ohne Spur vorbeigegangen. Die beiden waren in Mühsal, Sorge, Kargerei und zuweilen einer frohen Stunde alt geworden. Doch die wahre Not des Leibes und der Seele, die erbarmungslos ins Dasein greift, hatte sie bislang verschont.

Nun schauten sie vom Bänkel unterm Hollerbusch auf das Waldenburger Tal hinunter und auf ihre siebenzig Jahre.

„Da kenn' sich einer aus . . ." begann die Alte nach einer langen Weile. „Unsere Jungen sind doch patente Kerle. Der Hermann, Rudolf, Maxe — brave Väter sind's und forsche Kumpels obendrein. Einzig unser Mädel . . ."

„Die ist halt aus anderem Geblüt."

Auf das sinnend hingeraunte Wort des Mannes kam aus Frau Bittners Mund ein böser Laut. Der klang wie nächtlicher Vogelruf — unheimlich und voll Angst.

„Nicht doch, Muttel!"

Bittner streichelte die welke Hand der Frau.

„Ich mein' ja bloß: In der Ida west das Blut der Seidel-Sippe, wie es aufbricht in diesem oder jenem über die Geschlechter fort. Da kannst du nichts für!"

Doch die Alte wollte das nicht gelten lassen.

„Wie wir Seidels hier im Häusel wohnten", sprach sie leise, „da stand alles unterm Stab der Rechtlichkeit. Unordnung, Leichtsinn, Schlamperei — sie galten Vater als die erste Stufe der Verdammnis."

„Und die Zigeunerin?"

Wieder klang der böse Vogelruf der Alten.

„Großmuttel war aus italischem Geblüt, nicht aus zigeunerischem, wie die Leute lästern. Sie hatte heißes Blut; das ist freilich wahr. Doch es strömte aus dem Herzen. So wünschte ich's der Ida!"

II.

Während die alten Bittners also sinnend in den Abend sprachen, der sich gemach vollendet hatte — mit Dunkelheit und Loderlicht aus offenen Essen in den Tälern, fuhren die drei Söhne zur Nachtschicht in die Wenzelgrube ein. Zur gleichen Zeit betrat die Bittner-Tochter in einem feschen Abendkleid die Berliner Königsbar, wohin ein Freund sie eingeladen hatte.

Wie sie später sich im Tanze wiegte, die Augen halb geschlossen und halb geöffnet den Mund, der im milchigen Licht der Bar wie eine große rote Wunde brannte, hätte man die füllige Brünette mit der gewandten Lebensart nicht für ein Reis vom Stamm der Kumpel-Sippe halten mögen. Vor allem zeigte ihr Gesicht, vom duftigen Flaum des Puders überzogen, die beherrschte Maske, hinter welcher die Frau der Großstadt ihre Lebensangst zu bergen weiß. Auch das bewegte Maß der Glieder folgte einem anderen Gesetz. Es war anmutiger als bei den Waldenburgern, gelöst von allem Erdigen und deshalb wie mechanisch. So auch klang der neue Name, den ein Freund ihr angeheftet hatte. Ida hieß jetzt Lya und schien verwandelt bis in ihren Seelengrund hinein.

Nur in den großen Augen brannten noch die Süchte hinter feuchten Schleiern. Wie Lya-Ida sie jetzt, übern Sektkelch gebeugt, lächelnd ihrem Herrn zuwandte, stand die Lohe drin — wie einst in Waldenburg.

Dazumal war die Bittner-Tochter auch keine Heilige gewesen. Schon in ihrem letzten Schuljahr, da ein heißes Drängen die sommersprossige Haut zu sprengen drohte, hatte einer sie im gelben Ginstergrund gesehen — in den Armen eines Hütejungen. Und so ging's fort — trotz Schlägen und Tränen — die vielen heißen Sommertage, bis an den blauen Kanten der Wälder die ersten Nebelfetzen hingen. Da fand die Ida zur Vernunft zurück.

Den Winter über lebte sie im eingeschneiten Häusel droben — still und verhangen, wie's die Tage waren. Sie werkte emsig in Stall und Stube und abends noch am Klöppelkissen. Und kamen ihre Brüder, welche dazumal noch ledig waren,

am Zahltage ein wenig später und mit schiefer Mütze über den blitzblanken Augen heim, greinte Ida böse vor sich hin: „Ihr Esel kommt niemals voran!"

Ja, vorankommen, aufsteigen: der Fortschritt — er war ihr schönster Traum in Heimlichkeit. Einmal der Enge entwachsen; eine Dame werden, vor der die Herren der Weltstadt sich neigen. Die Bittner-Tochter war auf jene Freiheit erpicht, welche vielfältig verschlungene Bilderspiele im Tonfilmhause predigten. Davon lebte ihr einfältiges Herz, wie einstmals vom Gotteswort die einfältigen Herzen ihrer Altvorderen gelebt hatten. Und war gar bald in lauter Trug und Wahn verstrickt.

Wie es draußen mählich heller wurde und mit einemmal aus grauen Wiesen und dem winterschwarzen Wald die grüne Flamme schlug, fing das heiße Drängen unter Idas sommersprossiger Haut von neuem an. Im bunten Blütenmeer der Maienwiese lag sie — mit lockeren Gliedern, willenlos und ihrem Traume hingegeben. So fand sie Paul, der Forsteleve. Und er weckte, was erwacht war; schürte die Glut zum offenen Brande auf. Der hatte Ida ganz erfaßt. Bald lag sie im knisterigen Heu, dessen warmer Duft ihren Atem stickte, bald in den dichten Sommerwäldern, die dampften wie die heißen Pferde, hinter Garbenschobern, auf kahlem Fels, ja, selbst an stickiger Abraumhalde — stets unter Küssen ihres Paul. Schon wollten Sucht und Sattheit und neue Sucht ihr wie ein erster zager Schritt ins Reich des Traumgesichts erscheinen.

Da glückte ihr der jähe Sprung. Beim Faschingsball der Grube hatte sie einen älteren Herrn von feiner Lebensart getroffen, der sich „Vertreter erster Häuser" nannte. Vergessen war der Forsteleve. Dem feinen Herrn war sie in Liebe zugetan. Und wie sie spürte, daß der Herr sich ihrer annahm, sie mit Geschenken, manchem Lobeswort und häufigen Besuchen ehrte, fand sie den Mut zur Offenbarung des geheimen Sehnens.

Der Herr war Witwer und des Alleinseins in den späten Jahren ungewohnt. Ihm brachte Idas Stammeln mit einem Male die Erfüllung nahe, die anzustreben der Bedenklichkeit seines reifen Alters müßig schien. Immer das blutwarme Mädel mit den wachen Sinnen und der köstlichen Anmut um sich zu haben: — er allein war der Beschenkte.

Das sprach er offen aus. Und Ida hauchte unter Tränen, die aus Glück und Angst und Lüsten kamen — im Jagen nach dem Traumgesicht:

„Wenn sich's machen ließe ..."

Freilich ließ sich's machen. Der Herr war reich. Er besaß eine große Wohnung in Berlin, einen schönen Wagen und ein Häuschen an der See. Unbedenklich elterlichen Mahnens und des Schimpfs, mit dem die Brüder sie bedeckten, stürzte Ida sich in die Glückseligkeit. Wurde die Geliebte ihres Alten, wollte nichts als eine magdhafte Hörige ihres Retters sein. So in Wahn genebelt war ihr kindischer Verstand, daß er keine Wirklichkeit mehr kannte.

Allerdings war die Wirklichkeit der Stunde die Erfüllung kühnsten Träumens: „Ein Leben wie im Sommer" nannten es zu Haus die Leute, die es selber niemals führten. Ida war es zugefallen.

Ihre Kleidung war die einer Dame; ihr Benehmen bildete sich am Beispiel, das die Damen in Theater und Hotel und D-Zug boten. Der „Vertreter erster Häuser" prunkte mit dem hübschen jungen Ding an jedem Ort, wohin sein Weg ihn führte. Bald kannte Ida alle Gaue Deutschlands und die fremden Metropolen; war in Fragen des Geschmacks, der Mode, des Genießertums beschlagen wie jedeine und vertraut mit artigem Plauderton. Waldenburg lag fern im schwefelgelben Nebel —

halb vergessen schon und nur umspielt von flüchtigem Mitleid, in das die Bitterkeit sich mischte, so sie an die Ihrigen dachte: „Lieber Gott, warum wollen die Esel nicht voran!"

Ida glaubte an den eigenen Aufstieg wie an das begründete Ergebnis ihrer Tüchtigkeit. Hatte sie nicht allezeit danach gestrebt, was sich jetzt für sie erfüllte? Sie sah ihren Pfad im prallen Sonnenschein auf den Höhen des Daseins liegen.

Doch auf Sonnenschein folgt Regen, und die Höhen enden schließlich irgendwo im Tal. Diese schlichte Weisheit ward dem Waldenburger Mädel, das sich aller Not enthoben fühlte, vom Schicksal grausam eingehämmert. Nach vier flüchtigen Jahren der Glückseligkeit war der „Vertreter erster Häuser" eines Morgens tot. Gütig lächelnd wie im Dasein lag er auf der letzten Bettstatt, und kein bündiges Wort stand zwischen Ida und dem Leichnam, nur das scheue, stille Fühlen der Gemeinsamkeit.

Das verleugneten die Töchter, die, dem Vater fremd geworden, in der Fremde lebten, doch nach seinem Tod sogleich am Platze waren. Und der Richter, dessen Machtwort man verlangte, sprach's den Töchtern zu, wie es das Gesetz befahl. Das war Idas jäher Sturz.

Mit tausend Mark und ein paar Koffern Kleidung und den rotgeweinten Augen, die noch immer blind für alles Wirkliche waren, stand sie auf der Straße. Ohne Ziel und Plan und regelrechtes Können trieb sie durch die große Stadt — auf das unabwendbare Verhängnis zu.

III.

Nun war sie längst die füllige Brünette, die ihre Freunde Lya nannten.

Wie sie zu nächtlicher Stunde die ranken Beine vom Bargestühl herunterbaumeln ließ und mit ihrem Herrn liebenswürdig-albern schwätzte, befiel sie mit einemmal die Todesangst. Die zog vom Herzen her wie feines Drahtgespinst bis in ihre Kehle, daß sie husten mußte, husten und nach ihrem Herzen greifen. Doch dann lächelte sie schon wieder — sprühend aus den großen Augen.

Das war der Augenblick gewesen, da ihre Mutter vom Ruf des Totenvogels wach und scheu ins Dunkel horchte. Doch das Waldenburger Land lag in nächtigem Schweigen. Nur der Wind strich leise übern Hollerbusch.

Weder im Bittner-Häusel droben noch gar in der fernen Königsbar konnte man die Wetter hören, die in tausend Metern Tiefe mit Zerknall des Kohlenstaubs und dem Stürzen der Steine rasten.

Den Vorhauer Hermann auf der Sohle III hatte es zuerst gepackt, als er den schweren Preßluftbohrer gerade ans Gestein andrückte. Da hatte ihn ein dunkler Orkan zerstäubter Kohle, der unter Donnerschlägen losbrach, schon erstickt.

Um seinen Bruder Rudolf brach die Förderstrecke ein. Vorm Steingesplitter schützte ihn der Lorenzug, hinter dem er Deckung fand. Doch die jähen Luftstöße mit ihrer ungebärden Kraft hatten die Geleuchte aller Kumpels ausgelöscht. Nun saßen sie zu zehnt in stockdunkelem Verlies, das keinen Ausgang hatte. Fernher hörten sie die dumpfen Wetterschläge. Und das Wasser rieselte sacht an der steinigen Wand herab. Die zehn Kumpels lagen reglos hinterm Lorenzug — gespannt wie Schützen auf dem Anstand und mit der Todesangst erlugten Wilds im Herzen.

Als der Jüngste, Maxe, der an der Schüttelrutsche tätig war, mit dem ersten Rettungszug zu der bedrohten Sohle III einfuhr, riefen die Sirenen der Wenzelsgrube und die Fernsprecher der Stadt das schwere Unglück in die Welt hinaus.

Als Lya-Ida zu früher Morgenstunde aus dem Wagen stieg und den Fahrdamm überqueren wollte, der vor ihrem Hause lag, stand ein Arbeiter am Bordstein. Im Warten auf die Straßenbahn hatte er seine harten Augen auf ein Zeitungsblatt geheftet. Wie von ungefähr las Ida die Überschrift des Blattes mit.

Eben wollte sie ihrem Friseur zulächeln, der sein Geschäft eröffnete; wollte den Fahrdamm überqueren. Und stand im Bann der schwarzen Lettern und starrte auf das Zeitungsblatt. Ihre Flasche Sahne, die sie dem Milchmann eben abgenommen hatte, hielt sie wie ein Bleigewicht krampfhaft in der Hand.

Nun sah der Arbeiter beiseite und in ein bleiches Antlitz mit großen dunklen Augen, von Ängsten überfüllt. „Das ist 'n Mist!" murmelte er verlegen, und dann las er weiter.

Lya-Ida hatte unterdessen den Beschluß gefaßt. Der war mit Traumgewalt und als ein Zwang des Herzens über sie gekommen. Doch sie vermochte ihn nicht auszuführen. Erschöpft war ihre Kraft.

Ein Bäckerjunge fand sie unterm Buntglasfenster im Treppenflur des Hauses. Gerade unterm kosenden Liebespaar mit dem Sinnspruch drüber: „Immer wirb, das Glück ist mürb" lag das Fräulein Lya, und die Sahne floß in einer weißen Strähne langsam übers gelbe Taftkleid hin.

Später lag sie lange Stunden in ihrem üppigen Himmelbett, bis aus schwarzem Nichts der Traum aufglühte. Der war ein Bilderzug, wie man ihn im Tonfilmhaus erlebte, nur in heißen Farben hingemalt und ohne jeden Firlefanz. Aus dem großen Schmerz des Sich-Besinnens hatte er den Ruch des Wirklichen, dem der Tonfilm abhold ist.

Da war das dunstige Kesseltal; darüber lagen die Schachbrettfelder aus Wiese und Acker neben Acker und Wiese, und hinterm Hollerbusch das Seidel-Häusel, aus dessen schiefer Tür der Staub in den Glast der Sommersonne stieg. Drinnen saß Großvater Seidel vor dem Webstuhl und ließ das Schiffchen knackend flitzen; Großmuttel spulte, und ein Sommervogel trillerte in der Luft. Ida und die unzertrennliche Kumpanei der Brüder plantschten in der Bache vorm Häusel. Über allem lag der Friede alter Bilder, wie aus überirdischer Glückseligkeit gemalt.

Bald danach zerbricht die Milde unter herben Schlägen des Geschicks. Der Bilderzug des Traums beginnt zu eilen. Seine Farben dunkeln in ein hartes Grau hinein. Da ist das Wachsgesicht der toten Großmutter, aus deren beinernen Händen ein Kreuzchen ragt wie von dem Kalvarienbergel. In Seidels bleiches Totenantlitz ist das Lächeln überlegenen Sinnierertums gegraben — ein Schrecken für die kleine Ida wie für die späte Träumerin.

Aus dem verbleichenden Bilde wächst ein neues voll unverbrauchter Lebenskraft. Vater Bittner, untersetzt und bärtig — mit dem grauen Kriegerkleid, und dahinter schmächtig und verschlackst wie ein dünnes Schattenbild des Alten — Bruder Hermann in dem grauen Kriegerkleid.

Nun beginnt der Bilderzug zu rasen:

Mutter tritt, mit dem Kinde Ida an der Hand, in das sengende Düftemeer eines Kriegerhospitals, und in einem Bett liegt der Hermann — lächelnd, bleich und mit dem weißen Riesenballen des vergipsten Arms.

Wiederum tritt Mutter, mit dem Kinde Ida an der Hand, in ein andres Kriegerhospital, das vom gleichen sengenden Düftemeer erfüllt ist, und in einem Bett liegt Vater — in der bärtigen Ruhe seines Wesens und das Eisenkreuz an seinem Hemd.

Dann sprengt aus biblischem Erinnern ein Reiterschwarm ins Kesseltal hinein:

schwarze Nacht und blutige Lohe und das beinerne Entsetzen. Der Weltkrieg frißt am Hinterland. Und Kohlrübenschlange, von Männerarbeit fast verzehrte Frauen, weinende Mütter, das Krachen der Schüsse durch rußige Häuserzeilen, und Hunger und Angst und Hunger und Barmen und Hunger und... Und mit einem Male läuten die Glocken überm brodelnden Kesseltal den heiß ersehnten, schon nicht mehr erhofften Frieden ein.

Nun mündet der Bilderzug auf blumigem Hag und im erwachenden Dasein der Ida, das voll schwelender Düfte und Erdenschwere war, bis überm gütigen Gesichte ihres Alten sich der Deckel seines Sarges schließt...

Das Grau wabelte um das Himmelbett und war der frühe Tag der Wirklichkeit. Darüber konnte die Erwachte sich nicht täuschen, zumal die Uhr die fünfte Stunde zeigte. „Das ist 'n Mist!" Das Wort des Arbeiters fiel ihr als erstes ein, und danach ihr eigener Beschluß.

IV.

Als die „Berliner Ida", wie die Leute Bittners abwegsames Mädel nannten, im vornehmen Jackenkleid das Häusel hinterm Hollerbusch erreichte, lag die Mittagssonne über unberührten hohen Bauernbetten.

Die Tür war nicht verschlossen. Schon stand Ida in der Stube, die in peinlicher Ordnung blinkte wie vordem. Nur das Leben war geschwunden, das vordem mit stillem Werken oder ausgelassener Fülle bis zum eichenen Gebälk der Decke schlug. Hinterm kalten Ofen schnurrte Kater Butz, und vom Stall herüber klang das jämmerliche Meckern der drei Ziegen.

Wie benommen trat die Bittner-Tochter vor ihr still gewordenes Vaterhaus. Auf dem Bänkel unterm Hollerbusch wollte sie die Ruhe wiederfinden und begreifen, was hier vorgefallen war.

Im Sinnen fiel ihr Blick wie von ungefähr aufs weite Kesseltal hinunter, wo um die nackten Eisenstäbe eines Förderturms sich ein schwarzes Knäuel schlang: Menschen, Menschen in bewegtem Durcheinander.

Da packte ein Magnet das zage Herz. Der riß es aus der Wirrnis unbegreiflichen Geschehens übern Hag hinweg – durch die Schachbrettfelder aus Wiese und Acker, durch die grüngespitzten Wälder – ohne Steig ins Kesseltal hinab. Schon rannte die Berliner Ida in ihrem feinen Jackenkleid längs der kahlen Abraumhalden, rußgeschwärzten Häuser mit den Grubenrissen und den schmalen Ackerfurchen, deren grünes Kräutig schwarze Tupfen trug, bis sie selber in das Menschenknäuel eingewickelt war.

Dort begann das Suchen wie von Sinnen. Ihre Blicke schossen hierhin, dorthin – über Frauen, Männer, Kinder, Greise mit den gleichen bangen Augen, bis sie einen alten Mann gewahrte.

Der trat wankend durch das Tor der Wenzelsgrube, von den Menschen schon umdrängt und wie ein Held gefeiert im Geraune und durch manchen festen Händedruck. Des Greises Kleidung hing in schwarzen Fetzen um den schlotterigen Körper. Mählich tropfte Wasser von der erbärmlichen Gestalt. Um die müden Augen, die im Sonnenlicht zuckten, lag ein dicker Panzer aus Kohlenstaub und krustigem Blut. An der Stirne klaffte eine Wunde, und die schweren Hände baumelten herab, als seien sie an Stricken aufgehängt.

Da zerriß ein Schrei das Raunen, und nach einem jachen Satz durch die ver-

schreckte Menge hin schloß die Berliner Ida den alten Mann in ihren Armen ein. Wie sie in dem feinen Jackenkleid und der battistenen Bluse sich an das verschlammte Ungeheuer drückte, das die baumeligen Arme zage um sie legte, hatte sie das Kesseltal zurückgewonnen — noch das schwächste, scheelste Herz. Wieviel mehr erst das des Vaters, aus dessen greisen Augen nun die Wasser rannen — über Kohlenstaub und krustiges Blut hinweg.

„Daß du da bist, Mädel!"

Im Schluchzen fand sich Bittner in das Dasein über Tage wieder, das er dreißig Stunden nicht gesehen hatte.

Wie ein Vater seinem kleinen Mädel, gab der Alte der Berliner Ida die verschmierte Hand. Hand in Hand schritten sie aus der Menge längs der kahlen Abraumhalde auf das Bittner-Häusel zu.

„Wie 'n Abreißkalender schau' ich aus!" sprach der Alte mit verlegenem Scherze, indem er seine eigenen Fetzen neben Idas feinem Kleide sah.

„Doch wir haben es geschafft..." fuhr er wie entschuldigend und mit stiller Siegerfreude fort. „Unser Rudolf und die anderen vom Förderzuge, die auf Sohle III verschüttet waren, sind befreit. Schon brannten ihre Herzenslämpel aus der Neige, da erreichte sie mein Schlauch mit Sauerstoff."

„Und der Hermann? Und der Maxe?" fragte Ida bangen Herzens.

„Die hat Gott verlangt. Und die Mutter auch. Der blieb der Odem aus, wie der Todesbote uns erreichte. Da hab' ich mich davongemacht, das letzte Kind zu retten..."

Nach einer langen Weile, während der die beiden schon im kühlen Forst verschwanden, sprach der Alte sinnend aus der Einsamkeit seiner hohen Jahre:

„Ja, das letzte Kind... Dich, Mädel, mußt' ich ohne Wetterschlag verlorengeben."

Die Berliner Ida hatte nur die schwere Hand gedrückt, in der die ihrige ruhte. Und die Wasser waren langsam über rote Schminke hingeschmiert.

Wie sie dann selbander auf dem Bänkel unterm Hollerbusch saßen, und der Abend überm Kesseltal herniedersank, wo in ungebrochener Kraft die Höllendünste aus den Gruben brauten, sprach die Bittner-Tochter leise:

„Wenn's dir recht wär', Vater — ich blieb' da."

Der alte Kumpel schaute lange auf den fahlen Flecken Sonne an dem höchsten Schlote. Ihm war's, als ob darin ein Engel stand. Der trug die Züge der verstorbenen Frau, und sein Lächeln, das gemach erglomm, war die Süße in dem herben Leid.

„Sput dich, Mädel!" mahnte er. „Es ist Zeit zum Ziegenmelken."

Literarische Rundschau

Das Phänomen des Krieges

Kurze Zeit nach Erscheinen des 1. Bandes hat Hermann Stegemann den 2. Band seines grundlegenden Werkes „Der Krieg" herausgebracht (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mit vielen Karten RM 10.—). Dieser Band führt die Untersuchung über Wesen und Wandlung des Krieges, über die Zeit Ludwigs XIV. bis zum ersten Weltkrieg. Die meisterhafte Klarheit und der fein abgewogene Stil machen die Lektüre zu einem hohen Genuß. Wesentlich sind

Stegemanns Feststellungen über den Weltkrieg, von dem er sagt, daß er sich überlebt hatte. Die Frage, die sich im Zeitalter der Weltverflechtung aller Interessen und des Ausdehnungsdranges der Völker mit besonderer Dringlichkeit stellte, war, ob der Krieg als Mittel der Politik überhaupt noch fähig war, Probleme zu lösen, ohne gleichzeitig die ganze Welt der Zerstörung zu überantworten. Nach Stegemann wurde diese Frage von der Entwicklung verneint, weil die Kriegführung nicht von vornherein berücksichtigt hatte, daß der Krieg vom ganzen Volke zu tragen sei. Trotz seiner furchtbaren Folgen und wegen des völlig verunglückten Friedensschlusses konnte er nicht für immer als Mittel der Politik aufgegeben werden. Das wäre nur möglich gewesen, wenn er mit einem Frieden des Rechtes und der Gerechtigkeit abgeschlossen wäre. So blieb der Krieg gleichsam als ein furchtbares Einzelwesen bestehen und ging daran, sich in den Jahren des sogenannten Friedens auf einen neuen Waffengang zu rüsten und, nach Stegemanns Worten, „nicht hinter der Zeit zurückzubleiben".

Rudolf Pechel.

Gerüstete Wirtschaft

Unter diesem Titel hat der bekannte Leiter des wirtschaftlichen Teils der DAZ, Josef Winschuh, in einem Buch eine große Anzahl jener Aufsätze zusammengefaßt, die er teils in seiner Zeitung, teils in der Zeitschrift „Der Vierjahresplan" zu den wichtigsten Erscheinungen und Aufgaben der Kriegswirtschaft veröffentlicht hat. (Berlin 1939, Frundsberg-Verlag.) Schon die sehr gepflegte Sprache läßt erkennen, daß es sich hierbei nicht um rasch hingeworfene Erzeugnisse des Tages handelt, daß der Verfasser vielmehr den einzelnen Fragen gründlich und vielseitig nachgegangen ist; er versteht es, die Bedeutung des einzelnen Vorgangs allgemeinverständlich darzulegen und in den Gesamtrahmen einzuspannen. Einer Einleitung, in der die Vorstufen der Kriegswirtschaft geschildert werden, folgen nicht weniger als 30 Artikel, die so gut wie alle allgemeinwichtigen Erscheinungen behandeln und fast immer Eigenartiges dazu zu sagen haben. So wird die Stellung, die jetzt der „gelenkte" Unternehmer innehalten kann, ebenso wie die des Wirtschaftsbeamten, des Arbeiters und des kaufmännischen Angestellten, nicht zuletzt auch der Frau beleuchtet. Der Aufgabe der Reichsbank und der Gestaltung des Geldwesens, der Bedeutung der Ausfuhr und der Großraumwirtschaft sind weitere Aufsätze gewidmet. Im letzten Abschnitt wird das allgemeine Gefüge der Kriegswirtschaft im Anschluß an die Kriegswirtschafts-Verordnung erörtert. Den Schluß bildet eine kurze Abhandlung über den Führer als Volkswirt. — So mag der Fachmann die eine oder andere Einzelheit namentlich der Vergangenheit etwas anders sehen, wie es der Verfasser tut. Gänzlich „liberalistisch" z. B. ist niemals weder im Reich noch gar in den Einzelstaaten die Wirtschaftspolitik sozusagen leergelaufen. Es braucht nur auf die Reichsbank hingewiesen zu werden, deren Präsident bis zur Dawesgesetzgebung schon Reichsbeamter und dem Reichskanzler unterstellt war und diese Abhängigkeit unter Bismarck mehrfach zu spüren bekommen hat. Vollends hat die Verstaatlichung der Eisenbahnen eines der allerwichtigsten Mittel der Wirtschaftslenkung, die Gütertarifpolitik, in die Hand der größeren Einzelstaaten, vor allem Preußens gelegt. Gewerbeförderung ist auch nicht nur in Württemberg (was der Verfasser mit Recht rühmend hervorhebt), sondern in großem Umfang auch in andern Bundesstaaten, nicht zuletzt durch die Errichtung hochwertiger Fachschulen von Staats wegen betrieben worden. Auch die Handelspolitik hat durchaus dem Ziel der Wirtschaftsförderung und Wirtschaftslenkung gedient. Der sogenannte Liberalismus hat eigentlich nur im luftleeren Raum der Literatur eine größere Rolle gespielt. — Für die Stellung des Laien zu den Gegenwartsaufgaben sind solche Unebenheiten jedoch nicht von entscheidender Bedeutung. Dafür ist wichtiger, daß der Gesetzesstand und die uns allen obliegenden Pflichten mit samt ihrer Begründung zutreffend und in ebenso überzeugender wie anregender Form entwickelt werden. Wer sich über das Warum dieser Pflichten und über die allgemeinen Zusammenhänge unterrichten will, findet in dem Buche willkommenen Aufschluß. — Von wesentlich anderer Art und deshalb eine gewisse Ergänzung bildend, ist das Buch „Deutsches Wirtschaftsrecht" von Prof. Justus Wilhelm Hedemann (Berlin 1939, Junker & Dünnhaupt). Dies ist zwar in streng wissenschaftlicher Form ein Grundriß von betont juristischem Charakter.

Die Rechtsgestaltung wird aber als Ganzes und im Einzelnen in so engen Zusammenhang und Zusammenklang mit den Erscheinungen des Lebens gebracht, daß auch der Rechtslaie sich eine Vorstellung von der Bedeutung der rechtlichen Vorschriften zu machen vermag. Und es ist Gegenwartsrecht, was hier dargeboten wird; demgemäß auch nicht nur positives Gesetzesrecht, sondern darüber hinaus an der Weltanschauung orientiertes Auslegungsrecht. Das Buch zerfällt in zwei große Hauptstücke, deren Bezeichnung schon die Eigenart der Behandlung erkennen läßt: „Staat und Wirtschaft" das eine, „das Eigenleben der Wirtschaft" das andere betitelt. In jenem geht es zunächst um die grundsätzlichen Fragen, wie Staat und Wirtschaft einander gegenüberstehen, wie die Partei an der Wirtschaftslenkung beteiligt ist, welcher Methodik sich der Staat bedient. Dann folgt die Darstellung der tatsächlichen Rechtslage und der „Grundlinien" staatlicher Einwirkung, gesteigert bis zur Selbstbeteiligung des Staates an wirtschaftlichen Unternehmungen und bis zur Idee der Autarkie. Im zweiten Hauptstück ist die Organisation der Wirtschaft selbst und die Regelung der sie tragenden Kräfte das Thema. Demgemäß werden ebenso die Selbstverwaltungskörper der Wirtschaft nach Idee und tatsächlicher Gestaltung, wie die Rechtsinstitution des Privateigentums, der Boden und seine Urstoffe, das Geld, die Preisbildung, die Arbeitskraft und das Betriebsverhältnis, die Wirtschaftspflicht und Wirtschaftsehre erörtert. Von allgemeiner Bedeutung auch ist die Behandlung der ständischen Gliederung, die aus den rechtlichen Unterlagen den Tatbestand herauswachsen läßt. Ein Nachtrag endlich bringt das unmittelbare Kriegswirtschaftsrecht nach dem Stand vom Herbst 1939. Alles in allem also ein Buch, das sowohl als Quelle und als Überblick über ein ungeheuer weitschichtiges und grundlegend wichtiges Sachgebiet, wie namentlich auch durch seine Offenlegung der rechtlich-wirtschaftlichen Zusammenhänge dem Fachmann und dem Laien wertvollen Dienst zu leisten vermag. K. Wiedenfeld.

Die Zaubergeige

Das klingt und singt in diesem Buche, das jubelt und schluchzt, das erstrahlt in hellster Schönheit und Freude und ist verhängt mit den Nebeln aller Herzenstrübsal, wie nur ein Meister es auf seinem Instrument in Tönen erklingen zu lassen vermag. In seinem neuen Roman „Die Zaubergeige" (Stuttgart, J. Engelhorn Nachf.) zeigt Kurt Kluge wiederum sein tiefes Wissen um die letzten menschlichen Dinge, seine gestaltende Kraft in so vielen unvergeßlichen Personen, seine Lebensnähe und sein prachtvolles Temperament in einer mitreißenden Schilderung eines neuen Teiles menschlichen Getriebes, überstrahlt von allen Lichtern eines hintergründigen Humors. Auf der Zaubergeige werden viele Themen neben-, über- und auch wohl manchmal durcheinander angeschlagen, die in kunstvoller Verflechtung in allen Tonstärken ertönen, bisweilen wohl einander übertönen, aber zuletzt in reinem Klang jedes für sich zu seinem letzten Sinn und Ausdruck geführt werden. Was aber sein Geiger Andreas, der sein einfaches Instrument auf einem Spießerkopf zertöpperte, an Schicksalen erlebt, als er das Leipziger Museumsstück, eine alte Stradivari, aus ihrem Glassturz für drei Nächte entleiht, auf eine kurze Frist sie aus dem Schlaf mit seinem Herzblut zu neuem Leben erweckt und mit ihrem Klang die hohe Kunst recht eigentlich mitten ins Volk hineinträgt, wie er Menschen und eine ganze Stadt mit ihrem Ton in magische Verstrickung bringt, wie er neben der bürgerlichen Schuld des „Entleihens" an dem feinen Mädchenkinde Agnes in ihrer hingebungsbereiten Güte schuldig wird, wie ihn Verzweiflung und Selbstmord bedrohen und wie sich dann alles durch weise und feine Menschen zur guten Lösung wendet — das wollen wir nicht erzählen, um dem Leser die ganze Finderfreude an einem neuen Juwel nicht zu schmälern. Er soll sich mit uns am Andreas, an der geliebten Gestalt der Kellnerin „Hasel", an den Menschen der kleinen Stadt, begabt mit Wilhelm Raabescher Herzensgüte, an den engen Spießern, kurz an jeder Figur dieses bunten Spieles selber freuen. Er wird des Lachens, aber auch der Nachdenklichkeit genug finden. Denn im Schicksal des armen Geigers ist die Gnade und der Fluch jedes künstlerischen Schaffens von einem Betroffenen gestaltet, und symbolhaft wird diese Geige zum Leben selbst und die Men-

schen zu ihren Saiten, auf denen der große Meister spielt – was für die Menschen nun einmal nicht ohne Schmerzen abgeht. Nur eins sei noch dem Meister Kluge gesagt: Dank aus einem für Zeit wieder frei und froh gewordenen Herzen für seinen neuen Roman, der eine Dichtung ist!

Bücher ins Ausland!

Wieder und wieder muß man feststellen, daß im Auslande die repräsentativen deutschen Erzähler unserer Zeit und die Träger deutscher Substanz nahezu unbekannt sind, und jeder wird sich schon gefragt haben, wie er solcher Unkenntnis durch die Darbietung charakteristischer Werke bedeutender deutscher Dichter und Schriftsteller abhelfen könnte. Denn hier lag und liegt eine ernste Gefahr, weil ganz falsche Vorstellungen auch in den Hirnen wohlmeinender Ausländer über das deutsche Schrifttum der Gegenwart Platz gegriffen haben. Zwei große deutsche Verlage haben nun geschmackvolle Geschenkkassetten zusammengestellt, die jeder als vollwichtige und gültige Zeugnisse heutiger deutscher Erzählkunst nach draußen schicken kann. Der Inselverlag, Leipzig, wählte die oberhalb jeder Diskussion stehenden Werke von Hans Grimm „Der Richter in der Karu" und Ricarda Huchs „Michael Unger", von Hans Carossa „Kindheit und Verwandlungen einer Jugend", ein wundervolles Buch höchster dichterischer und sprachlicher Verantwortung und Zucht, von Rudolf G. Binding „Die Geige", von Carl Rothe „Olivia", diese ernste Erzählung zwischen den Völkern, und von Hans Friedrich Blunck „Die große Fahrt." – Der Verlag Albert Langen, Georg Müller, München, vereinigte gleichfalls in einer Kassette sechs in einer ansprechenden Antiqua gedruckte Bände, die man zum Preise von RM 16,– an eine beliebige Auslandsadresse senden lassen kann. Er nahm in diese wichtige Sammlung auf: K. B. von Mechow, „Vorsommer", Joachim von der Goltz, „Der Baum von Cléry", eine der besten Kriegserzählungen, Ernst Wiechert, „Die Majorin", Emil Strauß, „Der Schleier" und von dem Auslanddeutschen Heinrich Zillich „Zwischen Grenzen und Zeit" – alles unstreitig wesenhafte Bücher. Diesen Erzählungen und Romanen ist hübscherweise ein Schatzkästlein beigegeben: Wilhelm Schäfers „Anekdoten". Beide Verlage leisten hier wirklich werbende Kulturarbeit von großer Bedeutung, und es ist dringend zu wünschen, daß diese bedeutenden Zeugnisse deutscher Dichtung und Erzählkunst in möglichst großer Zahl ins Ausland gelangen.

Rudolf Pechel.

Vom Handbuch der Zeitungswissenschaft

Trotz des Krieges sind soeben die ersten beiden Lieferungen eines neuen größeren deutschen wissenschaftlichen Werkes erschienen, das in seiner Betrachtungsweise nicht an den Grenzen Deutschlands haltmacht, sondern über sie hinaus allen wichtigeren Ländern der Erde seinen Besuch macht, indem es ein Bild der Entwicklung ihrer Presse einbezieht. Es ist das „Handbuch der Zeitungswissenschaft", welches der Präsident des 1933 gegründeten „Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes", Geheimrat Prof. Dr. Walther Heide, an der Spitze eines Gremiums der bekanntesten Forscher und Lehrer dieser geisteswissenschaftlichen Universitäts- und Hochschuldisziplin und hervorragender Persönlichkeiten aus dem aktiven gegenwärtigen deutschen Journalismus und seiner Berufsverbände herausgibt (Leipzig 1940, Karl W. Hiersemann. Preis je Lief. RM 15,–, Gesamtwerk RM 160,–). Mit diesem Werke, das wohl auf vier Lexikonbände im Gesamtumfang berechnet ist und in dessen Aufbau und Gestaltungsweise man jetzt an Hand der ersten Lieferungen, welche drucktechnisch hervorragend ausgefallen sind, einen Einblick nehmen kann, gibt die Zeitungswissenschaft sich selbst, ihren Freunden und Nutznießern einen ersten großen Rechenschaftsbericht über ihre Arbeit in den ersten beinah vierhundert Jahren ihrer Vorgeschichte, welche vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis in die ersten Monate des Weltkrieges reicht, über ihre Erneuerung als Hochschulfach seit dem Weltkriegsende mit der stetig wachsenden Verbreiterung ihres Einflusses bis 1933, über ihre Mitarbeit am Neuaufbau des Reiches, seiner Presseführung und Gesetzgebung seit 1933 bis in unsere Tage. Der aufmerk-

same Durchblätterer der reich ausgestatteten Hefte, der allenthalben gern verweilende Leser dieser wissenschaftlichen Informationsberichte über sämtliche mit der Presse zusammenhängende Fragen aus Geschichte und Gegenwart fühlt sich durch das Gebotene ausgezeichnet unterrichtet. Er ist auch dankbar für die Form des in kurzen, materialmäßig außerordentlich reichhaltigen Artikeln gebotenen Stoffes dieses interessanten Lehr- und Handbuches, das an keiner Stelle „fachsimpelt", sondern lebendig anspricht.

Wilmont Haacke

Erzähltes

Voll Dämonie ist das Buch von Ruth von Ostau „Sommer der Versuchung" (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 2,80), in dem ein junges Mädchen von sehr besonderer Eigenart Verwirrung in das gleichmäßige und ausgeglichene Leben der Menschen auf einem ostdeutschen Gutshofe bringt, wertvolle Menschen rein aus dem Gesetz ihrer Art heraus in Gefährdung bringt, aber schließlich sich doch alles zum Guten wendet und man die Heldin in der Gewißheit einer neuen Reife entläßt. — In das Berchtesgadener Land und zu seinen Bauern führt die Novelle von Maria Berchtenbreiter „Die stummen Tage" (ebenda. RM 2,—). In der auf eine Woche zusammengedrängten Handlung bewährt sich eine junge Bäuerin im Lebenskampfe und der Entscheidung, obgleich sie durch unheimliche und wilde Kräfte bedroht wird. Schön ist die Figur des alten Knechtes Matheis, der wahre Verbindung zu den echten Kräften des Bodens und der Natur hat. — Der Roman „Seltsam zärtliche Ehe" (Braunschweig, Vieweg) von Günther German führt nach Masuren und zu seinen Schiffern und will diese Menschen in einer seltsamen Zwiespältigkeit glaubhaft machen. Das geht nicht immer ohne Krampf ab, und wenn wir früher den lateinischen Bauern kannten, so ist hier etwas vom lateinischen Seemann. Denn diese Männer entfalten in dem Kampf um das Weib fast die Roheit primitiver Urmenschen, nebenbei aber wissen sie so arg viel auch von den hohen Gütern der Menschheit in Musik und Literatur. Wir sollen glauben, daß diese Menschen wie die Kinder sind, die „noch aus dem Herzen lachen und aus ihren Seelen weinen können". — Zwei Erzählungen von Lene Bertelsmann sind in dem Buche „Der Verschollene" (ebenda) vereinigt, deren eine „Der Verschollene" das Kriegserlebnis eines deutschen Offiziers, deren andere „Männer im Baltenland" das Erleben eines Freikorpskämpfers aus dem Baltikum und seinen Rückweg ins Reich schildert. Wir alten Soldaten haben den deutschen Menschen unter Waffen in allen seinen Spielarten kennengelernt und hören immer wieder von ihm gerne. Schwer aber kann man sich damit abfinden, wenn auf den Krücken einer die innere Wahrheit nicht gewinnenden Konstruktion uns der deutsche Soldat vorgeführt wird, wie wir ihn niemals erlebt haben. — Der Roman des frühverstorbenen bulgarischen Dichters Jordan Jowkov „Das Gut an der Grenze" (Leipzig, Felix Meiner) ist als 1. Band einer Schriftenreihe der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft in der deutschen Übersetzung von Nikola Kolef erschienen, und wir schulden für diese Gabe Dank. Denn in diesem Buche, das ohne Anspruch erzählt ist, ersteht ein Gesamtbild des bulgarischen Menschen, wie ihn die Deutschen kennen sollten. Stellenweise scheint es, als ob es dem Dichter auf eine psychologische Entwicklung eines jungen bulgarischen Mädchens angekommen wäre, stellenweise als ob er die einfachen Menschen, Gutsbesitzer und Bauern, Zollbeamte und Offiziere an der bulgarisch-rumänischen Grenze mit ihren Tagesproblemen habe abschildern wollen. Aber aus all diesen Elementen formt sich eine Einheit, die in der dichterischen Kraft des Verfassers begründet ist. — Eine wilde und abenteuerliche Begebenheit bildet den Inhalt des Buches „— kein Zurück..." des italienischen Dichters Amerigo Ribera (Wien, Paul Zsolnay. RM 5,80). Durch einen Schiffbruch in einem furchtbaren Taifun geraten ein 60jähriger italienischer Ingenieur und ein junges deutsches Mädchen als einzig Überlebende auf eine einsame Südseeinsel. Sie ziehen die Folgerungen aus dieser gezwungenen Zweisamkeit, die durch die fehlende sprachliche Verständigung nicht gemildert werden kann, in ruhiger Ergebung und Vernunft, bis dann im Wüten eines neuen Sturmes beide mehr aus Schutzbedürfnis, als aus irgendeinem Gefühl heraus zu einer Körperverbindung kommen, aus der das Mädchen ein Kind davonträgt. Schuld an diesem unwiderruflich tragischen Erleben ist

im Grunde niemand, aber während das Mädchen durch ihre Mutterschaft den Weg ins Leben zurückfindet, wählt der Mann den Weg in den sicheren Tod als Sühne für ein ohne Bewußtsein begangenes Verbrechen, indem er dem rettenden Schiffe, das ihn in die menschliche Gemeinschaft zurückbringen will, nicht folgt. – Eines der besten Bücher, mit dem man die Bekanntschaft immer wieder gerne erneut, liegt in neuer Ausgabe vor: „Aufruhr auf Madagaskar" von Max Mezger (Potsdam, Rütten & Loening). Mezger erzählt hier bekanntlich aus eigenem Erleben die Geschichte des Widerstandes der Eingeborenen gegen die französische Besitzergreifung, der im Jahre 1904 ausbrach, unter der Führung Kutavus. Die Menschenkenntnis, die Klarheit des Urteils, ein überlegener Humor und ein wirkliches Darüberstehen erheben dieses Buch, das außerdem glänzend erzählt ist, in einen bedeutenden Rang. – In dem Roman von Walter Schimmel-Falkenau erklingt eine dunkle „Melodie in Moll" (Leipzig, Hesse & Becker. RM 5,50). Der Roman, der sich auch durch eine innere Musikalität auszeichnet, führt ins Viermäderlhaus, das Heim der Fröhlichs, in dem einer der vielen musikalischen Mittelpunkte Wiens in der Biedermeierzeit in Vollendung sich verkörperte, und in dem Grillparzer und Schubert ein- und ausgingen. Nicht Schubert, der den Entschluß zu seinem Glück nicht aufbrachte in übergroßer Bescheidenheit, ist der Held, sondern die älteste der Töchter, Anna Fröhlich, die aus einer tiefen, verpflichtenden Liebe zu dem genialen Künstler auf eigenes Glück verzichten zu sollen glaubte, um nur die eine Aufgabe zu erfüllen, für ihn immer da zu sein, wenn er sie brauchte, und nicht mehr zu fordern, als sein schöpferisches Ingenium verlangte. Das alles wird in zuchtvoller Sprache erzählt. Den großen seelischen und Gefühlsreichtum des Dichters zeigt auch sein Buch „Geliebte Frau" (ebenda), in dem in ergreifenden Bekenntnissen in Prosa und Vers eine große Liebe beschwingt geschildert wird. Die Textzeichnungen von großer Zartheit schuf Karl Wernicke. – Nach dem Roman „Vier Kameraden", der im Dreißigjährigen Kriege spielt, gibt Karl Bartz eine Fortsetzung der großen Geschichte einer deutschen Familie in seinem neuen Roman „Lilienbanner und Preußenaar" (Berlin, Deutscher Verlag. RM 7,50), in dem er die Schicksale der beiden Brüder Baumgarten, der Söhne eines reichen und harten Augsburger Patriziers, in der weiten Welt, die beide erstreben, darstellt. Der älteste Sohn, der Liebling des Vaters, wird von entfernten Verwandten nach Kanada gerufen, um dort in ein blühendes Geschäft einzuheiraten, und gerät als tapferer Mitstreiter mitten in den Kampf Frankreichs um seine Kolonie gegen England. Von einer Manon-Lescaut-Leidenschaft befreit er sich, um sein Glück sicher in der Liebe einer tapferen Frau begründen zu können. Die Schilderung der harten Kämpfe erinnert oft an Cooper. Der andere Sohn, in den Augen des geldstolzen Kaufmanns wegen seiner Neigung zum Offiziersstande ein Taugenichts, fällt in die Hände eines Werbers und findet sich statt als künftiger Offizier als gepreßter Rekrut in Berlin wieder. Eine geglückte Desertion aus den unwürdigen Verhältnissen beendet er aus kameradschaftlichem Ehrgefühl durch freiwillige Rückkehr. Es gelingt ihm, die Aufmerksamkeit des Großen Königs zu erwecken und durch tapfere und kühne Taten Offizier im preußischen Heere zu werden und viele Auszeichnungen, auch den Adel zu gewinnen. Die Schicksale und Lebenswege der Brüder kreuzen und verschlingen sich, bis endlich alle wieder im Vaterhause vereint sind. Mit breitem Pinsel hat Karl Bartz ein farbiges und lebendiges Gemälde der ganzen Zeit um diese Einzelschicksale herumgeschrieben. – Die afrikanischen Novellen des Dänen Jürgen Jürgensen, ins Deutsche übertragen von Hermann Kiy und Victor A. Schmitz, „Fieber", die längst ein großes Lesepublikum durch die dämonische Kraft der Darstellung, das tiefe Wissen um die böse Wirkung des Fiebers auf weiße Menschen und ihren Charakter und die glänzende Erzählungskunst gefunden haben, konnten in neuer, um einige Stücke erweiterten Auflage erscheinen und dürfen eines starken Erfolges sicher sein (Potsdam, Rütten & Loening). – Seinem großen Roman „Die Barrings" hat jetzt William von Simpson einen zweiten Teil folgen lassen, der die Schicksale der großen ostpreußischen Familie nun in der nächsten Generation behandelt und bis zum Weltkrieg führt: „Der Enkel" (Potsdam, Rütten & Loe-

ning). Hatte der erste Roman das Schicksal eines Geschlechts geschildert, das durch eigene Arbeit und Tüchtigkeit im deutschen Osten als Großgrundbesitzer seßhaft wurde, und dessen letzter Herr, mißleitet von seiner Frau, den großen Besitz nicht mehr halten konnte und wollte, so zeigt hier der Enkel Archibald Barring, daß er trotz mancher charakterlichen Fehler des Großvaters würdig ist. Nach einer Kindheit ohne Liebe der Mutter, die sich immer stärker in Abneigung, ja in Haß gegen das eigene Blut wendet, gelingt es ihm, dem Geschlechte der Barrings eine neue Heimat in Ostpreußen auf einem großen Gute zu gründen. Auch in diesem Roman ersteht wie in den „Barrings" die ganze Zeit in dem Ausschnitt der Gesellschaft, dem diese bevorzugten Menschen angehören. William von Simpson hat aus eigener Erfahrung und eigenem Erleben sehr viel zu sagen, und er besitzt den langen Atem des geborenen Erzählers, der es versteht, eine Vielfalt von Personen sicher zu führen. Die feine Kultur und die tiefe Bildung bewahren ihn davor, selbst wenn er durch Hereinziehen bekannter Persönlichkeiten der Vorkriegszeit nahe an das heikle Gebiet des Schlüsselromans rührt, auch nur entfernt einen peinlichen Eindruck hervorzurufen. Hier ist viel Wissen um politische Zusammenhänge der Vorkriegszeit niedergelegt, und man wird das Buch wie seinen Vorgänger einmal als ein kulturhistorisches Dokument ersten Ranges, geschrieben von einer feinen und klugen Hand, ansprechen. Die Kunst des Erzählens läßt den Leser auch die oft recht ausführlichen Darlegungen über Politik, über das Reiten — ein Lieblingsthema — und selbst über landwirtschaftliche Einzelfragen ohne Widerspruch hinnehmen, und das bei einem Umfang von 639 Seiten. — Einen Roman vom Reichtum des Lebens nennt Georg Rendl sein Buch „Ein fröhlicher Mensch" (Freiburg i. B., A. Alber). Ein mit dem Gottesgeschenk echter Herzensfröhlichkeit begnadeter Bauernsohn überwindet aus der Kraft seines Herzens und der Selbstverständlichkeit seines Seins die Fülle der Widerstände, die ihm aus seines Vaters Schwermut, aus seines Bruders dumpfer Art und aus dem Mißtrauen der andern Bauern erwachsen, er erringt das geliebte Mädchen und gründet den bäuerlichen Hof neu mit der Aussicht auf sichere Dauer für viele Geschlechter. Das alles wird in einer feinen und dichterischen Art erzählt, so daß man diesem gesunden Buche gerne zustimmt. — Schwerere Luft drückt in der Erzählung von Fanny Wibmer-Pedit „Der goldene Pflug" (München, J. Müller, RM. 3,50). Hier sind drei Novellen vereinigt, deren Titelnovelle in die tiroler Geschichte um das Jahr 1000 führt und von der Heiligkeit des Bodens gegenüber der Goldgier predigt. Zart und fein ist die zweite Novelle „Das Frauenbrünnl", und in der dritten „Die Seele des Meisters" erklingt die alte, schwere Wahrheit, daß jeder schöpferische Mensch für sein Schaffen mit dem eigenen Lebensglück zu bezahlen hat. — Ein hohes Lied auf die ewige Schmiere ist Bernd Böhles Roman „Theatertruppe Schedereit" (Leipzig, O. Janke. RM 5,50). Sein Direktor Schedereit ist zweifellos aus dem Leben gegriffen und wird von Böhle, der selber zur Schauspielerzunft gehört, mit so viel Liebe und Wärme in seiner genialischen Art, seiner herrlichen Verluderung und dem fröhlichen Dennoch des wahren Komödianten hingestellt, daß man ihn gerne auf seiner Wanderung durch bayrische Kleinstädte mit seiner kleinen Truppe begleitet. Die Erinnerung an eigene Erlebnisse sind Böhle so lieb, daß er bei ihnen stellenweise mit größerer Ausführlichkeit verweilt, als daß Wiederholungen vermieden worden wären. — Eine Sammlung „1940 Junge deutsche Prosa" (Berlin-Grunewald, F. A. Herbig) gibt Wolfgang Weyrauch heraus, in dem 25 junge deutsche Schriftsteller und Dichter mit für ihr Schaffen kennzeichnenden Erzählungen und Novellen vertreten sind. Es ist manche recht beachtliche Leistung dabei, und nichts, was nicht Hoffnung auf reifere Ernte zuließe. Allen gemeinsam ist wohl das Hingegebensein an das Leben in seiner ganzen Kraft und Wildheit und der Glaube an die Seele. Erschöpfend für das Schaffen einer ganzen Generation ist diese Sammlung nicht und sollte und konnte sie auch nicht sein. — Ein ausgesprochener Tendenzroman ist Erna Grautoffs „Herrscher über Traum und Leben" (Stuttgart, Rowohlt. RM 8,—). Zwar

einer sozusagen wissenschaftlichen Tendenz, denn er gibt die von der Verfasserin angenommenen Ergebnisse der neuen Bacon-Shakespeare-Forschung. Er ist mit einer beachtlichen Geistigkeit und Fähigkeit saftigen Zeitkolorits wie Charakterisierungskraft geschrieben, aber er hat die Schwächen jedes Tendenzromanes. Um das thema probandum konsequent durchzuführen und dem Leser glaubhaft zu machen, geht die Psychologie gelegentlich auf Stelzen, und Künstlichkeit der Konstruktion wird nicht vermieden. Für Erna Grautoff ist einzig Bacon der Verfasser von Shakespeares Werken, während dieser in den niederen Rang eines rohen und geldgierigen Schauspielers verwiesen wird. Sie macht sich auch die historischen Phantasien zu eigen, daß Bacon sowohl wie Essex, den Elisabeth von England bekanntlich hinrichten ließ, natürliche Söhne der Königin und des Grafen Leicester seien. Für alle, die an die Bacon-Theorie nicht glauben, hat der Roman geringe Überzeugungskraft. — Ein Verwandter des Marschalls Ney, des Treuesten der Treuen, ist der Held des Romanes von Johannes Kirschweng: „Der Neffe des Marschalls" (München, Karl Alber. RM 5,50). Nach Napoleons Sturz als Sergeant abgedankt, lebt er in seinem Heimatdorfe als ein Schuhflicker, der sein Handwerk, das er schlecht versteht, höchst unwillig ausübt. Viel besser würde er sich auf das Flicken kranker Seelen verstehen, nachdem er von einem etwas schrulligen getreuen Eckart des Saarlandes von den guten und bösen Kräften und Geistern der Heimat und des Bodens eindringlich erfährt. In diese Aufgabe aber wächst er erst hinein, nachdem die Reifen um sein Herz durch bewiesene Treue anderer gegen ihn gesprengt sind und er sich selbst findet. Innerlich gesundet kehrt er zurück von einer Reise nach Paris, auf der er, einer Laune folgend, als eine Art Impresario einen reichen Kaufmann begleitete, und nun gelingt es ihm, sein Lebensglück mit einem Mädchen, das ihm die Treue hielt, nicht zu flicken, sondern zu einem dauerhaften Werke zu machen. Der Roman ist in jeder Hinsicht erfreulich, die erzählende Kunst ist groß, ebenso wie das Wissen um die tiefen Hintergründe menschlicher Existenz. — In den Weltkrieg führt der Roman von Jürgen Hahn-Butry „Ein Frühling in Flandern" (Leipzig, O. Janke. RM 4,75). Hier wird das Schicksal eines Kriegsfreiwilligen gestaltet, der als Abiturient ins Feld zog, unreif vor Mannesentscheidungen und -bewährungen gestellt, sich innerlich völlig verkrampft, zwar am Feinde sich bewährt, aber den letzten Sinn des Soldatseins nicht begreift. Durch echte Vorgesetzte, die ihn mit Strenge, aber auch viel Geduld auflockern, und durch gute Kameraden findet er allmählich zu sich selbst, bis die Liebe einer jungen Flamin seinem Eigenen zum reifen Durchbruch verhilft, so daß der Tod vor dem Feinde einen Vollendeten trifft. Alle Gestalten dieses Romans sind echt: die Offiziere, die Soldaten, die Bauern und die Frauen. — Rüdiger Syberbergs Roman „Peter Anemont" (München, Karl Alber. RM 5,80) hat zum Helden einen jener Außenseiter des Lebens, die, verschlungene Pfade geführt durch das Leben, schuldlos-schuldig, wehrlos und unverwundbar zugleich endlich zu reifem Menschentum gedeihen. Diesem Peter Anemont bringt nach schwerer Jugendzeit als vaterloses Kind und ziellosen Wanderungen durch Deutschland der Krieg und die Gefangenschaft in Sibirien, die endlose Heimkehr in sein Heimatdorf die Verklärung zu selbstloser Güte und Opferbereitschaft. Auch in diesem Buch ist echt Dichterisches und formende Kraft. — Horst Langes Roman „Ulanenpatrouille" (Hamburg, H. Goverts), dem wir das wesentliche Buch „Schwarze Weide" verdanken, faßt mit erstaunlicher Meisterschaft die Vollendung eines Menschenschicksals in die knappe Frist von 24 Stunden zusammen. Unmittelbar vor dem Kriege kommt ein junger deutscher Ulanenoffizier im Manöver auf das Gut eines Magnaten polnischen Blutes, der die Frau in eine beschmutzte Ehe führte, mit der den jungen deutschen Offizier eine aussichtslose Leidenschaft verband. Der morsche Träger eines großen Namens und großen Besitzes, unfähig, selber den ersehnten Erben zu zeugen, versucht in häßlichem und teuflischem Spiel dem jungen Offizier diese Aufgabe zu übertragen, das starke Angefressensein dieser Schicht eindeutig beleuchtend. Der junge Offizier erliegt seiner Leidenschaft und findet durch einen raffinierten Racheakt des eifersüchtigen verkommenen

Neffen des polnischen Magnaten nach der Liebesnacht durch sein wild gemachtes Pferd den Tod. Ohne zu werten, versteht es Horst Lange in überlegener Distanz die Schicksale zu gestalten und dank seiner dichterischen Kraft ihnen die Peinlichkeit zu nehmen. — Ein grauenvolles Bild einer seelisch in falscher Erziehung und unter den Folgen der Verwilderung im Krieg verwahrlosten Jugend entwirft Hubertus Grimm in seinem österreichischen Roman „Harte Seele" (Berlin, Steuben-Verlag. RM 6,80). Mit bemerkenswerter Fähigkeit psychologischer Zergliederung stellt er einen jungen Menschen hin, der nur noch eines kennt: sich selbst unter allen Umständen durchzusetzen, und der sich dafür eine verruchte Pseudo-Philosophie zurechtgemacht hat. Man darf annehmen, daß hier eine Warnung beabsichtigt ist, in welche seelische Wüste und Todheit Jugend, von solchen Grundsätzen geleitet, geraten muß. — Der neue Roman von Hans Fallada „Kleiner Mann, Großer Mann — alles vertauscht" (Stuttgart, Rowohlt. RM 6,50) trägt den Untertitel „Max Schreyvogels Lust und Last des Geldes". Er ist von Falladascher Lustigkeit, die niemals frei von einer gewissen Penetranz ist und vor keinerlei Gewagtheiten zurückscheut. Prachtvoll aber ist die Gestalt der Frau Schreyvogel geraten, die ihren Mann, den eine Riesenerbschaft, belastet von einem bösen Onkel mit geheimem Fluch, dem Dämon des Geldes erliegen läßt, durch kluge Härte und überlegene Führung wieder zu sich selber und zur richtigen Einschätzung von Geld und Geldeswert, d. h. zur tapferen Verachtung bringt. Wieder tanzt hier eine Fülle von echten und schrulligen Gestalten, aus der Fülle des Alltags genommen, um das Goldene Kalb in Szenen von einer oft überwältigenden Komik. Wer Falladas Art liebt, wird an diesem Buche wiederum helle Freude haben. — Die Erzählung von Wolfgang Kraus „Schwert und Pflug" (Berlin, Wiking-Verlag. Holzschnitte von W. Masjutin. RM 2,80) spielt um das Jahr 1200 in der Blütezeit des Livländischen Schwertritterordens und läßt einen jungen deutschen Adligen im Kampf um Liebe ein echt außendeutsches Schicksal erleben, das ihm die Erkenntnis gibt, daß nicht der Kampf, sondern die Arbeit am Boden und das Verwurzeln in ihm allein eine neue Heimat erwerben kann. — Das 686 Seiten starke Buch von Albert Lorenz „Der Ketzer von Halberstadt" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) ist nicht eigentlich, wie es vorgibt, ein Roman. Denn es fehlt jeder ernsthafte Versuch einer künstlerischen Gliederung und einer auf die Gesetze der Erzählung bedachten Form. Es ist auch nicht die Chronik einer Stadt, wie es stellenweise anmutet, denn dazu ist wieder zu viel Beiwerk hinein getan. Stofflich wird hier die Geschichte zweier halberstädter Patrizier, Vater und Sohn, erzählt, die ihr Leben in einer Zeit des Niedergangs, der Unruhe, der Gärung, der Gewalt und Willkür lebten, an ihrem Teil dem Unheil zu steuern suchten und beide tragisch endeten, der Vater durch Mord, der Sohn unter dem Beil des Henkers. Das Buch gibt eine Art Sitten- und Geistesgeschichte dieser Zeit, und hierin liegt sein Wert. Das Ringen des Sohnes, der in Meister Eckeharts Schriften das Heil suchte und fand, kennzeichnet ihn als einen der vielen vergeblichen Vorläufer der Reformation, deren Notwendigkeit schon der Vater erkannte. Das sehr umfangreiche Zitieren aus Meister Eckeharts Schriften, deren Inhalt nicht immer transparent gemacht wird, hemmt den Fluß der Erzählung. — Um den Prinzen Eugen schrieb Ludwig Mathar seinen Roman „Der Reichsfeldmarschall" (Paderborn, F. Schöningh). Den Sinn von Prinz Eugens Wirken, dessen militärische Taten und Siege bis heute im deutschen Volke ihren vollen Glanz behielten, sieht Mathar in seinem Ringen, des Reiches Grenzen und seine Sicherheit zu retten und zu festigen. Wie fast alle Romane der letzten Zeit, die ihren Stoff der Historie entnehmen, ist auch dieses Buch in einem gesteigerten Stil geschrieben, aber hier wird der sonst häufige Eindruck vermieden, daß alles um eine Oktave zu hoch und stets im Fortissimo geblasen wird. Es gelang Mathar, der von heiligem Eifer für seinen Helden als Träger des Reichsgedankens befeuert ist, ein Buch lebendigen Lebens zu vollenden und die unvermeidliche Einseitigkeit des gestellten und konsequent durchgeführten Themas glaubhaft zu machen. — In der deutschen Übertragung von Günter Mariaanen ist der

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegt ein Buchprospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Felix Meiner Verlag, Leipzig C 1,
betr. Theodor Bohner „Mit den Augen des Italieners".

Roman der flämischen Dichterin Maria Peremans-Verhuyck „Ewig Unruhvolles Herz" (Braunschweig, Vieweg) erschienen. Hier schildert die Dichterin Jugend und Leben eines Findelkindes, das nach harter Erziehung bei den Beghinen dank ihrem Liebreiz, ihrem reichen Herzen, ihrer inneren Adligkeit und einer großen musikalisch-künstlerischen Begabung auf die Höhe des Lebens gelangt, ohne daß freilich die Liebe ihres Lebens zu einem leichtlebigen Kavalier und Offizier ihre Erfüllung in geordneten Bahnen findet. Er ist ihr Schicksal und bricht immer wieder in ihr Leben ein, während sie anderen Männern eine gute Frau wird. Endlich nach seinem Tode lenkt ihr Leben mit ihrem Sohn in ruhige Bahnen, die durch die heraufdämmernde französische Revolution wiederum in Unruhe umbrochen werden und sie in eine neue Existenz über den Ozean nach Amerika führen. Dies Leben wird ohne Anspruch erzählt, gibt aber dank der genauen Kenntnisse der Verfasserin von Geschichte und Kulturgeschichte ein farbiges Bild niederländischen Lebens im Ausgang des 19. Jahrhunderts.

Verschiedenes

In 2. Auflage, die Erweiterung und Verbesserung bedeutet, liegt das Handbuch „Schlag nach!" vor, in dem bekanntlich nicht nach alphabetischer Ordnung, sondern nach Stichworten eine Fülle von Nachweisen mit vielen Statistiken und Tabellen geboten wird, so daß ein wirklich zuverlässiger, stets griffbereiter Führer hier geschaffen ist (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,—). Die schnelle Arbeit der Redaktion hat es ermöglicht, einen Kriegsnachtrag anzufügen, und jeder Käufer soll später einen weiteren Nachtrag erhalten, der nach einer endgültigen Ordnung im Osten alle eingetretenen Veränderungen berücksichtigen wird. Als geographisch-politische Einzelhefte sind erschienen (je RM 0,50): „Schlag nach über Polen", „Schlag nach über Rußland" und „Schlag nach über Skandinavien". Es sind sozusagen Auszüge aus dem Konversationslexikon in handlicher Form. Jedem dieser Hefte liegt eine mehrfarbige Karte bei. — Ein Volkslesebuch „Das koloniale Deutschtum" hat Ernst Gerhard Jacob herausgegeben (Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark. RM 2,20). Jacob, ein Vorkämpfer des kolonialen Gedankens, hat hier in kluger Auswahl Zeugnisse von Männern gesammelt, die aus eigener Erfahrung von Deutschlands Kolonien sprechen dürfen, von den großen deutschen Reisenden Nachtigal, Rohlfs und Slatin Pascha bis zu letzten früheren Gouverneuren unserer Kolonien und zu Lettow-Vorbeck, Hans Grimm u.a. — Colin Roß hat unter dem Titel „Vier Jahre am Feind" (Leipzig, F. A. Brockhaus. RM 3,60) seine Erlebnisse im Weltkrieg drucken lassen. Das militärische Kommando führte ihn auf die verschiedensten Kriegsschauplätze im Westen, Osten, Serbien, nach Ösel, in den Schlußkampf gegen die Bolschewiken und in die großen Offensiven 1918. Seine Erlebnisse sind in seiner gewohnten Art interessant dargestellt, er teilte sie mit vielen tausenden tapferen Kameraden. Interessanter würden seine Erinnerungen an die Zeit nach dem Zusammenbruch für weite Kreise sein.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Franz Hammer, Eisenach — Generalmusikdirektor a. D. Georg Göhler, Lübeck — Gerhart Pohl, Wolfshau-Riesengebirge — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Dr. Wilmont Haacke, Wien.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM. Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

RUDOLF PECHEL

Von den Gründen des Sieges

Die in der Kriegsgeschichte einmaligen, geradezu unglaubhaft erscheinenden Siege der deutschen Wehrmacht über die französische Armee haben überall in der Welt eine lebhafte Erörterung über die Gründe dieses neuen Tatbestandes nicht nur, sondern über die Gründe der Fähigkeit zum Siege überhaupt entfesselt.

Eine solche Diskussion ist so alt wie Sieg und Niederlage, und es gibt die verschiedensten Theorien, mit denen eine gültige Erklärung angestrebt wurde und wird, ohne bei dem schwierigen Problem, in dem sehr verwickelte Tatbestände sich überschneiden, mit einer eingleisigen Theorie die ganze Wahrheit erschöpfen zu können. Aber die Erörterung muß weitergeführt werden, schon um nicht zur Setzung falscher Größenordnungen und zu gefährlichen Schlüssen zu gelangen.

Ein wesentlicher Fehler früherer Erörterungen lag wohl darin, daß begreiflicherweise mehr nach den Gründen der Niederlage als nach denen des Sieges geforscht wurde, da der Unterlegene schon wegen der Schuldverteilung geneigt ist, in dem Schmerz seines Unglücks herumzubohren, während der Sieger begangene Fehler leicht mit dem Mantel des totalen Erfolges zudeckt — was aber der Beseitigung der Problematik nicht eben förderlich ist.

Die eine Theorie, eine rein materialistische, lautet, daß der Sieg nur der Überlegenheit des Geldes, der wirtschaftlichen Kraft, der technischen Ausrüstung, der Zahl im allgemeinen zu danken sei. Gegen ihre Richtigkeit ist jetzt eine deutliche Antwort erteilt worden.

„Man gewinnt einen Krieg nicht nur mit Gold und Rohstoffen", sagte Marschall Pétain in seiner Botschaft an das französische Volk, als er sich unter Verzicht auf alle persönlichen Gefühle seinem Volk und Land in der schwersten Stunde zur Verfügung stellte, die bittere Rolle, die ihm von der Geschichte zugeteilt wurde, ohne Zögern und Klagen übernahm und den männlichen Mut bewies, seinem Volke die Wahrheit zu sagen. In der Erklärung, die Größe atmet, stellt er fest, daß nunmehr alle Illusionen, denen man sich hingegeben habe, zerstört seien, die Illusionen über die wirkliche militärische Kraft und die Wirksamkeit wirtschaftlicher Maßnahmen. „Unsere Niederlage verdanken wir dem Geist der Verweichlichung und der Genußsucht."

Hiermit nähert er sich einer zweiten Theorie, die man die spartanische nennen kann, die nur in der totalen militärischen Ausrichtung eines ganzen Volkes die Möglichkeit zum Siegen erblicken will. Sie ist im Grunde so einseitig wie die erste. Aber sie hat etwas Bestechendes, weil sie durch eine einfache Formel nicht nur eine Erklärung, sondern auch einen erfolgreichen Weg zu geben scheint. Deshalb ist sie gefährlich und bedarf einer ausführlicheren Widerlegung. Dabei ist diese Theorie keineswegs neu. Schon Schiller hat sie abgelehnt. Es lohnt, sich in seine Gedankengänge zu vertiefen, die fast wie eine Erwiderung auf die Worte des greisen Marschalls Pétain wirken, die an die Vorwürfe erinnern, welche den Athenern von ihren Führern gemacht wurden nach ihrem Erliegen gegen Sparta.

Man hat zeitweise auf Schiller als Historiker herabgesehen und die Bedeutung seiner Beschäftigung mit der Geschichte für seine innere Entwicklung unterschätzt. Heute wissen wir, daß der Ertrag seines Durchgangs durch die geschichtliche For-

ſchung der geweſen iſt, daß er auf der Höhe ſeines Lebens alle Probleme nicht nur abſtrakt-philoſophiſch, ſondern immer zugleich geſchichtlich begriffen und gedeutet hat, wie es Reinhard Buchwald in ſeiner meiſterhaften Schiller-Biographie ausführt. Auch in ſeinen „Briefen über die äſthetiſche Erziehung" philoſophierte er nicht über den Menſchen ſchlechtweg, ſondern erkannte den deutſchen Menſchen in der beſonderen geſchichtlichen Lage ſeiner Zeit und machte ihn ſich deutlich an den Menſchen anderer Kulturen, vor allem der griechiſchen. Zweifellos iſt noch vieles gut aufkläreriſch gedacht, aber man ſollte den Wirklichkeitsſinn eines Mannes nicht unterſchätzen, dem wir das großartige Wort verdanken: „Einſtweilen, bis den Bau der Welt / Philoſophie zuſammenhält / Rangiert ſich das Getriebe / Durch Hunger und durch Liebe."

Von beſonderem Intereſſe für die Theorie des Sieges ſind die Ausführungen Schillers in ſeiner Arbeit über „Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon". Auch ſchriftſtelleriſch iſt dieſer Aufſatz von großem Reiz. Schiller erweckt zunächſt den Anſchein, als ob er dem Werke der Geſetzgebung durch Lykurg mit Achtung und Sympathie gegenüberſtünde, wobei es für den Wert des Schillerſchen Urteils keine Rolle ſpielt, ob Lykurg eine hiſtoriſche Perſönlichkeit oder die Geſtalt eines Lichtgottes geweſen iſt, den die Überlieferung zum menſchlichen Geſetzgeber machte, nachdem jede Erinnerung über den Hergang ſelbſt geſchwunden und nur die Tatſache im Bewußtſein geblieben war.

Zu der Zeit, als die grundlegenden Geſetze, die Spartas Schickſal beſtimmten, gegeben wurden, war der ſchwache Staat von innen und von außen gefährdet. Aus der Notlage des Staats heraus und nicht aus ſittlichen Geſichtspunkten wurde die Neuordnung getroffen. Die ſtändige militäriſche Zwangslage, die eine dauernde Bereitſchaft gegen die Nachbarn draußen und gegen die unterdrückten Helotenmaſſen im Innern erforderte, beſtimmte den Charakter des Staates und keineswegs ſittliche Ideen. Aus dieſer Lage einzig kam auch das Streben nach Autarkie. Die Abtönung der Machtbereiche der verſchiedenen Gewalten gegeneinander, die Aufteilung des ganzen Landes in gleiche Teile unter die Bürger, das Verbot aller Gold- und Silbermünzen und die Einführung der Eiſenwährung und alle andern Einrichtungen entſprangen lediglich den Forderungen des Tages. Durch die Eiſenwährung entzog der Geſetzgeber ſeinen Mitbürgern nicht nur die Mittel zu einem üppigen Leben, ſondern er rückte ihnen auch die Gegenſtände der Üppigkeit, die ſie hätten anreizen können, aus den Augen. Da ein großes und ſchweres Stück Eiſen nur einen geringen Wert hatte, brauchte man ſchon für eine verhältnismäßig kleine Summe einen großen Raum, eine Verſchiebung dieſer Währung ins Ausland war unmöglich, da kein fremder Kaufmann ſie gebrauchen konnte und bei den erforderlichen umfänglichen Transportmitteln ſolche Verſchiebung nicht heimlich geſchehen konnte.

In Sparta gab es nur eins: das Staatsintereſſe.

Schiller legt die ganze Geſetzgebung im Einzelnen, die ja bekannt iſt, mit ruhiger Objektivität dar. Aber dann folgt eine unerbittliche Kritik. Lykurg wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten, unzerſtörbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wonach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, wie es unter den gegebenen Umſtänden möglich war. Schiller ſetzt nun den Zweck, den der Geſetzgeber erreichen wollte, gegen den Zweck der Menſchheit, der allein den Sinn jeder Geſchichte bilden kann.

„Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit

ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme – sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie."

Für Sparta gab es unter Hintansetzung aller andern eine einzige Tugend: Vaterlandsliebe, deren Begriff von Anbeginn an verkrampft war.

„Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten der menschlichen Gefühle zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft – es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zärtesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohltaten, nur vom Hörensagen kannte.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine menschliche Gefühl in Sparta getötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt ... Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als diese? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruinen der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, in dem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte [wobei zu bemerken ist, daß Schiller hierbei nicht an ein verblasenes Fortschrittsideal dachte, sondern an die krampflose, lebendige Entwicklung].

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen ... Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volks stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte."

Schon bei der Geburt entschied das Staatsinteresse, ob das neugeborene Kind – wie beim Wurf von Zuchttieren – bei vorhandenen ausreichenden körperlichen Eigenschaften aufgezogen oder wegen körperlicher Mängel ausgesetzt wurde. Mit dem vollendeten 7. Lebensjahr wurde das Kind den Eltern genommen und in staatliche Erziehung übergeführt. In „Herden" wurden die Knaben zur Kriegstüchtigkeit auf härteste Weise gedrillt, Gehorsam, Ehrgefühl und Ehrfurcht gegen die Älteren wurden ihnen eingeprägt. Eingereiht in die Schar der erwachsenen Männer, blieben sie ihr Leben lang unter staatlicher Kontrolle in Zeltgenossenschaften mit gemeinsamen Mahlzeiten. Die Beziehungen zur Frau standen nur unter dem Gesichtspunkt der Erzeugung waffenfähigen Nachwuchses, sie sind das Abstoßendste in dem spartanischen Staate, dem gegenüber das Pflichtgefühl gegen das Vaterland, das sie im Kampfe wie militärische Roboter ihre Pflicht tun ließ, kein ausreichendes Gegengewicht bot. Der einzige Sänger, den Sparta hervorbrachte, Tyrtaios, war ein Kriegsdichter. Sie hatten wohl ein Ehrgefühl, aber ein spartanisches. Es fehlte ihnen gänzlich das Gefühl für die Ehre der andern, denn auch den tapferen Gegner machten sie nach seiner Überwindung zum Sklaven für immer.

Es war ein Ameisenstaat, den Lykurg schuf, der Mensch aus der Summe triumphierte über den Einzelnen. Wer ein Spartaner werden wollte, mußte sich über den normalisierten Leisten schlagen lassen. Die Ehe war angeblich heilig, aber jeder Ehebruch gutgeheißen, der nach Zuchtwahlgesichtspunkten Erfolg versprach. Lebensfreude kannten sie nicht: selbst die Spende der Götter, den Wein, benutzten sie nur dazu, um an betrunken gemachten Sklaven die Gefahr seines Mißbrauchs zu demonstrieren. Der Musik war nur die Rolle der Trommel im Gefecht zugeteilt, die Dichtung liehen sie sich von draußen, um zum Kampf anzufeuern. Die Spartaner waren nur für den Staat da; für wen der da war — darüber nachzudenken war schon Hochverrat. Dieser Staat war die totalste Sklaverei, die die Erde je sah.

In Sparta wurde die fast rechtlose Masse der Unterworfenen, in Knechtschaft Verfallenen immer größer, über die die Herrschaft der bevorzugten Partei sich nur durch das Schwert und den Terror erhielt. Durch eine Geheimorganisation wurde die grausame Überwachung durchgeführt; um Schwierigkeiten vorzubeugen, wurde in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen ein nächtliches Blutbad unter den Heloten angerichtet, das zur militärischen Ertüchtigung der Jugend benutzt wurde, aber nur ein Morden Wehrloser war. Wer in Sparta das Ideal eines sozialistischen Staates gesehen hat, ist in schwerem Irrtum befangen, denn dort herrschte nur eine kleine militärische Oberschicht, die auf dem Rücken der in Sklaverei gehaltenen Massen einen Staat als Selbstzweck nur für sich eingerichtet hatte.

Immerhin aber hat dieser Staat einen Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern hervorgebracht — was natürlich auch Schiller nicht verschweigt. Aber die letzte entscheidende Leistung blieb ihm versagt, und seine Ordnung garantierte nicht den Sieg über seine Feinde.

Yorck von Wartenburg schreibt in seiner „Weltgeschichte in Umrissen", daß Sparta wohl mit seiner kraftvollen Organisation ein geeintes Hellas hätte schaffen können, daß aber die enge Kasernenerziehung eines ganzen Volkes zu einseitig gewesen wäre, staatsmännische Genies hervorzubringen. Für einen dauernden politischen Erfolg sei es freilich vorteilhaft, ein hohes allgemeines Niveau der auf e i n e n Zweck gerichteten Arbeit zu erhalten und dabei das Herausstreben Einzelner hervorragender Größen möglichst wenig zur Erscheinung kommen zu lassen, wie es die erfolgreichsten Organisationen der Welt beweisen, die katholische Kirche und die preußische Armee. Große Männer seien keineswegs eine sichere Gewährleistung großer Zukunft, ja sogar eher ein Symptom des Gegenteils, so sehr sie vorübergehend ein Volk zu fördern vermöchten. Wenn aber die Größe gänzlich in selbstsüchtige Eigenwilligkeit und ein widerliches Schwelgen im Bewußtsein eigener Mission ausarte, da bringe sie dem Volke immer Unglück, schlagende Beispiele hierfür Karl XII. von Schweden und Napoleon. Auch der Größte sei immer nur, ob er es wahrhaben wolle oder nicht, ein gezwungener Vollstrecker am Werke. Entscheidend für seinen Wert sei nur, ob er sein Geschick mit Größe bis zum Letzten auf sich nehme ohne passive Hingabe an seine Sterne.

Schiller malt als Gegenbild zu Sparta in den hellsten Farben das Werk Solons.

„Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ . . . Alle großen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen

sollen. Bewundernswert bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und echten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen zu erfüllen."

Aber auch Athen hat keinen Staat von Dauer geschaffen. Weder das spartanische noch das atheniensische Ideal bargen in sich die Voraussetzungen, die einem Volk und einem Staat ein längeres Blühen und die ständige Fähigkeit zum Sieg über seine Gegner gewährleisteten.

So bleibt stichhaltig nur die letzte Theorie, wenn auch sie den magischen Komplex nicht ganz entwirrt: daß die Gründe für einen Sieg nur dann gegeben sind, wenn hinter der Kraft die großen sittlichen Werte, die erst ein Volk zur letzten Hingabe befähigen, stehen und in harmonischer Ausbildung Körper und Geist in gleicher Weise gestählt sind, das Ideal der Antike, die olympische Idee.

Großes vermag eine straffe militärische Ausbildung zu erreichen, Größeres eine Gesinnung, die in Einklang mit der körperlichen Schulung steht. Für die Dauer aber ist der Erfolg nur dann gesichert, für die Dauer kann ein Volk unter Völkern sich nur dann siegreich behaupten, wenn der Apparat seiner körperlichen und geistigen Erziehung den ewigen sittlichen Ideen verpflichtet bleibt, denen zu dienen ihn erst rechtfertigt.

Die Eigenschaften, die diese Theorie verlangt, die man die deutsche nennen kann, müssen mit allen Mitteln gefördert werden, denn ihre Vernachlässigung führt auch ein großes und tapferes Volk in die vernichtende Niederlage, wie es die Worte des Marschalls von Frankreich bestätigen.

Ein anderer Franzose, Maurice Noël, kommt im „Figaro" den wahren Gründen des deutschen Sieges nahe. Als eine Voraussetzung dieses Sieges nennt er die Tatsache, daß das deutsche Heer über hunderttausende zu jedem Wagnis bereite Kämpfer verfügte, Kämpfer, die man in der französischen Soldatensprache „combattants culottés" nennt. Unter dem Worte culotté versteht der Franzose Soldaten von absoluter Opferbereitschaft und vollständiger Todesverachtung, wie sie die Soldaten Napoleons I., die Poilus der Marneschlacht und Verduns im Großen Kriege bewiesen. Noël erkennt also die Notwendigkeit der gleichwertigen Ausbildung von Körper und Geist, aber auch das entscheidende Moment, das noch hinzukommen muß: die innere Verpflichtung an eine große Idee, den Glauben.

PAUL FECHTER

Die falschen Perspektiven

Die Welt ist erfüllt von dem Widerhall der deutschen Siege über die Westmächte — und steht zugleich vor einem Rätsel. Das Rätsel ist nicht allein das Wunder des neuen deutschen Elans, sondern mehr noch die völlige Verkennung der deutschen Entwicklung und der deutschen Möglichkeiten durch die anderen. Das Überraschende an diesem Krieg ist nicht so sehr die deutsche Überlegenheit als die

Unterlegenheit der anderen, mit der sie von vornherein ahnungslos in ihre Katastrophe hineingegangen sind; das wirklich Unheimliche sind die Perspektiven, unter denen offenbar die Völker des Westens und ihre führenden Männer die Welt der Deutschen und was bei ihnen während der letzten sieben Jahre vorgegangen ist, gesehen haben.

Völker pflegen einander niemals richtig zu sehen. Über diesem Krieg aber liegt die Frage: wie kann das sein, daß benachbarte Nationen mit alten Beziehungen, mit gegenseitigen Vertretungen, Gesandten, Attachés, Konsuln so wenig imstande sind, die Wirklichkeiten des anderen zu erfassen und abzuschätzen, daß sie sich blind und unvorbereitet in einen Krieg begeben, der mit einem furchtbaren Debakel für sie enden muß? Wie ist es möglich, daß Nationen so gänzlich unfähig sind, zu erkennen, was bei einer anderen vorgeht, obwohl es in aller Klarheit und Öffentlichkeit sich vollzieht? Was schafft diese seltsam falschen Perspektiven, aus denen die verhängnisvollen Fehlwertungen, die katastrophalen Verkennungen und von keiner Wirklichkeit getrübten Vorstellungen sich ergeben, die den Zusammenbruch der Westmächte herbeigeführt haben? Hätten Frankreich und England nur eine halbwegs richtige Vorstellung von den beiderseitigen Wirklichkeiten gehabt: es ist mehr als fraglich, ob sie jemals in das Unternehmen dieses Krieges hineingegangen wären. Wie konnte aber dieses falsche Bild von der deutschen Welt, ihrer Haltung und ihren Möglichkeiten entstehen und so weit für Realität genommen werden, daß man von ihm aus ohne weiteres in den Krieg eintrat, den man bei besserer Einsicht in das, was war, bestimmt vermieden hätte?

Über die gegenseitige Fremdheit von Völkern untereinander ist seit der Entdeckung der Nationen immer wieder diskutiert worden, ebenso über die Ursachen dieser Fremdheit, über die Schwierigkeiten, die sich aus den Verschiedenheiten schon der Sprachen ergeben, und was dergleichen mehr ist. Viel schwerer wiegt, wie es scheint, die Wirkung des Raums und der Verschiedenheit der Lagen im Raum, von denen aus sich die gegenseitige Betrachtung vollzieht. Wenn ein Deutscher nach Westen zu die Grenze überschreitet, sieht er, mit genauer Kenntnis des Landes, das er verließ, dieses Land plötzlich unter einer völlig veränderten Perspektive. Bisher war das Reich um ihn wie der Innenraum einer Kathedrale um den Betenden; jetzt liegt es vor oder hinter ihm wie die gleiche Kathedrale von außen gesehen. Lebte er bisher im Raum des Volkes mit und erlebte dort das Volk in diesem Raum, so erlebt er jetzt das Harte, Repulsive eines erfüllten Raums wie ein Bauwerk von außen. Die ganze Perspektive verschiebt sich: die innere Welt wird Außenwelt — was Mitleben war, wird Problem des Erkennens, Aufgabe, die offenbar nur unter den größten Schwierigkeiten zu lösen ist.

Es bleibt nicht bei diesem Übergang vom Drinnen zum Draußen, bei dem das Innere, die Lebenswelt des Volkes, hinter dem Bild der Außenansicht, der Fassade verschwindet. Die Perspektive wandelt sich noch einmal mit der Entfernung des Betrachters vom Objekt. Eine Erfahrung, die viele gemacht haben, mag das erläutern. Wer zu Schiff von Hamburg abfährt, erlebt mit der wachsenden Distanz den Wandel des Objekts. Zuerst verläßt er noch eine reale Siedlung, eine Hafenstadt; dann schrumpft sie ein im neuen Bild des nahen Küstenstrichs; der löst sich in der Nordseeküste des Reichs; dann entschwindet auch die und mit ihr die Realität. Sie wird abgelöst von der Kartenbildvorstellung, einer seltsamen Verbindung von Wirklichkeit und Landkarte — und nun erlebt diese den gleichen Schrumpfungsprozeß wie vorher die versinkende Realität. Anfangs noch ganz groß, wird sie mit

jeder Stunde kleiner, lebt aber mit leicht vernebelten Resten der wirklichen Ausmaße fort, solange das Auftauchen Frankreichs, Englands die Maßstäbe der natürlichen Größe immer wieder ins Bewußtsein nicht nur, sondern vor die Sinne stellt. Dann kommt der Ozean, tut sich die leere Weite auf – und da erlebt man fast erschreckend den Wandel der Perspektive. Das ganze Europa bleibt hinter dem Schiff zurück, wird in der erinnernden Vorstellung kleiner und kleiner, schrumpft zu einem Anhängsel des großen Festlandes hinter ihm – wird eine einheitliche Vision von mittleren Ausmaßen, in der das Einzelne sich ungeheuer zusammenzieht, alle Details verliert, ein Stückchen Kartenraum bleibt, sonst nichts. Man erlebt unvermittelt die Perspektive, unter der Amerika die europäische Welt sehen muß: das Schlagwort des vorigen Kriegs „poor little Belgium" erweist sich in voller Anschaulichkeit als sinngemäßes Resultat dieses Wandels der Perspektive.

Wer diese Bild- und Vorstellungsveränderungen einmal an sich selbst erfahren hat, weiß um die Schwierigkeiten des gegenseitigen Sehens, die schon der Raum und seine merkwürdigen Kräfte auf die Angehörigen der einzelnen Volksraumwelten ausüben. Wenn schon das Bild der eigenen Welt so wandelbar und schwer zu fassen ist, um wieviel schwieriger ist die Aufgabe gegenüber den Wirklichkeiten der anderen, vor allem gegenüber den seelischen. Wirtschaftliches, Politisches, selbst Militärisches ist noch auffaßbar und erkennbar: sobald der Bereich des Seelischen anhebt, beginnt das Gebiet, in dem man, wie das Beispiel der Mächte des Westens zeigt, nur gar zu leicht ein Opfer der Perspektive werden kann.

Dieser Fall hat sich diesmal ergeben, weil es sich in diesem Ringen um den Abschluß eines säkularen Vorgangs zu handeln scheint. Bei einer Untersuchung der Frage der deutschen Unbeliebtheit in der Welt – der Aufsatz erschien im Herbst 1914 – kam der Verfasser zu dem Ergebnis, daß das damalige Ringen zwischen Deutschland und dem Westen sich, bildhaft gesprochen, auf die Formel bringen ließe: „Wer verliert, muß Wochenend machen!" Die reichen Nationen, wie England oder Frankreich, hatten keine Neigung, sich von dem Fleiß und den Anstrengungen des ärmeren Reichs Tempo und Maß der Arbeit und der Anspannung vorschreiben zu lassen. Das Schicksal und die Hilfe der Welt gaben ihnen 1918 noch einmal das Übergewicht – scheinbar wenigstens. Sie siegten durch das Gewicht der Zahl; sie konnten die gewandelte Idee, die dem deutschen Tun zugrunde lag, sich schon damals in ihm auswirkte, nicht treffen, schon weil sie sie in ihrem Wesen nicht sehen konnten. Sie erkannten nicht, daß aus dem Preußentum des Heeres bereits das Preußentum des kommenden Sozialismus wuchs und daß ihr Kampf fürs Wochenende schon damals Kampf gegen den Sozialismus war. Sie waren nach ihrem Sieg zu ihrem alten Ideal zurückgekehrt und überließen sich ihm, halb in dem Wahn, daß das Reich auf dem gleichen Wege würde folgen müssen, halb weil sie nicht zu sehen vermochten, daß die Welt schon längst auf neuen Wegen ging und gehen mußte. Im zweiten Teil des Faust war der Mythos der neuen Zeit zum erstenmal angeschlagen: der Untergang des Idylls, der Aufstieg der Tüchtigkeit, das Ringen mit der Erde um freies Land für ein freies Volk war dort klar und eindeutig als der Weg der faustischen, der deutschen Menschen vorgezeichnet. Im Grunde stand der Zeitwandel sogar bereits im ersten Teil: die Abschiedsstunde von der alten Welt hatte geschlagen, als Faust an den Anfang nicht mehr das Wort, die Fanfare der sinkenden Zeit der Dichter und der Denker, stellte, sondern die Tat, die seine eigene Zeit ablösen mußte. Das neunzehnte Jahrhundert war das erste beginnende Jahrhundert der Tat: im zwanzigsten mußte sie alles werden, weil die Vermehrung der Menschen und die damit gegebenen Probleme einer Neuordnung

des Lebens nur mit Taten, nicht mit Worten zu lösen waren. Wenn das Reich sich nach 1918 doch nicht zum Wochenend und zum Idyll bekannte, sondern zunächst im Unsichtbaren den alten Weg weiterging, blieb es nur der Aufgabe treu, die der Faustdichter prophetisch für den Ausgang des Jahrhunderts vorausgesehen hatte.

Gerade darum aber ist es um so verwunderlicher, daß die Nationen des Westens so wenig von dem erkannt haben, was bei uns wirklich vorging. Das neue Reich verkündete das Bekenntnis zur Tat, es ging auf allen Gebieten offen und unverhüllt zum Handeln über: Taten, Handlungen aber sind allgemeinverständlich, sind in ihrem Wesen viel leichter zu begreifen als Worte. Man brauchte nur mit einigermaßen offenen Augen das zu sehen, was in diesem Lande ohne alle Heimlichkeit geschah, um zu wissen, was einem gegenüberstand. Es wurde nicht nur getan, es wurde überall darüber geschrieben, berichtet, gesprochen: man konnte auch aus der dem Westen gemäßeren Lektüre erfahren, was vorging, sobald man überhaupt erfahren wollte.

Das aber scheint des Rätsels Kern zu sein — daß man im Grunde wohl gar nicht erfahren wollte. Man hielt sich auch jetzt wieder ans Wochenende — und sah nicht, daß das Häuschen von Philemon und Baucis schon vor hundert Jahren ein Raub der Flammen und ein Opfer der neuen, vom freien Volk aus gesehenen Zeit geworden war. Man wollte sich weder von Taten, von Handlungen noch auf dem Weg über die Worte belehren lassen: man hielt sich, statt an die offen am Tage liegende deutsche Wirklichkeit mit ihren Autobahnen und Flughäfen, ihrem Arbeitsdienst und ihren Fliegern, ihrem Heer und ihren jungen Menschen, an die beliebten Informationen der sogenannten Eingeweihten. Man hielt sich an sie wahrscheinlich mehr um der Bestätigung willen, die sie dem eigenen Wunsch nach Ruhe gaben, als weil man sie glaubte, oder man glaubte sie, weil man wollte, daß es so war, wie sie sagten. Man hielt sich an die alte verkleinernde Perspektive der Distanz, weil die der Nähe zu anstrengend, zu fordernd, dem eigenen Ruhebedürfnis zu sehr entgegengesetzt war. Vielleicht ging der innere Fatalismus, den man wohl zur Erklärung dieser seltsamen Vorgänge auch heranziehen muß, sogar so weit, daß man im innersten Grunde erkannte, was war, was bei uns geschah und sich wandelte, was von der Zeit des Sozialismus, der Totalisierung und der Organisation alles schon säkularisierten Lebens sich im Sinn der Zukunft bereits verwirklicht hatte. Man sah, was hier entstand — und blieb trotzdem beim Alten, verzichtete auf den Anschluß an die Zeit, weil man lieber letzte Generation der Wochenendepoche bleiben und als solche fallen wollte, statt das Opfer der bequemen Vergangenheit zu bringen und die harten Perspektiven der Zukunft mutig sich zu eigen zu machen.

Vielleicht war dieser Fatalismus, was Frankreich anging, von einem Gesichtspunkt aus sogar sinnvoll. Gesetzt den Fall, die Völker des Westens hätten genau gesehen und erkannt, was im Reich vorging, hätten den Wandel im Seelischen erfaßt und die Formen, in denen er sich verwirklichte, gesehen, hätten alles, was bei uns getan und geschaffen wurde, unter der rechten Perspektive aufgefaßt: wären sie dann in der Lage gewesen, die tätigen Konsequenzen zu ziehen und mit gleichen oder verwandten Mitteln ihre Position zu halten? Es ist nicht eben wahrscheinlich, weil ihnen die Voraussetzungen fehlen, von denen aus das Reich dies unternehmen konnte. Es hätte vielleicht noch zur Einsicht und zur Erkenntnis gereicht: ob aber zum Willen?

Es ist zum mindesten zweifelhaft. Man hätte sich mit der Perspektive begnügt: die faustische Wendung zur Tat wäre selbst mit einem Jahrhundert Verspätung

kaum erfolgt. Einsicht und Wandel auf Grund von Selbsterkenntnis pflegen nicht aus Erfolgen zu wachsen – insonderheit nicht, wenn diese Erfolge nur mit der angespannten Hilfe anderer errungen wurden. Auch darum mußte 1918 sich an den Siegern rächen, weil schon der Sieg die Perspektiven gefälscht, den Sieger blind für die Forderungen der Zukunft gemacht hatte.

ERNST BERTRAM

Die Stadt

Aus „Straßburg. Ein Kreis". Leipzig 1920, Insel-Verlag

Gramvolles Wunder unsres Horizonts,
Geliebteste, wo deine ewige Nadel
Sich bohrt in unsern Himmel, unser Herz,
Stadt unsrer Buße: o wie ging ehmals
Ein Betgebirge roter Seligkeit
Die Münsterfabel, träufelnd Abendblut,
Dem Knaben auf!
Wie sauste Hochwind um erhitzte Stirn,
Da weiße Vögel über Dächerrot
Schwarzsegelnd stiegen, rings die Edelschau:
Ein Himmel und Ein Tal, Ein Strom, Ein Volk!
Nun werden wir
Mit Leibesaug das Wunder nicht mehr grüßen,
Allmondlich zwingt allein uns Trauerwahn
Traumgassen durch zur ungeheuren Wand,
Und ewig reißt dein roter Heimwehstrahl
Uns überm Strom
Den späten Himmel auf – und unser Herz.

LUDWIG BERGSTRAESSER

Colmar

Wer auf einer Reise diese lebensvolle Stadt besucht, in der ich glückliche und reiche Jahre der Jugend froh verbrachte, beschränkt sich meist auf den alten, inneren Kern der Stadt; hier findet er, was er sucht, pittoreske Bilder einer bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit in Kirchen, Giebelhäusern, krummen, engen Straßen und lauschigen Winkeln. Man hat es leicht, vom Bahnhof aus hin zu gelangen. Man folgt einer langen Straße, die allzu gerade bis an die gotische Katharinenkirche führt – heute Konzertsaal – deren hübscher Dachreiter von weitem auffällt; sie lag früher direkt an der Stadtmauer. Von hier ist es nicht fünf Minuten bis in die Mitte der alten Stadt. Da steht auf einer ganz leichen Bodenerhebung, die nur nach Osten hin betonter abfällt, die Hauptkirche St. Martin; wie die meisten alten Gotteshäuser der Stadt ein Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert,

gotisch natürlich, aus seinem hellgelbem Sandstein. Die Kirche steht ganz frei, sie war nie umbaut, der Marktplatz zieht sich um sie herum. Aber er ist kein regelmäßiges Viereck, wie die der ostdeutschen Städte; es ist, als wären nur überall die Häuser aus Achtung vor der Kirche ein wenig zurückgetreten, da mehr, da weniger. So entsteht durch das Hervor und Zurück der Häuser, durch ihre verschiedenen Fronten, Giebel und Dächer ein Gewirr gebrochener Linien, bei Sonnenschein ein ständiger Wechsel unregelmäßiger Schatten gegen das lichte Gelb. Ist nun gar Markttag, so breiten sich auf der einen Seite Obst, Gemüse und Blumen aus, auf der anderen buntes Geschirr, und am Chor stehen die Stände der wandernden Textilhändler, die in Mülhausen Reste und Ausschußwaren kauften und nun billig losschlagen, Strümpfe, Trikotagen, und massenhaft bedruckte Stoffe. Lustig war dieses Bild des Platzes, so farbig bewegt, daß der Student, als er auf der Piazza d'Erbe in Verona stand, an die Heimat dachte.

Den Gymnasiasten zog ein andrer Markt mehr an; neben dem Kloster Unter den Linden, das später erst weltberühmt wurde, als man Meister Grünewald richtig zu würdigen verstand, auf einem freien Platz, wo zugleich die Pferdeschwemme war, breiteten die Trödler ihren Kram aus, und wenn man Glück hatte, konnte man für einige Sous — denn immer noch wurde nach diesem Münzfuß gerechnet — ein hübsches, altes Bändchen kaufen, Gellert oder Voltaire, zierlich in Leder gebunden. Dann tauchte man wohl auf eine Stunde im Kloster selbst unter, dem einzigen ganz erhaltenen in der Stadt, ging durch die Räume des städtischen Museums, sah im Kreuzgang die Grabsteine römischer Legionäre oder mittelalterlicher Äbte, im Chor der alten Kirche die steifen Goldgrundbilder Kaspar Isenmanns, die liebliche Schönheit Schongauerscher Tafeln und immer wieder den Grünewaldschen Altar mit den jauchzenden Engeln, den beschaulich ins Gespräch versunkenen Heiligen und die ergreifende Schmerzensszene des Christus am Kreuz. Man braucht diese Namen nur zu nennen, die dem Colmarer Gymnasiasten vertraut waren von der Jugend an, um festzustellen, daß das mittelalterliche Colmar ebenso wie das der Renaissance eine deutsche Stadt war und daß es beträchtlichen und in künstlerischen Dingen zum Teil bestimmenden Einfluß hatte in diesen Tagen des Glanzes.

Gewiß, der Erbauer von St. Martin hat in Frankreich gelernt, Anklänge an Notre-Dame in Paris kann man leichtlich an seinem Werke feststellen; aber am Wimpfener Dom finden sie sich genau so. Und die Bauwerke der Renaissancezeit, das alte Stadthaus etwa, zeigen keinen französischen Einfluß; eher macht sich nun der italienische geltend, dem viel begangenen Handelsweg von Oberitalien nach den Niederlanden entsprechend, an dem Colmar lag. In der Johannesgasse steht ein Bauwerk, ein Privathaus wohl, 1608 errichtet, das ganz südlich anmutet: ein Hufeisen im Grundriß, der Hauptbau zurückliegend, die beiden nach vorn gezogenen Flügel durch eine offene Loggia verbunden mit gotisierender Maßwerkbrüstung zwischen Karyatidenpfeilern, wie ein Symbol der Vermählung deutscher und italienischer Baugesinnung.

Zeitlich eine der letzten Bauten dieser Periode. Mit dem einsetzenden Dreißigjährigen Krieg geht auch hier die wirtschaftliche Entwicklung zurück. Die Jesuitenkirche, ein typischer Barockbau aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ist nicht mehr ein Zeichen der Leistungsfähigkeit des Bürgertums, sie ist eine Demonstration der ecclesia militans gegen den Protestantismus. Und das hübsche, feinlinige und zurückhaltende Palais des Conseil souverain (Parlamentsgerichtshof) aus dem achtzehnten Jahrhundert ist ein Staatsgebäude. Ebenso die Präfek-

tur, in deutscher Zeit Bezirkspräsidium (etwa einem preußischen Regierungspräsidium entsprechend), ein langgestreckter, wohlgegliederter Trakt im typischen französischen Schloßstil, dem der Mansardenstock unter steilem Dach nicht fehlt. Es war der erste große Bau außerhalb des alten Kerns; mit mächtigem Park. Um ihn herum entstand zur selben Zeit ein Villenviertel, das nach 1870 weiter ausgebaut wurde. Wer deutsche und französische Bauweise kennt, wem die Geschichte gegenwärtig ist, der wird dieses Viertel besonders interessant finden. Die beiden Staatsgebäude des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nehmen für ihn symbolischen Charakter an.

Als Goethe 1770 in Straßburg studierte, erschien ihm das Elsaß als ganz deutsches Land, reiner deutsch, als es damals noch war; der Kreis um Salzmann ist doch schon eine Abwehr gegen das Eindringen französischer Kultur. Sie kommt von oben; der Conseil souverain ist ihr Repräsentant, längst ehe unter Napoleon III. der Präfekt ihr beauftragter Propagator wird. Sie findet den besten Boden in der Oberschicht, die man bald mit dem französischen Wort Bourgeoisie bezeichnet. In dem Viertel um die Präfektur stehen ihre Häuser, leicht und gefällig, in einem Garten liegend, der von einer Mauer umgeben ist, die das Haus und den Reichtum seiner Bewohner verbirgt. Dazwischen nun die Häuser der nach 1870 zugezogenen deutschen Beamten, Mietshäuser zumeist für zwei oder drei Parteien, aber auch die Einfamilienvilla schwerer im Stil, breiter hingesetzt, da man mehr und größere Räume verlangt, mit leichter Aufdringlichkeit, wie es dem Charakter der Gründerzeit entspricht, während der Elsässer auch in dieser Zeit bei der alten Art bleibt. Im Lauf der Jahre hat sich dieses Wohnviertel der Oberschicht beträchtlich nach Süden ausgedehnt und da einen seltsamen Abschluß gefunden. Nach dem Krieg baute sich der Inhaber der größten Textilfabrik André Kiener hier eine Prunkvilla, ein Schloß mit allem Aufwand und Luxus. Als das Unternehmen, das sich in allzu großem Maße erweitert hatte — eine Kunstseideabteilung war zum alten Bestand hinzugekommen — der Krise erlag, kaufte die Stadt den Besitz um einen Preis, der etwa den Kosten der traditionellen Mauer entsprach. Der Volksmund hatte es in Anlehnung an die Hohkönigsburg die Hohkienersburg genannt.

Auch nach Westen hin dehnte sich die Stadt in der deutschen Zeit aus. Zuerst entstand ein Kasernenviertel, dann daneben ein Wohnviertel des kleineren Mittelstandes, beide jenseits der großen Bahnlinie, und die Verbindung mit dem alten Industrieort Logelbach, wo heute noch die vielstöckigen Fabrikbauten des achtzehnten Jahrhunderts stehen und benutzt werden, ist lange hergestellt.

Colmar selbst ist nicht Fabrikstadt, wie etwa Mülhausen. Die Fabriken lagen und liegen zum größeren Teil in den Vogesentälern, besonders um Münster herum. Eben dies, daß mehrere der reichen und bevölkerten Täler ihren natürlichen Ausgangspunkt nach Colmar haben, mit guten Bahnverbindungen, zu denen nach dem Kriege noch regelmäßige, meist stündliche Autodienste kamen, bestimmt die Hauptseite des Wirtschaftslebens. Es ist ein beträchtlicher Handelsplatz und die Einkaufszentrale für die gesamte Bevölkerung bis in die Hochvogesen hinein, von wo der viehzüchtende Bauer sein berühmtes Produkt, den Münsterkäse der Fermen, im Planwagen zur Stadt bringt. Donnerstags, wenn Markt ist, drängen sich die Landleute aus der ganzen Umgegend; nicht zuletzt die Weinbauern der Vogesenhänge, denn auch der Weinhandel des ganzen Gebietes hat hier seinen Mittelpunkt. In einem der schönsten Renaissancehäuser, wegen seiner Skulpturen Kopfhaus genannt, ist der Sitz der Winzergenossenschaft, verbunden mit einem treff-

lichen Restaurant. In der deutschen Zeit hatte die höhere Beamtenschaft hier ihren Stammtisch.

Damals zogen sich die Rebgelände von den Hängen der Vogesen bis unmittelbar an die Stadt; das Gelände der Ebene lieferte nur einen Konsumwein, der im Lande getrunken oder in der Pfalz zum Verschneiden verwendet wurde. Oft genug drohten böse Maifröste die Ansätze zu vernichten. Die Winzer wehrten den Feind ab, indem sie große Fässer mit Teer ansteckten, der Rauch legte sich schützend am Boden hin über die Stöcke. In den entscheidenden Nächten waren Wachen ausgestellt, und es gab einen richtigen Alarm. Nach dem Weltkrieg konnten die kleinen Weine der Ebene die Konkurrenz mit den billigen französischen und algerischen Produkten nicht halten, die Reben wurden auf weite Strecken hin durch Mais und vor allem durch Tabak ersetzt, den die französische Regie zu anständigen Preisen abnahm.

Östlich, zwischen der Stadt und dem Rhein, wurde nie Wein gebaut; da dehnen sich weite Gemüsefelder; die langsame Lauch hat Wasser genug, die Beete auch in dürren Zeiten zu gießen, und in der Regel sind die Winter so lind, daß im Februar schon eine erste Ernte eingebracht werden kann, im Dezember die letzte. Sie ist dazu ein bequemer und billiger Transportweg; auf breiten, flachen Kähnen geht das Gemüse in die Stadt, in die Markthallen oder gleich mit der Bahn und dem Auto weiter zu der Industriebevölkerung von Mülhausen. Nordöstlich, wo Lauch, Ill und Fecht durchlässigen Sandboden angeschwemmt haben, bei Horburg, dehnen sich die Spargelfelder.

Die unmittelbare Umgebung von Colmar ist flach, aber sie ist nicht reizlos; vielerlei Wasserläufe beleben sie, an denen Bäume und Buschwerk sich entlang ziehen, anmutige Unterbrechung der Felder und Gärten. Geht man weiter hinaus, folgt eine gefällige Ortschaft der anderen, Bauerndörfer, denen man ansieht, daß es den Bewohnern des fruchtbaren Landes nicht schlecht geht; es ist ähnlich üppiges Land wie um Straßburg herum, wie es Goethe als Aussicht vom Münster aus bewundernd beschrieb. Dabei fehlt dem Blick niemals der Abschluß. Wo man auch stehen mag, gegen Westen hin hat man überall die bewegte Kette der Vogesen vor sich. In drei Zügen bauen sie sich auf. Wenn die Sonne untergeht, stehen die Zinken der Drei Exen wie Riesenzähne an einem vorweltlichen Kiefer gegen die Sonne. Die Gebirgshänge liegen schon in tiefen Schatten; von Drei Ähren herüber leuchten die ersten Lichter auf, nur die eine Seite des Hohneck im Hintergrunde nach Süden und die scharfe Zacke des Tännchel nach Norden werden noch von den letzten Sonnenstrahlen umflossen. Mag der Tag noch so sommerheiß oder gar schwül gewesen sein, mit Sonnenuntergang kommt kühle Luft aus den Tälern.

Will man Ausflüge machen, bringen Bahn und Autobusse den Wanderer schnell an den Fuß des Gebirges, und wenn er erst durch heiße Rebberge, dann durch kühlere Kastanien hinaufsteigt in die großen Laubwaldungen der höheren Vogesen, so hat er in einer Tageswanderung, was immer er will. Er fängt den Weg an in einem der alten Städtchen, das mit Mauern und Türmen, mit Renaissancebrunnen und gotischer Kirche, mit Fachwerkhäusern hier und da den mittelalterlichen Charakter noch treulich bewahrte, er kommt über die Ruine einer Burg, genießt von einem Turm oder einem Fenster aus die erste nahe Aussicht in das lachende Land, windet sich langsam höher auf den Hohneck vielleicht oder den Kahlen Wasen, deren kahle Kuppen schon über der Baumgrenze liegen, und hat nun den weitesten Rundblick in die Ebene hinein, sieht den Rhein blinken, unterscheidet die Schwarzwaldberge, an einem sichtigen Tag leuchten im Süden rosa und weiß die Schneegipfel

der Alpen auf, nach Westen hin scheinen die Wälder unermeßlich zu sein, vor seinen Füßen breitet sich ein Tal, in dem Städtchen an Städtchen, Dorf an Dorf sich reihen.

Abends dann, nach dem Abstieg, kehrt man in einem der alten und einfachen Gasthäuser ein, vielleicht ist eine Bäckerei vorne oder eine Metzig und hinten nur zwei kleine Wirtsstuben; aber sie sind voll, denn es gibt einen guten Wein, einen guten Münsterkäs und für den Anspruchsvolleren auch ein gutes Essen. Denn die Bevölkerung dieses fruchtbaren Landes weiß das Leben zu genießen, nicht zuletzt im Essen und Trinken; sie vereinigt in dieser Beziehung wenigstens den französischen Sinn für finessierte Auswahl und Zubereitung mit der deutschen Freude an beträchtlichen Quantitäten.

Ist das symptomatisch? Vereinigt der Colmarer, der alemannische Elsässer wirklich französisches und deutsches Wesen in sich? Daß man es mit einem ursprünglich deutschen Volkstum zu tun hat, wird kein Vernünftiger bestreiten. Auch nach zwanzig Jahren neuer Zugehörigkeit zu Frankreich sprach die Masse der Bevölkerung noch den elsässischen Dialekt. Man sperrte sich nicht gegen Doppelsprachigkeit, aber gerade in Colmar war die Bewegung der Autonomisten besonders stark, die die Verbindung mit dem geistigen Deutschland und die Kenntnis der deutschen Sprache aufrecht erhalten wollten, nicht zuletzt in den katholisch-kirchlichen Kreisen; wie denn auch das Blatt dieser Richtung, der „Elsässer Kurier", das größte am Ort ist.

In Colmar als der politischen Hauptstadt des Oberelsaß gingen die Wogen der politischen Auseinandersetzung immer besonders hoch; und die Grundhaltung war eigentlich immer dieselbe: Opposition; vor 1870 gegen die geschäftige Vielregiererei der napoleonischen Präfekten, nach 1870 gegen die deutschen Beamten; eine Opposition, die auch die beste Seite der deutschen Verwaltung, die Förderung des wirtschaftlichen Lebens, nicht anerkennen mochte; nach 1918 gegen die französischen Beamten, die „aus dem Inneren" kamen. Sie lebten ähnlich isoliert wie die deutschen Vorgänger, empfunden von der Bevölkerung als fremde Oberschicht, der man vorwarf, daß sie das besondere Wesen, die einmalige Eigenart des Landes, weder verstehen wolle noch könne. Selbstsichere Genügsamkeit, verstärkt dadurch, daß man in diesem Ländchen echt demokratisch ist in dem Sinne, daß man Standesvorurteile und Klassengegensätze im täglichen Leben und im persönlichen Verkehr nicht kennt, wie das in Gebieten mit stark bäuerlichem Einschlag ja meist ist, man denke an die Schweiz oder Bayern. Man empfindet sich als Volksgemeinschaft und möchte in allen inneren Angelegenheiten für sich sein. Der Außenstehende kann das begreifen; und die Erfahrung lehrt, daß diese Haltung auf viele, die in das Land einwanderten, oder wenigstens auf ihre Kinder eine starke werbende Kraft ausübte. Ich las einmal in einem französischen Buch über das Elsaß den witzigen Satz, die enragiertesten Elsässer stammten aus Schwerin oder aus Nimes. Und es ist daran fast soviel Wahres wie an dem Worte von Maurice Barrès, daß die elsässische Wurzel immer wieder ausschlagen wird. Trotzdem hat dieses Auf-sich-selbst-Zurückziehen seine Gefahr; leicht wird aus Selbstbeschränkung Beschränktheit; die Zahl derer, die von der Enge bedrückt auswanderten und damit ihre bedeutenden geistigen Kräfte der Heimat entzogen, ist groß; auch die Zahl derer ist beträchtlich, die Abenteuerlust in dem phäakischen Wohlleben nicht litt.

Aber sie alle behielten die Liebe zum Lande, genau wie die vielen, die im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte aus diesen oder jenen Gründen das Elsaß ver-

ließen oder verlassen mußten — die Liebe, die eine Sehnsucht wurde und die gewiß auf der besonderen Anziehungskraft dieses Gebietes ruht, dem Gemisch von Vertrautheit und Fremde zugleich, das vielleicht ähnlich wirkt wie zuweilen die Verbindung schwarzer Haare und blauer Augen bei einer schönen Frau.

WOLFGANG GOETZ

Immermann

Zum hundertsten Todestag

„Wissen Sie, was in mir steckt? Geist! Geist! Geist! Wenn ich sterbe, stirbt ein ganzes Göttergeschlecht von Einfällen, Phantasien, unvergleichlichen Sprüngen der Laune und Erfindung", so sagt der Freiherr von Münchhausen von sich, den sein Diener Carl Buttervogel, Karlos der Schmetterling des Fräuleins Emerentia auf Schnick-Schnack-Schnurr, wohl nicht ganz zu Unrecht für einen Munkel hält, wie er das Wort Homunkulus umprägt. Unzweifelhaft hat Immermann bei diesem Wort an sich gedacht, wie er das des öfteren tat, mit jener Schonungslosigkeit, die den großen Menschen ausmacht, wie er denn auch an den Protuberanzen der Stirn „des bekannten Schriftstellers Immermann" mehr Charakter als Talent erkennen will. „Nicht allein in dem Antlitz dieses Mannes, sondern überhaupt in seinem ganzen Wesen war eine eigene Mischung von Stärke, selbst Schroffheit, mit Weichheit, die hin und wieder in das Weichliche überging, sichtbar!" Hätte man diese Charakterisierung losgerissen aus ihrem Zusammenhang, unbekannt mit ihrem Verfasser in Händen und müßte den — in jedem Sinne — gezeichneten Menschen in seiner Zeit ansiedeln, wie ein Kunsthistoriker ein Bruchstück oder ein unsigniertes Bild einer Epoche zuweisen muß, so gehört keine allzu große Begabung dazu, den Mann in die zwanziger oder dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts einzuordnen. Es ist die Zeit der Zwiespältigen, der Zerrissenen, die Nestroy so köstlich verhöhnt, obschon sie mehr zu beklagen sind. Den Stempel drückte Byron seinen Tagen auf, er war der naturgegebene Ausdruck; ein Vorläufer, der aber seine Pole zusammenzuzwingen wußte, war Kleist gewesen; sein Gegenspiel, das bewußt die Gegensätze auseinandertrieb, Grabbe, wurde das Zerrbild und somit die erschütterndste Gestalt unter diesen Kämpfern und Spielern mit ihrer Seele.

Auch im Leben Immermanns zeigt sich diese innere Zwiefalt. Äußerlich ist er korrekter Beamter, der sich in Abwehr zu den Tendenzen seiner Zeit stellt, ja, ihr noch als Student den Fehdehandschuh hinwirft, so daß die Jünglinge der Wartburg seine Schrift: „Ein Wort zur Beherzigung" wütend verbrennen. Später noch hat er in den „Epigonen" die studentischen Bräuche mit überwältigendem Humor verhöhnt. Und anderthalb Jahrzehnte später geht der Jurist gar auf die Bretter und leitet umsichtig und höchst modern das Düsseldorfer Theater; wenn er auch dem lieben Publikum seine Alltagsspeise vorwerfen muß, so ist er doch nach Goethe der erste Deutsche, der den Versuch unternimmt, eine vorwärts gerichtete Bühne zu leiten. Das mußte selbstverständlich scheitern, wagte Immermann doch Goethes „Stella" oder Calderon seinen Leuten vorzusetzen.

Ergeben in sein Schicksal weigert er sich auch nicht den Gesetzen seiner Leidenschaft. In Münster hat er die Gemahlin des berühmten Majors von Lützow kennengelernt, eines Mannes, der doch wohl eines unverdienten Nachruhms genießt, den ihm seine schwarze Schar, allen voran Theodor Körner, verschaffte und den er selbst durch sehr unkluge Gefechte wie nicht eben sehr saubere Geschäfte trübte. So war es kaum verwunderlich, daß sich seine Gattin Elise, eine geborene von Ahlefeld, von ihm trennte, als ihr der leidenschaftliche Dichter entgegentrat. Zu einer Ehe konnte sie sich nicht entschließen. Schon vor ihrer Verbindung mit dem Major hatte sie einem Kinde das Leben geschenkt, dessen Vater nicht genau festzustellen ist, vielleicht war es ein Enkel des Ugolino-Dichters oder ein Sohn des späteren Königs von Dänemark. Diese höchst seltsame Frau bedürfte einmal einer Darstellung, und sie dürfte im Kreise der Frauen jener Tage von Karoline Schlegel bis Bettina von Arnim ihren Platz behaupten, wenn sie auch unschöpferisch war. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie einen ganz starken Einfluß auf den Geliebten ausübte. Immermann sah sie mit der ihm eigenen Unbestechlichkeit. Man höre die Worte aus dem „Cardenio": „Die pauvre Gräfin, die Gebildete, das superkluge Literaturgesicht, die Männerfreundin, die geschminkte Trulle" und

„Sie war ein einzig-wunderbares Weib,
Weil sie zu hoch stand, fiel sie allzu tief,
Und weil sie unaussprechlich hat geliebt,
Wird Gottes Gnadenhuld unendlich sein."

Dann kommt die notwendige Trennung. Immermann lernt ein junges Mädchen kennen, Marianne Niemeyer, das Mündel seines Bruders, wohl das Urbild des rührenden Kindes im Münchhausen. Er heiratet sie. Kurz nach Geburt eines Mädchens stirbt die Vierundvierzigjährige. Es ist, als ob dieser Mann nicht in einfachen und klaren Verhältnissen die Ruhe finden kann, die sein zuckendes Herz so heiß ersehnt. Kurz vorher hat er auch als Dichter den Weg zu sich gefunden und den Münchhausen, sein reifstes und bei aller bewußten Verrücktheit geschlossenstes Werk, vollendet.

Ein schneidender Witz des Geschicks.

Immermann hat als Dramatiker angefangen. Es ist eine ganz ungewöhnlich reizende Beobachtung Wilhelm Fehses, wenn er in dem „wilden Jäger" des Münchhausen – wiederum ein Selbstporträt Immermanns sieht. Dieser begeisterte Weidmann schießt immer daneben; das einzige Mal, da er trifft, verwundet er den geliebten Gegenstand. Das Temperament, das Gegensätzliche seiner Natur, das Diabolische, die Fähigkeit zur subjektiven Objektivierung – alles hätte Immermann zum Dramatiker prädestiniert, aber er griff zu unseligen Stoffen, offenbar unter dem Eindruck der Raupach und Genossen, er scheute sich, das eigene Erlebnis zu gestalten. Nach liebenswürdigen Spielen griff er zu Andreas Hofer, zu dem Zarensohn Alexis. In dem Tiroler Trauerspiel hat er die Kühnheit, Metternich auf die Bühne zu bringen; man muß sich vorstellen, was eine solche Unverschämtheit damals bedeutete. Der allmächtige Fürst-Staatskanzler saß „ein Fels der Ordnung", wie der Vielgeschmähte sich nicht ganz zu Unrecht nannte, noch fest im Sattel. Und Immermann, der Beamte, hat es gewagt, sein Stück aufzuführen, das die katzbuckelnden Theaterleiter selbstverständlich ablehnten, so gern sie es wohl in ihrer knirschenden Wut gegeben hätten, aber Pöstchen ist Pöstchen, und der Blitzstrahl aus Wien war tödlich. Die Don-Carlos-Tragödie am Zarenhofe will uns heute noch weniger munden. Sie versickert, so prachtvolle Szenen sich finden mögen. Das Werk dürfte nicht mehr zu retten sein.

Dann aber kommt der „Merlin", das undramatischste Meisterwerk Immermanns. (Es ist 79 Jahre nach dem Tode seines Dichters dank Friedrich Kayßler uraufgeführt worden!) Dieses wundervolle Mysterium, dem wahrlich der „gottverworrene Mund aus deutschen Samen", Wolfram von Eschenbach, ins Ohr raunte, würde heute und heute erst recht, da die Bühne um einen neuen feierlichen Ausdruck ringt, seine Statt finden. Sehr merkwürdig ist freilich, daß neben Versen von erhabener Schönheit Dilettantismen stehen, die schmerzen. Auch hier Zwiespalt.

Viele wollen in dem Werk eine Empörung gegen Goethe sehen, der gewiß im alten Zauberer Klingsor ein Gegenbild findet. Glauben an den angeblichen Haß Immermanns gegen Goethe geht aber von falschen Voraussetzungen aus. Die Übermacht in Weimar erdrückte die Nachfahren, und niemand hat sich diesem Zwange dankbarer und folgerichtiger gefügt als Immermann. Unter den unzähligen Huldigungsschreiben an Goethe findet sich kaum ein ehrlicherer Brief als der Immermanns. Natürlich stöhnte er unter dem Allgewaltigen. Wie anders hätte eine so eigenwillige Natur wie Carl Leberecht reagieren sollen. So schrieb er sich mit seinem zaubrischen Stück frei, mußte es tun, um zur Erkenntnis seines Epigonentums zu kommen. Wir glauben vielmehr, daß hier ein Bekenntnis zu Goethe vorliegt. Denn das ist die Gewalt Immermanns, daß er sich als Epigonen erkennt und also beugt. Mit dieser Einstellung wird er nicht nur zum Ausdruck, sondern zum Überwinder seiner Zeit.

Schon im Tulifäntchen, dem erheiternden Heldengesang in Miniaturformat, deutet er seine Stellung an. (Und es ist bezeichnend, daß Max Slevogt, der knieende Verehrer Goethes, eine hinreißende Liebe zu diesem Epos hatte.)

Endlich entschließt sich Immermann, konsequent wie je, zu dem riesigen Roman „Die Epigonen". Wenn Eichendorff ins Plagiat verfällt, so ist hier das Plagiat Trumpf. Bewußt ahmt er den Wilhelm Meister nach. Fiametta ist nichts anderes als eine transponierte Mignon, Wilhelmi eine Art Lothario. Auch sonst ist Goethe Vorbild. Freilich, die Handlung ist durch und durch romantisch, es fehlt nicht an einem Ring, der gräßliche Befürchtungen zunichte macht, so wenig wie an einem Muttermal. Aber all dies spukhafte Geschehen scheint wirklicher als die Gegenwart, die, ach, halb Zukunft heraufdämmert mit ihrer Industrie und den Gespenstern ihrer Arbeiter. Immermann sieht die Rache, die das Bürgertum am absinkenden Adel zu nehmen sich anschickt. Der Roman bleibt ein Dokument seiner Zeit und erhebt sich doch über sie: immer wieder wird jener Kampf absterbender Gewalten mit den heraufdämmernden Mächten zu tragischen Konflikten führen. Bei allen Beziehungen zum Tage, die ihre heitere Spitze gegen August Wilhelm Schlegel oder den späteren Friedrich Wilhelm IV. richten, bleibt ein Überzeitliches, ja, diese Anspielungen selbst, die nur der Fachmann herauslesen wird, sind so geistreich und witzig in den Gang der Ereignisse eingebettet, daß man des Kommentars kaum bedarf, obwohl sie mitunter an den Schlüsselroman streifen. Immermann wird zum Warner vor dem Naturalismus, das alte Waldlied der Romantik will er nicht verhallen und übertönt werden lassen von dem Pfiff der Fabriken und ihrem Gehämmer. Er spielt hier die Rolle wie ein halbes Jahrhundert später der damals fünfjährige Wilhelm Raabe.

Kommt in den „Epigonen" der Humor nur in den Arabesken zum Ausdruck, so überwiegt er im Hauptteil des „Münchhausen". Immermanns Humor spielt in allen Farben, von dem fast studentenhaften Ulk über gefälligen Witz, Scherz, Satire und Ironie bis hinan zur durchlichteten überlegenen Heiterkeit. Von all

diesen Lichtern nun ist der wunderliche Lügenbaron überfunkelt, der auf dem Öta mit den Ziegen gelebt, als Kapitän Goseberry und Signor Rucciopuccio allerlei Unwesen getrieben hat, um nach allerlei Bänglichkeiten auf eine höchst reizvolle Weise zu verschwinden. Mitten in diese „Walpurgisnacht bei Tage" mit ihrem Drüber und Drunter, mitten in diese wüste Anklage gegen die Verlogenheit seiner und nicht nur seiner Zeit, stellt Immermann die uralte ewige Wahrheit des Hofschulzen mit seinem Schwert Karls des Großen. Wir müssen lange suchen, bis wir eine solche Gestalt wiederfinden, eine Gestalt, um derentwillen allein Immermann dauernden Ruhms gewiß ist. Die Dorfgeschichte hat mit dem Oberhof, der unseligerweise später von unverständiger Nachwelt aus dem krausen Rahmen des Münchhausen losgelöst wurde, nicht nur ihren Anfang genommen, sondern zunächst auch sofort ihren Gipfel erreicht. Nur bei den Schweizern Gotthelf und Keller finden sich Figuren von ähnlicher Wucht, an süßliche Nachahmer, wie Berthold Auerbach, kann man gar nicht denken, ohne von heftigem Widerwillen erfüllt zu werden. Hinreißend, wie dieser westfälische Gigant um Kleinigkeiten des Alltags ficht und leidet und wie er an seiner zerstörten Illusion zugrunde geht.

Fast gleichzeitig mit dem „Münchhausen" erschienen die Memorabilien Immermanns. Nicht so sehr ist hier das Gewicht auf die Erlebnisse gelegt, wenn auch Immermann bei Waterloo mitgefochten hat und in Paris eingezogen ist. Das Werk ist in fast noch höherer Weise als „Dichtung und Wahrheit" ein Buch der Betrachtungen, aus dessen Sentenzen sich ein Brevier zusammenstellen läßt, das man bei sich tragen könnte, um tapferen Trost daraus zu schöpfen und weitere Umsich zu gewinnen.

Das Gedicht „Tristan und Isolde" hat der Dichter nicht mehr vollendet. Dies Leben war ausgelebt, so rasch es abbrach.

Unter seinen Zeitgenossen fand Immermann kein Echo. Grabbe, der ihm soviel verdankte, war ihm nicht dankbar. Grillparzer und Hebbel gaben ihm nicht sehr zutreffende Zensuren. Nur einer rief von ihm begeistert aus: „Es gibt einen Adler in deutschen Landen, dessen Sonnenlied so gewaltig ist, daß er auch hier unten gehört wird und sogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz allen ihren melodischen Schmerzen. Das bist du, Karl Immermann!" Und der Gleiche hatte wohl recht, als er an Laube schrieb: „Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben."

Dann ist er unbegreiflicherweise verschollen; er, der sich so mutig zu seinem Epigonentum bekannte und somit ein Eigener wurde, hätte allen Generationen so als Zeitgenosse gelten können wie uns, denn immer und immer wieder gilt sein heiliges Mahnwort: „Unsere Zeit ist ein Kolumbus... In das Schiff der Zeit muß die Bussole getan werden, das Herz!"

Und unsere heiße Liebe geht ihm nach, dem großen lebendigen Toten.

Karl Immermann (1796–1840)

Zur Wiederkehr seines 100. Todestages

Wunderbare Gedanken und Träume beherrschen die Menschen. Trotz alles Redens von der praktischen Richtung des Zeitalters laufen die Vorstellungen und Dinge weit auseinander, und der Wahn hat eine furchtbare Macht gewonnen. Es ließe sich der Fall denken, daß jemand unter der Last eines eingebildeten Schicksals sein Leben hinkeuchte und stürbe, ohne das Antlitz der Wahrheit geschaut zu haben.

*

An die Taten der Völker ist ein anderer Maßstab der Größe zu legen als an die Handlungen Einzelner. Es mag erhaben sein von dem Einzelnen, sich mit einem Schiffe in die Luft zu sprengen; des Volkes erste Pflicht aber ist, wenn es zum Leben wieder erwacht, an sein Leben zu glauben, deshalb also überzeugt zu sein, daß keine Unterdrückung es austilgen könne, es für sein höchstes, ja für sein einziges Gut zu halten und in diesem Sinne es und sich zu bewahren. Ein Volk, welches die Pflicht erkennt, wagt sich nicht in den sogenannten Kampf auf Tod und Leben, sondern weiß, bis der rechte Augenblick kommt, zu dulden. Nur zerrüttete Nationen spielen um ihr Dasein. Imponderabilien.

*

Lord Byron hat gesagt, eine Familie käme ihm vor wie ein italienischer Salat, worin die verschiedenartigsten Ingredienzien nur durch Öl und Essig miteinander zusammenhingen. – Fühlte sich ein Engländer gedrungen, so zu sprechen, der doch sehr feste Formen in seinem Lande vor sich sah, wie soll einem Deutschen zumute werden, wenn er unternimmt, das seltsame Chaos von Egoismus und Opfermut, Tätigkeit und weichlich-bequemem Wesen, Täuschung und Wahrheit, Blutgefühl, Verdruß, Widerwillen und anhänglichster Liebe, welches die deutsche Familie heißen muß, als organisches Gewächs nachzuweisen!

*

Von den Beziehungen zum Staate aus soll die Familie entledigt werden aller Kleinlichkeit; in den Staat hinüber soll dagegen der Mann alle Wärme tragen, die er in seinem Hause empfing, und für alles, was er da draußen leistete, soll ihn wieder die Blüte des Hausgeistes belohnen. Diese wäre wohl die richtigste und schönste Wechselwirkung zwischen germanischem Staat und germanischem Hause, und auf solche Weise könnte sich ein modernes Rittertum erzeugen, weniger phantastisch und glänzend als das der Tafelrunde König Artus', aber tugendhafter, solider und vor allen Dingen aufrichtiger als jenes. Wenn die deutsche Hausfrau die Dame würde, um deren Dank der Mann im Turnier des öffentlichen Lebens seinen Speer verstäche, so wäre jenes Rittertum eingesetzt.

*

Und nun die Karikaturen der Familie! – Man muß erwägen, daß, eben weil die Idee des deutschen Hauses eine sehr große und zarte ist, auch nur hochstehende

Naturen sie rein auszuprägen imstande sind, und daß das, was in einem echten Charakter Wahrheit wird, in schwächeren Seelen zu Manier und Heuchelei umschlägt. Man findet zwar in der Manier und Heuchelei, von welcher ich die rohen Umrisse gab, einen Bestandteil von deutscher Bequemlichkeitsliebe und Charakterlosigkeit; aber über denselben hinaus geht doch die, wenngleich falsche Begeisterung für das süße Wohlsein in den engsten Banden, die feste Überzeugung von der souveränen Würde dieser Bande und die Zuversicht, daß außer denselben nichts Besseres und Höheres zu erstreben sei. Mithin also das, was auch die Grundlage der vollkommenen Familie bildet.

*

Mit den Fremden ward nicht alles Fremde vom deutschen Boden vertrieben, konnte nicht vertrieben werden. Aus der schmachvollsten Wirtschaft, aus dem Schleudersystem, welches eine Gewalt, die sich wenig um das Beste des Landes kümmerte, geübt hatte, waren dennoch für Tausend und aber Tausend Rechte entsprungen, die geschützt werden mußten. Memorabilien.

*

Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Gelde: wer mit fremdem Gute leichtfertig wirtschaftet, wird immer ärmer. Aus dieser Bereitwilligkeit der himmlischen Göttin gegen jeden Dummkopf ist eine ganz eigentümliche Verderbnis des Worts entstanden. Man hat dieses Palladium der Menschheit, dieses Taufzeugnis unseres göttlichen Ursprungs, zur Lüge gemacht, man hat seine Jungfräulichkeit entehrt. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, inhaltvollsten, kräftigsten Redensarten. Das alte schlichte Überzeugung ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt, von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man noch meistenteils eine Unwahrheit; denn in der Regel hat man nicht einmal die Dinge angesehn, von denen man redet und womit beschäftigt zu sein man angibt.

*

Ich sah ja alles verfälscht, vom armseligen Journalisten und seinem Handlanger an, die beide mit entwendetem Tiefsinn und geraubtem Scharfblick nur ihr trostloses Leben fristen und ihre winzige Persönlichkeit bemerkbar machen wollen, bis hinauf zum Fürsten, dem ein faselnder Minister allerhand unregentenhafte Kostbarkeiten vor dem Volke in den Mund legt.

*

Was soll uns die Humanität, die einst in unsern geweihten Hallen zuerst ihr stilles Reich gründete? Leider sind wir draußen nur gar zu human geworden. Ein neues Licht tut uns not, dafür wollen wir Lehrlinge suchen, stufenweise sollen sie

zu der Erkenntnis geführt werden, daß die Menschheit eine Masse ist, welche der Verwesung entgegengeht, wenn nicht rasch eingeschritten wird.

*

Die Patrioten zogen sich ins Dunkel zurück, schweigend, wie grollende Titanen; die Geschichte der eignen Stadt, womit sonst ein Knabe aufgenährt wird, blieb uns fremd; wer mochte von der Vergangenheit reden, der man das ganze Unglück der Gegenwart aufbürdete? Wir liefen hinter den neuen Mäntelchen, Krägelchen und Schärpen her, bis wir hörten, in den hübschen Kostümen steckten lauter abgefeimte Schelme. Rings um uns zischte es von nichts als von Bestechungen, Kabalen, Begünstigungen durch die niedrigsten Mittel. Welche Eindrücke für ein junges Alter, worin alles so scharf aufgefaßt wird! Die Epigonen.

*

Was für ein schändliches Laster ist das Lügen! Denn erstens kommt es leicht heraus, wenn einer zu arg flunkert, und zweitens kann jemand, der sich's angewöhnt hat, auch einmal die Wahrheit sprechen, und keiner glaubt sie ihm dann.

*

Aller Wahnsinn ist eigentlich eine krankhafte Richtung der Natur, das Individuum in das Maßlose zu erweitern und über die Schranken hinaus, welche die Selbstverleugnung und eine edle Ergebung in die Beschlüsse des Schicksals ihm setzt, ihm Güter, Gefühle und Genüsse anzueignen. Deshalb ist die geistige Krankheit auch verhältnismäßig häufiger bei Personen aus den geringen Ständen, die so vieles entbehren müssen, und schafft bei ihnen die Einbildung, daß sie Könige, Kaiser, ja Gott seien, oder daß sie große Schätze besitzen. Auch die Furcht vor Feinden und Verfolgern, welche nicht selten als Äußerung des Wahnsinns auftritt und auf den ersten Anblick meiner Erklärung zu widersprechen scheint, bestätigt sie doch nur. Solche arme und unangesehene Leute haben nicht selten das geheime, nagende Gefühl ihrer Unbedeutendheit; nun kann nur ein Zufall, ein Mißgeschick ihre Seele erschüttern, so fangen sie an, eine erträumte Wichtigkeit in der Menge von geheimen Feinden, welche ihnen die schwärmende Phantasie vorgaukelt, zu genießen. Münchhausen.

*

Du bist hierin nur der Sohn deiner Zeit. Sie duldet kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge werden anfangs von der Treibhaushitze, welche jetzt herrscht, hervorgedrängt, und diese müssen erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchse an Wurzel und Schaft Platz zu machen. Wohl dem, der hiezu noch Kraft und Mark genug besitzt!

*

Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen. Die Epigonen.

HEINZ FLÜGEL

Die Welt als Geschichte

Doppelsinnig ist unser Begriff „Geschichte", insofern er nämlich das Geschehen an sich mit der geistigen Widerspiegelung dieses Geschehens in einem Worte verbindet. Hegels gewaltiges Unterfangen war es, mit dieser Identität von Wirklichkeit und Bewußtsein, mit der Einheit von Geist und Geschehen, vom Logos ausgehend Ernst zu machen; aber der innere Widerspruch des zweideutigen Begriffs „Geschichte" klafft immer wieder auf; die geschichtliche Wirklichkeit fordert bisweilen das geschichtliche Bewußtsein in fürchterlicher Weise heraus, bis dieses, seiner Unzulänglichkeit überführt, vor der Tatsache als solcher zusammenbricht und gezwungen wird, auf andere Weise sich abzumühen um die Herstellung der fraglichen Identität. Wir befinden uns heute in einer Situation, wo jener Widerspruch, der dem Begriff „Geschichte" zugrunde liegt, sich von neuem gewaltsam zur Geltung bringt; um so mehr tut es not – damit nicht der Geist sich gegenüber den Ereignissen völlig seiner Rechte begebe – mit größter Aufmerksamkeit alle Beiträge des Denkens über Geschichte zu prüfen, zu würdigen und auszuwerten.

In diesem Zusammenhang war längstens ein Hinweis auf die Geschichtslehre Kurt Breysigs* an dieser Stelle vorgesehen; inzwischen ist der Forscher und Universitätslehrer, fast vierundsiebzigjährig, von vielen Freunden und Schülern betrauert, verstorben. Als abgeschlossen gelten muß nunmehr sein umfangreiches, sich in die Tiefe ebenso wie in die Weite erstreckendes Werk, wenn auch der Nachlaß noch vieles Wesentliche und Wertvolle enthalten mag. Eine Fülle und Folgerichtigkeit eignet diesem Gesamtwerk, daß auch derjenige, dessen Denken über Geschichte von anderswoher seinen Ausgang nimmt, sich nicht der Begegnung und Auseinandersetzung mit Breysigs Lehre von der geschichtlichen Welt entziehen kann, zumal hier von vornherein der seinerzeit manchem bedenklich erscheinende Anspruch erhoben wurde, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem Leben zu dienen. Es war insbesondere der Gegensatz zwischen der von Nietzsche so übermächtig gesteigerten Idee der freien, schöpferischen Persönlichkeit und dem der Naturwissenschaft entnommenen Entwicklungsgedanken, der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, welchen Breysig in seinen systematischen Untersuchungen „Vom geschichtlichen Werden" (Stuttgart/Berlin 1925–1928) aufzuheben trachtete. Als Anhänger Friedrich Nietzsches und als Schüler Gustav Schmollers war er dem Gedanken der Individualität wie der soziologischen Betrachtungsweise gleichtief verpflichtet, und es ist wunderlich genug, daß der Zeitgeist dieses kühne und vorurteilsfreie Unternehmen, das Gegensätzliche in seiner Verflochtenheit und gegenseitigen Bedingtheit als Einheit zu begreifen, so wenig zu würdigen imstande war.

Für jeden, der als Leser oder als Hörer an der Berliner Universität in innere Berührung kam mit Breysigs Geschichtslehre, wurde es zu einem nachhaltigen Erlebnis, zu sehen, wie hier, ohne sich jemals gegenseitig den Rang abzulaufen, zwei Kräfte am Werke waren: der ganz willensmächtige Baugedanke und die liebesstarke Freude an der Erfahrung aller Erscheinung. Begriff und Erfahrung

* Über Gehalt und Gestalt seiner Lehre unterrichtet gut die einführende Schrift von Dr. Ernst Hering: „Das Werden als Geschichte, Kurt Breysig in seinem Werk". Berlin 1939, Walter de Gruyter & Co.

halten sich in Breysigs Lehre völlig die Waage, so daß es unrichtig wäre zu sagen, Breysig sei es vorwiegend auf die Systematik, auf eine begriffliche Ordnungslehre der Geschichte angekommen, weil mit genau demselben Recht behauptet werden kann, seine Lehre von den Gesetzen und Regeln der Weltgeschichte sei in der Hauptsache dazu bestimmt, die Erfahrung der geschichtlichen Wirklichkeit zu vertiefen und zu erweitern. Findet man doch namentlich in den beiden ersten Bänden seiner „Geschichte der Menschheit" (Berlin 1936, 1939), die den Völkern ewiger Urzeit gewidmet sind, sein ausführlich begründetes Ordnungsprinzip, wonach nicht die Zeitfolge, sondern die Entwicklungsstufe den Ausschlag zu geben habe, unmittelbar angewendet und glücklich bewährt, indem nämlich hier auch die geringsten geschichtlichen Leistungen jener als geschichtslos geltenden, der Ethnologie vorbehaltenen Völker und Rassen im Rahmen der Universalhistorie gewürdigt werden. Die Eindringlichkeit, mit der hier die urzeitlichen Daseinsformen nach ihrer individuellen Besonderheit geschildert werden, ist ebenso bemerkenswert wie die sorgfältige begriffliche Auswertung der empirischen Einzelergebnisse im Hinblick auf den allgemeinen systematischen Bauplan.

Schon in einer seiner frühesten Schriften „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" (Berlin 1905, 2. Aufl., 1927), welche etwa zwei Jahrzehnte vor Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes" sich für den morphologischen Gedanken aussprach, ging Breysig darauf aus, geschichtliche Gesetze, die den Rang von naturwissenschaftlichen Gesetzen haben sollten, aus der Erfahrung abzuleiten. Dieser frühen programmatischen Schrift folgten im Laufe mehrerer Jahrzehnte neben verschiedenen kulturgeschichtlichen Einzeldarstellungen immer neue, folgerichtig ausgebaute Beiträge zur universalgeschichtlichen Formenlehre, die schließlich in den beiden Büchern „Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte" (Berlin 1933) und „Der Werdegang der Menschheit" (Berlin 1935) zusammengefaßt wurden zu einer allgemeinen Weltlehre, welche keinen geringeren Anspruch erhebt, als die Vereinigung von Natur- und Geistesgeschichte herbeizuführen. Damit gelangte der Entwicklungsgedanke zu einer totalen Anwendung: die Menschheitsgeschichte wurde als ein Teil der eigentlichen Weltgeschichte zugeordnet dem anorganischen und organischen Werden, ohne daß noch den Begriffen des menschlichen Geistes irgendwelche Selbständigkeit wie in der platonischen Ideenphilosophie und der Kategorienlehre Kants, denen Breysig an vielen Stellen kritisch entgegengetreten ist, eingeräumt wurde. Das Einheitsstreben des menschlichen Denkens, von dem sich der Forscher selbst so mächtig beherrscht sah, erschien ihm nun nicht als eine eigentümliche Aktion des Geistes, sondern als ein unwillkürliches Erzeugnis der in sich selber einheitlichen Welt, wie denn alle unsere Denkformen in Breysigs monokosmischer Schau durch das Vorbild des natürlichen Seins bestimmt sind. Man könnte diese, alle Metaphysik weit von sich weisende Weltwissenschaft als einen überaus verfeinerten Positivismus bezeichnen, der auf der einen Seite, hingegeben an die makrokosmischen und mikrokosmischen Wunder der Welt, die Überlegenheit des Naturschaffens über alles Menschenwerk andächtig anerkennt, auf der anderen Seite aber doch auch den höchsten Aufgipfelungen des Menschentums einen götterähnlichen Rang leidenschaftlich zugesteht.

Breysigs um seiner Kühnheit wie um seiner Exaktheit willen gleicherweise bewunderungswürdiges Unternehmen, die Welt in ihrer Ganzheit als zusammenhängende Geschichte, als einheitliches Werden auszulegen, mußte zwangsläufig, da anders der totale Anspruch des Entwicklungsgedankens in keinem Falle durchzusetzen ist, zu einer, man möchte sagen: frommen Gottlosigkeit führen, indem näm-

lich die Welt an und für sich, weil sie Geist und Seele offenbart, heilig gesprochen und mit Gott selber gleichgesetzt wurde. Die Vorstellung einer bestimmten Gottpersönlichkeit wird indessen von Breysig der menschlichen Einbildungskraft zugeschrieben, so daß demnach, insofern die menschliche Seele als etwas Werdendes angesehen wird, von einer „Entwicklung" des Gottesgedankens, also Gottes zu sprechen wäre. Statt eines Weltenschöpfers steht hier am Anfang des Seins eine „unverursachte Wirkung", die freilich als das unauflösbare Urrätsel der Welt zu gelten hat. An dieser Stelle zeigt es sich, daß der Gedanke des allgültigen Naturgesetzes, der letztlich auf den materialistischen Monismus zurückgeht, in Breysigs Weltlehre doch einen ontologischen, seinsmäßigen Vorrang vor der Idee der Persönlichkeit besitzt.

Ungeachtet der Ehrfurcht vor dem großgefügten Werk des weltfrommen Wahrheitsuchers kann dieser monokosmischen Daseinslehre gegenüber das monotheistisch-christliche Denken nicht umhin, sich auf die religiöse Glaubenserfahrung zu berufen, welche eine ganz andersartige Bewertung der Persönlichkeit und damit der Menschheitsgeschichte zur Folge hat. Wenn auch die christliche Glaubenslehre keineswegs auf einem absoluten Dualismus besteht, so nimmt sie doch den Gegensatz zwischen dem vollkommenen Urbild und dem unvollkommenen, endlichen Abbild im ethisch-religiösen Sinne bei weitem schwerer und ernster, als es in Breysigs Lebenslehre geschieht, wo sich vielmehr der Geist seiner selbst als einer Spiegelung des universalen Weltgeschehens, ohne an jenem Gegensatze zu leiden, freudig bewußt wird. Die furchtbare Problematik der Geschichte, welche das christliche Gewissen als den fortwährenden tragischen Abfall des Ebenbilds vom göttlichen Urbild erlebt, ist für die entwickelnde Geschichtslehre wohl von psychologisch seelenwissenschaftlichem Interesse, aber nicht von metaphysisch schicksalhafter Bedeutung. Eine endgültige Beantwortung der Frage nach jener Identität des Begriffs „Geschichte" wird deshalb das religiöse Denken hier nicht zu gewärtigen haben, dafür aber eine einzigartige Schau auf das vielgestaltige und formenreiche Menschheitsgeschehen, deren systematisch ordnende Durchforschung jeden, welchen Ausgangspunkt auch sein Fragen nehmen mag, dem Forscher und Denker Kurt Breysig zu hohem Danke verpflichtet.

Rundschau

Auf der Tagesordnung der Geschichte: Das neue Europa. „Heute geht es darum, daß dem Europabegriff des Westens ein neuer Begriff entgegengesetzt werde. Darum, daß Europa neu formuliert wird. Wie? Als eine soziale Schicksalsgemeinschaft, beruhend auf Einheit der Rasse, Einheit des Raumes, Einheit der Existenzbedingungen. Dies alles in Völkern gesehen, weil Völker die Elemente der europäischen Gemeinschaft sind — weil sich der europäische Mensch in Völkern vertritt... Die Frage nach Europa will seither auch in einem sozialen Sinn gestellt sein. Und Europa ist dann die soziale Schicksalsgemeinschaft der Völker, die Glieder jener weißen Rasse sind, deren sozialer und geschichtlicher Raum nicht mehr identisch erscheinen. Diese Schicksalsgemeinschaft verwirklicht sich heute nicht mehr im Unbewußten, sie stellt sich, weil nunmehr auch Beziehungen sozialer Natur zwischen den europäischen Völkern bestehen, als europäische Auf-

gabe dar. Aber vor allem will die Tatsache der sozialen Schicksalsgemeinschaft der europäischen Völker grundsätzlich festgehalten sein. Sie bestreiten oder, weil dies nicht möglich ist, den europäischen Völkern die Mittel zu ihrer Verwirklichung verweigern, was möglich ist, heißt Europa bestreiten. Das ist der Sinn des Wortes, daß die Gemeinschaft der europäischen Völker eine soziale Gemeinschaft ist — oder eine Gemeinschaft des Brotes.

Das neue Europa ist die Verwirklichung dieser Gemeinschaft. Es bekennt sich politisch zu drei Tatsachen: Erstens zur physischen Einheit Europas, aus der es für die europäischen Völker das Recht auf kolonialen Boden folgert; zweitens zu der Erscheinung, daß Europa auf der interkontinentalen Ebene des zwanzigsten Jahrhunderts eine kontinentale Größe für sich darstellt, die auch in den Beziehungen der europäischen Völker wahrgenommen werden will; drittens dazu, daß der europäische Gedanke in der Welt nicht durch Imperialismus, sondern durch einen Sozialismus der Völker vertreten wird, der die Einheit des Abendlandes sichert... Europa wird entweder eine soziale Zukunft haben oder es hat keine Zukunft mehr." (Ludwig Reichhold, „Die Schicksalsstunde des Westens"; Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 8,50.)

„Deutschland und die ihm befreundeten Mächte wollen den Frieden und damit endlich die gesunde Ordnung in Europa. Sie wollen wahre Gemeinschaft von Führung und Volk, Gemeinnutz in der Wirtschaft, Verbundenheit der Stände, Hebung des europäischen Lebensstandards durch Zusammenarbeit der Völker. Sie erstreben einen gesunden politischen und wirtschaftlichen Ausgleich der Staaten, gemeinsamen Aufbau abendländischer Kultur, wozu jeder das Seine beizutragen hat, nach Fähigkeit und Rang. Sie kämpfen für einen Aufstieg Europas. Das können sie im sicheren Bewußtsein dessen tun, daß Europas Ordnung in Raum, Volkstum, Staat, Wirtschaft, Technik und Kultur vorgezeichnet ist... Die neue Ordnung Europas — die kommen muß und wird — ist nur von einer starken Mitte her möglich. Nur hier besteht für alle die unbedingte Gewähr, daß eine gerechte Berücksichtigung der natürlichen Kräfte und Rangordnungen ebenso erfolgt wie eine wahre Gestaltung der europäischen Notwendigkeiten... Deutschland als das Herzland Europas ist am meisten interessiert an einem kulturellen Höchststand des Kontinents. Es sieht hier die größte Aufgabe und die größte Zukunft des deutschen Volkes. Es kämpft in diesem Krieg, der ihm von einer kleinen Schicht der englisch-französischen Plutokratie aufgenötigt worden ist, um den Frieden Europas und um die neue Ordnung des Abendlandes. Dieser Frieden ist nicht nur ein selbstverständliches militärisches und politisches, nicht nur ein wirtschaftliches und geographisches Ziel. Er ist im letzten Sinn ein kulturelles und geistiges Ziel. Das im gesicherten Frieden endlich einmal sich selbst lebende Europa — nicht mehr Plattform englischer Weltherrschaftspolitik, nicht mehr Objekt französischer Hegemoniepläne — wird sich dann der Segnungen der wahren Gemeinschaftsarbeit seiner Völker ebenso erfreuen können wie des wahren Fortschritts seiner Kultur. Diese neue Ordnung des Friedens und der Wohlfahrt ist Deutschlands Ziel in seinem gegenwärtigen Kampf." (Walter Scheunemann, „Europa in der Entscheidung"; Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 1,—.)

„Nietzsche in unserem Jahrhundert." Der vierzigste Todestag Friedrich Nietzsches, der auf den 25. August dieses Jahres fällt, ist sicher kein Erinnerungsdatum erster Ordnung. Wenn trotzdem bei dieser Gelegenheit vielfach des

Philosophen gedacht werden mag, so spiegelt sich hierin vielleicht mehr ein seit seinem Tode in allem Wandel der Zeiten nicht zum Nachlassen gekommenes Diskussionsbedürfnis schlechthin, wie es seine Person und seine Ideen auf eine sonst kaum vergleichbare Weise sozusagen ständig umstrudelt. Nietzsche scheint sich für uns Deutsche mehr und mehr zu einem ewigen, in jeder neuen Generation regenerierten Überwindungsprozeß und Überwindungsgegenstande herauszubilden. Daher offenbar die ewige Lebendigkeit um ihn, welche die älteren Generationen immer wieder in Erstaunen versetzt, daher aber auch die immer neu verjüngte Polemik gegen ihn, mit der fast alle ernsthaften Nietzsche-Anhänger irgendwann einmal, wenn die Wirklichkeit in ihrem Denken die Führung antritt, diese Periode ihrer Liebe und ihres Denkens beschließen. In einem unlängst erschienenen vorzüglichen Buche mit dem Titel „Nietzsche in unserem Jahrhundert" von Wilhelm Michel (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag) sind dieser Zwiespalt und diese lebendige Entwicklung wieder einmal auf eine besonders schlüssige Weise zum Ausdruck gebracht worden. Das Buch Michels gibt seiner Haltung von vornherein den einschränkenden Ausdruck: „Was ist Nietzsche uns?" Es verliert sich nicht in der uferlosen psychologischen und philosophischen Fragestellung: „Was könnten wir mit unseren Verstehenskünsten dem großen Menschen Nietzsche sein, wie vermögen wir seiner Existenz und seinen Ideen gerecht zu werden?" Damit sind indessen keineswegs der Respekt und die Liebe zu Nietzsche, das sachliche, geduldige Hinhorchen auf seine Gedankengänge und ihren tragischen Entwicklungsgang suspendiert worden. Wir führen diese Schrift im Zusammenhange mit dem Todestage vielmehr gerade deshalb an, weil sie eine derjenigen neueren Nietzsche-Publikationen ist, die dem komplexen Kern des Phänomens und Problems Nietzsche auf eine besonders tiefe, würdige und menschlich gewinnende Weise nahekommt. Es gibt heute gewiß auch eine (in vielen Schichtungen der Wirklichkeit und der Gegenwartsgeschichte offenbar glänzend bestätigte) Nietzsche-Orthodoxie, die positiv auf den Willen zur Macht, die Ideen von Zucht und Züchtung, vom Primat der Biologie, auf Nietzsches ganze feindliche Haltung zu Religion und Christentum, Moral und spekulative Philosophie eingeschworen ist, um hierüber aber wohl den tiefsten, dialektischen Geist auch dieses typisch deutschen, in ständiger „Bewegung" begriffenen Denkers mit Sicherheit zu verfehlen. Man geht kaum irre, wenn man eine solche Dogmatisierung vor allem der letzten denkerischen Phase Nietzsches nicht ohne weiteres als die treueste und feinste Verwaltung seines Vermächtnisses anerkennen möchte. Lebendiger als in seinen Positionen ist Nietzsche sicherlich in der Polemik und Dialektik geblieben, die gerade er, als ein ewiger Stein des Anstoßes, eine immer wieder erneuerte Aufforderung zur Auseinandersetzung in die Welt und besonders in die moralische und religiöse Welt gebracht hat. Damit hängt es zusammen, wenn die besten Bücher über (und freilich hierbei auch gegen) Nietzsche mehr und mehr aus religiösem, nicht aus fachphilosophischem, kulturpädagogischem oder lediglich schriftstellerischem Lager kommen. Dort, wo der Mensch in seinen tiefsten Anliegen verwaltet wird, in seiner Beziehung zu Gott und zu sich selber, hat Nietzsche den Hurrikan seiner Negationen hingewirbelt; an die Stelle Gottes den Übermenschen, an die der unsterblichen Seele die ewige Wiederkehr des Gleichen, an die des Guten und Wahren den Willen zur Macht, an die eines von Gott zum Genuß geschenkten irdischen Lebens die reine, über ihre Abgründe hinweglachende Immanenz unseres Daseins gesetzt. Ein Angriff auf die „Wirklichkeit", der fraglos Größe hatte und noch in seinen furchtbaren Irrtümern der Wahrheit diente. Denn (um es mit den Worten Michels auszudrücken) „nur wer spielt,

wer sich in seinen geistigen Entscheidungen nicht einsetzt und nicht aussetzt, ist der wirkliche Täuscher und Verderber ..." Zugleich aber hat Nietzsche wie kein anderer neuerer Denker hierdurch den Widerspruch herausgefordert und ihn sozusagen erst geistreich gemacht, in eine Höhe getrieben, die seiner eigenen Polemik gewachsen sein mußte, auf welchem Umwege er dann insbesondere das zuerst und zutiefst angegriffene Christentum aus dem Dornröschenschlafe des letzten liberalistischen Jahrhunderts hat erwecken helfen. Wir könnten die positiven Entgegensetzungen, welche Nietzsches vornehmlichsten Thesen gemacht werden müssen, nicht in der schönen, umfassenden und überzeugenden Weise in Kürze ausdrücken, wie dies in dem Buche Wilhelm Michels geschehen ist. Wir wollen deshalb nur jedem, der selber in dieser Umbruchsphase seines Nietzsche-Interesses darin steht, die Lektüre dieses Werkes besonders empfehlen, nach der man sozusagen seines Lebens, seines Gottes, seines Menschseins und seiner unter den Bombenangriffen modernen Nihilismus', Biologismus', Atheismus' erschütterten Natürlichkeit wieder froh werden kann. „Wenn aber unter den Entscheidungen, die Nietzsche heraufgebracht hat, auch eine Entscheidung über das Christentum steht: könnte sie nicht dahin lauten, daß der Abendländer bei dem gegebenen Grade seiner Bewußtseinsausbildung nunmehr endgültig darauf verzichten muß, eine wahre Natur- und Weltbeziehung außerhalb des Christentums zu suchen!"

Rein aus dem Chaos hervorgegangen. Wenn Goethe von einem Manne bei seinem Tode sagt: „Er war einer von den großen Charakteren, die immer seltener werden, und die Welt ist abermals um einen bedeutenden Menschen ärmer", so lohnt es sich unter allen Umständen, Näheres von dem so Angeredeten zu erfahren. Es ist Eugen Beauharnais, der Stiefsohn Napoleons. Er war geboren als der Sohn von Alexandre Vicomte de Beauharnais und Marie Rose Josephine Tascher de la Pagerie, die bekanntlich nach der Guillotinierung ihres Mannes in zweiter Ehe Napoleon heiratete und mit ihm den Kaiserthron Frankreichs bestieg. Eugens Leben wurde von der Nähe zu Napoleon in seinem ganzen Ablauf bestimmt. Fast noch ein Knabe, begleitete er ihn auf dem italienischen Feldzuge und der Expedition nach Ägypten und bewährte sich schon damals in wilden Situationen als ein tapferer Soldat. Sein Lebenslauf führte ihn schnell auf die Höhe. Mit vierundzwanzig Jahren wurde er 1805 Archichancelier d'état de l'Empire français, im gleichen Jahre Vizekönig von Italien, 1806 Gouverneur der venezianischen Staaten; im gleichen Jahre von Napoleon adoptiert, erhielt er 1807 den Titel Fürst von Venedig, 1810 den des Erbgroßherzogs von Frankfurt, und 1817 wurde er Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstätt. Als Soldat bewährte er sich auch in höheren Führerstellen gegen die Österreicher und galt seinerzeit als der Retter der Reste der Großen Armee bei dem fürchterlichen Rückzuge aus Rußland. Als nach seiner Rückkehr die Stadt Mailand ihn feiern wollte, lehnte er in nobler Haltung ab, weil fast alle Familien um gefallene Angehörige in Trauer waren. Sein Leben und sein Aufstieg sind charakteristisch für die chaotische Zeit, in der er lebte, noch mehr in erneuter Bestätigung für die ungewöhnlich brutale Art, mit der Napoleon auch die Menschen seiner nächsten Umgebung zu behandeln liebte. Zwar fand der Kaiser oft die lobendsten Worte für seinen Stiefsohn, den er immer wieder öffentlich auszeichnete, aber trotz völliger Ergebenheit und blinder Treue Eugens ließ er ihm im Grunde in den verantwortungsvollen Posten nur eine scheinbare Selbständigkeit. Eugen Beauharnais war ein Mann männlicher Schönheit, und nicht nur die Herzen der Frauen

flogen ihm zu, sondern er genoß auch das ganz besondere Wohlwollen des Zaren, ohne dessen Hilfe er wohl mit andern Parteigängern Napoleons in seinen Sturz verwickelt worden wäre. Durch seine Heirat mit Auguste Amalia Ludovika Georgia, Prinzessin von Bayern, fand er auch an dem bayrischen Fürstenhause Stütze und Rückhalt, wenn es auch nicht gelang, das ihm feierlich gegebene Versprechen zu erfüllen, Herr eines souveränen Fürstentums zu werden. Wenn seine Schwester Hortense, die Königin von Holland, von ihm sagt: „Er war rein aus dem Chaos hervorgegangen", so ist das zweifellos richtig, wenn freilich der Begriff der Reinheit auch zeitbedingt ist. Sicher war er auch tapfer, treu, großmütig und bei vorhandenem Ehrgeiz doch nicht geblendet durch den Glanz eines hohen Ranges. Aber er war mehr ein guter Charakter als ein schöpferischer Geist von großer Initiative. Diesem Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleons, hat der mit beachtenswerten historischen Arbeiten schon verschiedentlich hervorgetretene Adalbert Prinz von Bayern eine Biographie gewidmet, die sowohl wegen der Gründlichkeit der Arbeit wie auch des vornehmen, von üblichen großen Vokabeln ganz absehenden Tones außerordentlich sympathisch wirkt (Berlin, Propyläen-Verlag. 32 Bildseiten. RM 8,50). Wohl infolge der großen Strapazen, die Eugens kriegerische Laufbahn für ihn von früher Jugend an brachte, erreichte er nur ein Alter von 43 Jahren, er starb als adliger Privatmann in München. In den Tagebüchern seiner Schwester Hortense, die ihm in zärtlicher Liebe ergeben war und nach dem Tode der Mutter, die sein Leben stets zu seinem Besten geleitet hatte, ihm das Gleiche zu leisten sich bemühte, steht der Satz: „Man wurde ihm gerecht, wie er es verdiente": das gilt auch für diese Biographie seines fürstlichen Verwandten.

In memoriam Poppenberg. Vor fünfundzwanzig Jahren schied freiwillig ein Mann aus dem Leben, dem die Gorgo plötzlich ihr gräßliches Gesicht enthüllt hatte und der den Anblick nicht zu ertragen vermochte: Felix Poppenberg. Er ist vergessen, und vielleicht sind seine reizvollen Bücher nichts weiter als eine Fundgrube für spätere Kulturhistoriker, die sich mit der Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert beschäftigen werden. Er selbst aber war ein Ausdruck seiner Zeit, wie es nur noch in England etwa Brummel oder Oskar Wilde waren. Mit ungemein feinen Nerven nahm er alle Erscheinungen seiner Tage auf, konnte stundenlang über die Dinge sprechen, die uns heute kaum mehr des Belächelns wert scheinen: über Manschettenknöpfe etwa, oder er vermochte die Frage zu erörtern, ob man ein Hemd überziehen solle oder ob dieses Kleidungsstück nicht in der mittleren Horizontale des Mannes zugeknöpft werden solle, ja müsse. Dies alles konnte er mit einer reizend neckenden, nicht sehr lauten Stimme darlegen, ohne daß der Zuhörer, mochten ihm diese Probleme noch so fern liegen, einen Augenblick ermüdete. Seine sehr gewählte Bibliothek hatte er nach den Farben der edlen Einbände geordnet, eine historische oder sonstige Reihenfolge wies er weit von sich. Auch hatte er einen Stammbaum der Schnäpse aufgestellt und versuchte sich in bewunderungswürdigen Mischungen, wobei als oberster Grundsatz galt: die Geschwisterehe ist verboten. Mit tiefer Genugtuung präsentierte er seine Erzeugnisse in zärtlichen Gläsern. — Es wäre nun ungerecht, wollte man in Poppenberg nur den Petronius, den arbiter elegantiarum seiner Zeit sehen. Er war in jedem Sinne ein hoher Genießer. Nicht umsonst hing in seinem Zimmer als einziges Porträt das Bild des Fürsten Pückler. Den Faust II trug er beständig in der Tasche, und in den unendlichen Gesprächen, die sich an diese oder jene Stelle

knüpften, offenbarte Poppenberg eine lebendige Kenntnis des Daseins mit seinen Verworrenheiten, Ängsten und Kämpfen, die ihn zu einem mitfühlenden Seelenarzt machte. Dieser zarte, mimosenhafte Mann konnte eine scharfe Klinge schlagen; es sei nur an den Streit mit Carl Vollmoeller erinnert, doch reichte er dann dem Gegner ritterlich die Hand. In die heutige Zeit würde dieser Mann nicht hineinpassen, allein zu seiner Zeit war er maßgebend, ja für viele vorbildlich, und deshalb sei ihm ein wehmütig heiteres Gedenken sicher.

Die Waage. Überraschende Erkenntnisse werden vermittelt, wenn man den Raum längs der deutschen Küste, begrenzt von Nord- und Ostsee im Norden, von der Ems im Westen, von der Oder im Osten und durch die Mitteldeutsche Gebirgsgruppe im Süden als eine Waage ansieht, auf deren Balken zwei Wechselkräfte spielen, die jeweils Ausschläge nach der einen oder anderen Seite verursachen. In diesem Raum siedelten in der Zeit, die frühe geschichtliche Kenntnisse festhalten, germanische Völkerschaften, die bei der Ausdehnung nach dem Westen hinter den Kelten auf Rom, im Osten hinter den Slawen auf Ostrom stießen. Im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt erfolgte der erste starke Ausschlag der Waage nach Westen und Süden, dem im sechsten Jahrhundert das Spiel der Kräfte einen Umschlag in die Waagrechte und nach Osten folgen ließ. Dieses Kräftespiel zwischen Abendland und Morgenland, zwischen deutschem und lateinischem, zwischen slawischem und griechischem, zwischen deutschem und slawischem Wesen bestimmte immer erneut die deutsche Geschichte. Jedesmal, wenn auf einem der Flügel die deutsche Volkskraft bis aufs Leben bedroht war, warf das Volk seine Reserven auf der inneren Linie auf den Gefahrenpunkt. Aus einer solchen Anschauung heraus läßt sich allein das Werden deutscher Bildung und deutschen Schicksals verstehen. In den Räumen, wo der Deutsche sich mit fremden Völkern mischte oder zu ihrem Herrn machte, der dadurch Mitbesitzer aller staatlichen und geistigen Einrichtungen des eroberten Landes wurde, blieb ihm nur übrig, wenn er dieser Vermischung und Verwandlung Herr werden und sich selbst bewahren wollte, dieses ihm von der Fügung zugeteilte Erleben dadurch zu bestehen, daß er es als Schicksal bejahte und die stärkere Fremdkultur, ohne die er in Zukunft nicht mehr auskommen konnte, zu bejahen, sie ganz zu verzehren und aus sich heraus ihr eine neue eigene Prägung zu geben. So war es im Westen und Süden, so war es im Osten. Das sind die großen Leitgedanken, nach denen Josef Nadler seine „Literaturgeschichte des Deutschen Volkes" aufgebaut hat (Berlin, Propyläen-Verlag. 4 Bände. Je Band RM. 27,50). Als vor vielen Jahren Josef Nadler seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" erscheinen ließ, die die Grundlage seines großen neuen Werkes bildet, wirkte sie wie eine revolutionäre Tat, von vielen mißverstanden oder belächelt, von andern begeistert begrüßt. Nadler hat damals mit der üblichen Form der Literaturgeschichtsschreibung gebrochen und seine deutsche Geistesgeschichte aufgebaut auf der geistigen und Literaturgeschichte der deutschen Stämme als der geistigen Träger der Landschaft, in der sie siedelten. Die in dieser Form liegende Gefahr einer unzusammenhängenden Aneinanderfügung von Einzelgeschichten der verschiedenen Stämme, die zu Zersplitterung und Uneinheitlichkeit führen konnte, ist beschworen durch die großen Leitideen und die kraftvolle geistige Persönlichkeit der Verfassers. In der neuen Form ist in einer Ausstattung, die des großen Gegenstandes würdig ist — in jedem Band über 500 Abbildungen, farbige Kunstdrucktafeln, Tiefdrucktafeln, faksimilierte Dokumente, vornehmes Schriftbild, guter Einband und

Papier — ein Standardwerk deutscher Gelehrtenarbeit entstanden. Von den geplanten vier Bänden sind jetzt drei erschienen: der 1. die Zeit von 800—1740, also bis zum deutschen Barock, der 2. die Jahre 1740—1813, der 3. das Jahrhundert von 1814—1914 umfassend. Die gewählten Zeiträume ergeben sich aus den Untertiteln der Bände: Band 1 „Volk", Band 2 „Geist", Band 3 „Staat". Der 4. Band, der für den Herbst 1940 angekündigt ist, wird den Titel „Reich" führen und die Literaturgeschichte des deutschen Volkes bis in die Gegenwart begleiten.

Graphologie der Letter. Da die Lettern der Buchdruckkunst aus der Handschrift entstanden sind, ist es für ein geschultes Auge durchaus möglich, aus ihnen ebenso wie aus den Schriftzügen den Charakter ihrer Schöpfer zu erkennen und zu deuten. Aus solcher Deutung sind leicht Rückschlüsse auf den Volks- und Zeitcharakter zu ziehen, da die Schöpfer der Letter bewußt und unbewußt die herrschenden Strömungen ihrer Zeit und ihrer Volksart zum Ausdruck brachten. Das gilt, auch wenn das eigene Gesetz der Letter, das technische sowohl wie das innere, dem zu widersprechen scheint, da die Letter entgegen dem Buchstaben eine technische Funktion hat. Die Majuskeln der Griechen und Römer lassen in ihrem Adel den Abstand erkennen, den aristokratische Würde wahrt. In den Unzialen der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt offenbart sich die glaubensstarke Bindung, die zur Einheit strebt. In der gotischen Schrift ist ausgesprochen das Bestreben spürbar, die eigene Art vor fremden Einflüssen zu schützen, während die Schnörkelschrift der Barockzeit die staubigen Perücken leibhaft sichtbar macht. Die gottlob überwundene Blockschrift der letzten Zeit zeigt deutlich die Entseelung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch. Jetzt haben Künstler, wie vor allem Rudolf Koch, dieser Schriftart neues beseeltes Leben eingegossen. Wer die Großtat vollendet hat, das Alphabet zu erdenken, das um 1600 vor Christus entstand, während das Kleinbuchstabenalphabet um 800 nach Christus geschaffen wurde, wissen wir nicht. Aber den Schöpfer der Lettern, die den Buchdruck ermöglichten, kennen wir: Gutenberg. Eine feine Ehrung dieser Tat, die wirklich wie kaum eine andere die Welt und die Menschen von Grund aus veränderte, stellt das Bändchen der Insel-Bücherei dar: „Die Kunst der Letter" von Christian Heinrich Kleukens (Leipzig, Insel-Verlag). Einer meisterhaften Einleitung folgen 40 Abbildungen, beginnend mit der 42zeiligen Gutenberg-Bibel und endend mit einem Spruchblatt von Rudolf Koch. Keiner der großen Künstler der Letter ist übersehen. Es ist reizvoll, aus ihr sich neue Erkenntnisse für den Charakter von Völkern und Zeiten zu holen. — Darüber hinaus erhebt sich grade bei der Schwarzen Kunst stärker noch als bei anderen, weil hier zeitweise ein ungehemmter Mißbrauch stattfand, die Frage nach dem Wert großer, umwälzender Erfindungen überhaupt, und zugleich nach dem Schicksal des Erfinders. Dieser war sich zweifellos nicht bewußt, was seine Erfindung an Gutem und Bedenklichem über die Menschheit bringen würde. Er wollte zunächst nichts anderes, als durch das gedruckte Buch einen Ersatz für das geschriebene zu schaffen, der dem geschriebenen gleichwertig wäre, aber weit billiger in der Herstellung. Aber er selber erlebte noch die Dämonie seiner Erfindung, denn die geistige Entfaltung und der geistige Sturm setzten unmittelbar nach ihrer ersten Vollendung ein. Für das Genie Gutenbergs spricht es, daß nach seiner Erfindung die Buchdruckerkunst durch 350 Jahre hindurch nahezu unverändert blieb und die Normen ihre Gültigkeit behielten, die er für die neue Kunst aufgestellt hatte, trotz der sehr schnell einsetzenden Herstellung

im großen. In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts sind nahezu 40000 selbständige Druckwerke schon zu zählen, von ihnen sind in öffentlichen Bibliotheken heute noch vorhanden annähernd 360000, unter ihnen allein 116000 in deutschem Besitz. Zunächst wirkte Gutenbergs Erfindung sich unmittelbar als ein Geschenk an das Volk aus, denn nun blieben Wissen und Bildung nicht mehr das ausschließliche Eigentum einer bevorzugten Schicht. So haben wir allen Grund, grade als Deutsche in der besten Form der Buchdruckerkunst und ihres Erfinders zu gedenken. Diese Aufgabe erfüllt vorbildlich ein Standardwerk: Hermann Barge, „Geschichte der Buchdruckerkunst" (Leipzig, Philipp Reclam jun. RM 12,–). Mit gründlichster Kenntnis wird hier die gesamteuropäische Geschichte des Buchdrucks dargestellt und in sehr ansprechender Form erzählt. Auch die weit über 100 zum Teil ganzseitigen Abbildungen in ausgezeichneter Ausführung, die auch die farbige Beilage aufweist, dienen in bestem Sinne der tieferen Erkenntnis, der Graphologie der Letter.

CHARLOTTE SCHULTZ

Heißer Sommer

Erzählung

Niemand sage mir, daß Kindheit leicht sei. Sie ist, da sie Werden und Aufbau bedeutet, etwas Chaotisches. Sie ist schmerzhaft, wie das Wachsen der Glieder, und voll ratloser Einsamkeit, wie das Wandern auf einem unbekannten Weg, dessen Ziel man nicht kennt. Sie ist, im vielfach verwirrten Kummer und im vielfachen, unmitteilbaren Glück, die erste schwere Prüfung auf diesem rätselhaften Stern, den Gott aus seiner schlafenden Hand in den Weltraum fallen ließ.

In den ersten Augusttagen begannen damals die großen Sommerferien, und gleich nach Weihnachten hatte das Mädchen Karola angefangen, darum zu beben und dafür zu beten, daß sie auf das Gut zu Tante Anna fahren dürfe. Tante Anna hatte sie eingeladen, und was diese Idealfrau – in Karolas schwärmerischer Phantasie – zugesagt hatte, das würde sie auch halten; da gab es keinen Zweifel. Aber von Hause aus waren die Aussichten nicht ganz so günstig und sicher. Da war vor allem die dunkle Drohung des zu erwartenden Zeugnisses ... Im Rechnen war sowieso alles hoffnungslos. Wie sollte Karola es Fräulein Krause, der Ratte, wie sie dies graue Geschöpf heimlich nannte, verständlich machen, daß sie ja nicht einmal den Sinn von einer Null mehr oder weniger verstehen konnte, geschweige denn den gräßlichen Bauern aus dem Rechenbuch, mit seinem Scheffel Weizen, oder die verhaßte Hausfrau mit der Mandel Eier.

Gott sei Dank konnte man diese fleisch- und blutlosen Schemen vergessen, wenn die Herrlichkeit eines Gedichtes oder einer Erzählung in der Literaturstunde sich wie ein Strom aus goldenen Kannen in das Herz hineingoß; wenn man in Kunstgeschichte anbetend schauen oder in Religion träumend einem Stern der Verheißung folgen konnte.

Aber schon Erdkunde wieder wurde dumm, weil alle fremden Länder nur Einwohnerziffern und keine lebenden Menschen bargen; die Flüsse nicht geheimnisvoll

wie ihre Namen dahinrauschten, sondern immer etwas an Holz, Mineralien, Tulpenzwiebeln oder Zuchtebern zu transportieren hatten, und die Meere mit zauberhaften Namen in der Nähe eines unverständlichen Breitengrades sich ausdehnten, den man gerade nie wußte. Was nützte es da schon, daß man in der Turnstunde ohne besondere Aufforderung den „Mutsprung" vom Pferd machen konnte, daß man singen konnte wie ein Erzengel am Thron Gottes — — am Schluß des Zeugnisses würde doch stehen, daß die Schülerin Karola, bei besten Anlagen und starker Intelligenz, durch Zerstreutheit und Nachlässigkeit bedauerlicherweise hinter den Allgemeinleistungen ihrer Klasse zurückstünde.

Was war zu machen? Nichts. Man mußte dem von den Erwachsenen erfundenen Schicksal seinen Lauf lassen. Hie Zeugnis, hie Gnade. „Großer Gott, ich will immerzu an dich glauben, nicht nur, wenn ich in Not bin", betete Karola abends im Bett und hatte dabei das grauenhafte Gefühl: „Jetzt hört er mich erst recht nicht, der alte, böse Hund im Himmel, weil ich mich sonst nie um ihn bekümmere —. Auf den abgenagten Knochen kommt der nicht, der Hund... der Gott, der — der — o lieber Gott, hab es bitte nicht gehört, oder verzeih mir und laß mich zu Tante Anna auf Sommerferien fahren!"

Und nun war plötzlich alles gut. Da war ein viel zu dickes Federbett, unter dem man kleine Schweißperlen auf der Haut bekam. Die Tapete des Zimmers hatte die ein wenig böse, grüne Farbe von Waldmeistergelee. Sie strömte Kühle aus, wie Wasser in einem Aquarium, und sandte einen leicht bitteren Geruch von Muffigkeit ins Zimmer, den Karola genießerisch schnupperte. Denn alles dies gehörte ihr allein, ihr, Karola. Sie konnte nun aufstehen und sich waschen, nackt, von oben bis unten. Man brauchte nur den Riegel vor die Tür zu schieben. Man konnte sogar vor dem Spiegel stehen und sich genau betrachten und feststellen, daß man bald wie eine richtige Frau aussehen würde und dann endlich, endlich kein Kind mehr sei... Man konnte sich auf den heutigen Tag freuen, und auf viele folgende. Man würde mit Vetter Erich, der sonst im Kadettenkorps ist, reiten und in den Ställen herumtoben. Tante Anna würde Picknicks veranstalten, man würde im Landauer, wie eine Dame, lässig zurückgelehnt, zu den Gutsnachbarn fahren, man würde unter den Himbeerbüschen liegen und sonnenwarme Früchte essen und die Scheune nach verlegten Hühnereiern absuchen, und man würde jeden Tag glücklich, glücklich, glücklich sein. Ja.

Im leeren Frühstückszimmer stand der große, „abgegessene" Eßtisch im vollen Sonnenschein. Das Spiritusflämmchen unter der Kaffeekanne war kaum zu sehen, so hell lag der Raum da. Und so still. Nur ein paar matte Fliegen kämpften, mit dünnem Klirrgesumm, auf einem Teller mit vergiftetem rosa Löschpapier, um ihren Rest kleinen Lebens. Die Eier lagen wie Babys in weißgelben Wolljäckchen in einem Weidenkorb. Der Schinken duftete nach Holzrauch.

Wie gut war hier alles. Da wo die vielen Krümel lagen und die meisten Kaffeeflecke auf dem Tischtuch waren, hatte der Inspektor gesessen, dachte die selig kauende und trinkende Karola. Eigentlich war er ein Schwein. Aber das durfte man natürlich nicht laut sagen. Nie durfte in seinem Zimmer gelüftet werden, und es roch dort durchdringend nach Pfeifenrauch und Stiefeltran. Aber er hatte zu bestimmen, welche Reit- und Wagenpferde zum Vergnügen benutzt werden durften, und darum mußte man sich gut mit ihm stellen. —

Onkel Roberts Platz war schon aufgeräumt, sonst hätte da die komische große Tasse mit dem Einsatz gestanden, damit der Bart beim Trinken nicht eintaucht. Onkel Robert — eigentlich mochte Karola ihn nicht, obgleich er Tante Annas

Mann war und Mutter immer sagte, er wäre „eine Seele von Mensch". Für Karola war er zu laut und konnte so abscheulich mit den Leuten schimpfen. Und dann – –? Ja, jetzt wußte es Karola plötzlich: er hatte so etwas Ekliges im Blick, wenn er sie, von den dicken blonden Zöpfen angefangen, bis zu den nackten, braunen Beinen musterte und sagte: „Das Frauenzimmerchen macht sich langsam."

An Vetter Erichs Platz war alles so ordentlich und korrekt. Mit zusammengefalteter Serviette, und Messer und Gabel wie ausgerichtet nebeneinander auf dem Teller. Das hatten sie ihm wohl im Kadettenkorps angedrillt, dem Träumer. Armer Erich! Wie alt war er jetzt? „Wenn ich dreizehn werde, muß er sechzehn sein. Mit sechzehn haben Jungens schon manchmal eine Liebe. Ob Erich auch? Ach Unsinn, der ist doch viel zu schüchtern; und weinen wie ein Mädchen hab' ich ihn auch schon einmal sehen."

Darum sollte er ja auf „Mann" lernen, im Korps. Trotzdem: armer Erich!

Er tat ihr leid. Dabei war er doch Tante Annas Sohn, und sie war doch bestimmt die herrlichste Frau der Erde! Wenn die Leute manchmal sagten, daß sie eine leichte Person sei, meinten sie sicher auch dieses Schwebende, Lachende, Glitzernde an ihr, das Karola so sehr bewunderte und liebte...

Neben ihrem Teller lag natürlich wieder ein vergessenes Taschentuch, ganz feines Leinen mit einer Spitzenkante. Ob es nach ihr roch? Karola geht um den Tisch und atmet das Parfüm des Tuches tief ein. Welcher Duft! Wie aus Tausendundeiner Nacht. Mußten da nicht alle Menschen verrückt werden, vor Liebe und Anbetung? Und in den Garten hinausschlendernd, nimmt sich Karola vor, diesem Ideal nachzueifern und bestimmt auch einmal eine leichte Person zu werden.

Am großen Rondell steht Tante Anna im hellen Morgenkleid und hantiert mit der Rosenschere. An den Händen hat sie alte, gelbe Glacéhandschuhe, und die blonden Stirnlöckchen liegen wie angeklebt am Haaransatz der hochgetürmten Frisur. Karola umarmt sie so ungestüm, daß die kleine, üppige Frau auf den hohen Stöckeln der Schuhe schwankt.

„Gut geschlafen, Liebling? Was hast du geträumt? Der Traum der ersten Nacht ist wichtig."

„Ach, nichts, Tante Anna. Ich habe herrlich geschlafen, und ich bin im siebenten Himmel, und das Leben ist göttlich, weil ich hier sein darf!"

„Das Temperament und die Begeisterungsfähigkeit hast du jedenfalls von mir", sagt Tante Anna lachend. „Und nun geh zu Erich und sei nett mit ihm. Um zwölf wird gegessen."

„Kommst du mit zur Dreschmaschine, oder wollen wir erst schwimmen gehen?" fragt Erich, der in seiner grauen Leinenlitewka in der offenen Stalltür stand.

Der ist ja kleiner als ich, denkt Karola. Eigentlich ein Stöpsel... und wie komisch seine Stimme 'rauf und 'runter geht. Das habe ich alles gestern abend gar nicht bemerkt. Na, macht nichts, vielleicht wächst er sich aus.

„Dreschmaschine", sagt sie. Und sie laufen nebeneinander auf die Felder hinaus, über denen sich der Augusthimmel in tiefer Bläue mit wattig-weißen Sommerwolken wölbte. –

„Und dann haben wir in der Pferdeschwemme gebadet", erzählte Karola bei Tisch, „da kommt man grün wie ein Laubfrosch heraus, soviel Entenflott ist drauf. Hoffentlich wird meine Schürze wieder sauber, ich hab sie auf die Bleiche gelegt."

„Wieso? Bist du in der Schürze hineingefallen?" fragte Tante Anna.

„Nein, ich hab drin gebadet. Mutter fand, es genügt dieses Jahr noch als Badeanzug."

„Na, nun schlägt's aber dreizehn!" rief Onkel Robert und ließ die Gabel sinken. „Das ist echt deine teure Schwägerin, Anna; läßt das Mädel in einer offenen Schürze baden!"

Der Inspektor prustete in unterdrücktem Lachen ein paar Karotten neben den Teller.

„Ich hab' sie doch hinten zugebunden", sagte Karola schlicht und unbeirrt. „Mit meinen Jungens habe ich immer so gebadet. Ging es nicht tadellos, Erich?"

„Ja", sagte Erich leise und sah mit flüchtigem Erröten auf seinen Vater.

„Halt den Mund", sagte Onkel Robert kurz, und zu Karola gewandt: „Mit deinen ‚Jungens' — wer sind denn die?" Mit dunklen Pupillen vor Feindseligkeit und einem leichten Beben in der Stimme, antwortet das Kind, ernst wie bei einem Glaubensbekenntnis: „Nun einfach: Paul Leppke und Rolf, und manchmal Helmut Thaer. Eben meine Freunde."

Onkel Robert starrte das Mädchen mit leicht hervorquellenden Augen an, als sehe er ein Kalb mit zwei Köpfen. „Hübsche Zustände, nette Sitten", sagte er.

„Bitte", warf Tante Anna ein und schickte ihrem Mann einen flüchtig beschwörenden Blick zu, „Karola wird schon wissen, was sie tun, und ihre Mutter, was sie erlauben darf ... Und schließlich" — sie lachte herzlich, und ein allgemeines Aufatmen setzte ein — „im Paradies hatten sie ja noch weniger als eine Schürze an, nicht wahr? Gesegnete Mahlzeit!"

In ihrem Zimmer spuckte Karola siebenmal in tiefstem Abscheu aus: „Ich hasse ihn, ich hasse ihn!! Ich hasse alle Männer."

Am Nachmittag war ein leichtes Gewitter niedergegangen, nun sank die Sonne brandigrot, hinter eine Wand von rauchgrauen und violetten Schleiern. Erich und Karola ritten mit hängenden Zügeln im Schritt über die Felder, dem Hof zu, von dem das Klirren der Milcheimer und die Töne einer Okarina herüberklangen. Die Erde duftete warm wie frischgebackenes Roggenbrot. So reif und satt. Die ersten Frösche ließen sich hie und da vereinzelt vernehmen.

Vom feuchten Fell der Pferde und vom Sattelzeug stieg der herbe und von früher Karola so wohlbekannte Geruch auf. Nach Ammoniak, gesundem Schweiß und gewichstem Leder. Ihr war unendlich wohl und dabei merkwürdig heimwehtraurig zumut. Wie zu sich selbst, sagte sie plötzlich, nach langem Schweigen, über den Pferdekopf in den Abendhimmel hinein:

„Ich möchte irgendwo zu Hause sein ..."

„Bist du denn nicht zu Hause, bei euch in der Stadt?" Erich blickte sie erstaunt mit seinen fahlblauen, traurigen Träumeraugen an.

„Nein. Wie kann ich da zu Hause sein. Da wohne ich, und da gehe ich zur Schule. Und das ist schon schlimm genug. Zu Hause sein? Nein, das war ich wohl nur auf unserm Gut. Kannst du mir sagen, warum Vater das alles verwirtschaften mußte? Und dann nach Amerika gehen und uns allein lassen, Mutter und mich, in der Stadt ..? Ich denke, es muß für Mutter gewesen sein, als wenn ein Baum in einen Blumentopf gepflanzt wird ... Und ich bin ihr kleiner Ableger."

„Was du für merkwürdige Gedanken hast", sagte Erich etwas verlegen und voller Bewunderung.

„Ja", erwiderte Karola eifrig und ein wenig geschmeichelt. „Ich denke überhaupt immerzu. Bloß nicht so, wie es in der Schule von einem verlangt wird, so mit a-Quadrat plus b-Quadrat. Ich denke auch immerzu darüber nach, wie ich berühmt werden könnte und viel Geld verdienen, damit Mutter und ich wieder auf dem Land leben können, mit Pferden und Kühen und furchtbar vielen Hun-

den! Nur Schweine will ich nicht, die ziehen immer so die Fliegen an", schloß sie sachlich.

Erich hatte in hellem Erstaunen sein Pferd angehalten, und Karolas Fuchsstute blieb ebenfalls stehen und senkte den Kopf am losen Zügel zur abendlichen Erde.

„Womit willst du denn berühmt werden?" fragte er gedehnt vor Verblüffung.

„Vielleicht Schauspielerin, vielleicht Tänzerin. Ganz genau weiß ich es noch nicht —" sagte Karola und kaute gedankenvoll am Elfenbeinknopf der Reitgerte. „Ganz früher wollte ich ja gern zum Zirkus... aber ich glaube, dahin lassen sie mich nicht..."

„Aber ans Theater doch auch nicht!" rief Erich so erregt, daß sich die Pferde wieder in Bewegung setzten. „Du bist doch nicht aus dem Zigeunerwagen! Heiraten wirst du. Vielleicht einen Rittergutsbesitzer oder einen Offizier. Aber Schauspielerin — — so etwas gibt es doch gar nicht bei uns!"

„Bei uns, bei uns..! Gott, wie ich das schon hasse!" schrie Karola, so daß der Fuchs nervös die Ohren zurücklegte. „Wer sind wir denn schon? Vielleicht Kaisers? Grafen und Fürsten spannen berühmten Künstlerinnen die Pferde am Wagen aus, dauernd, das weiß ich. Und in anderen Ländern als bei uns wollen die Edelleute überhaupt keine anderen Frauen heiraten. Und du mit deinem blöden Kasernenhof redest von ‚gibt es nicht bei uns'! Ihr habt alle keinen, keinen..." sie suchte, mit vor Erregung bebender Stimme, nach dem großen Wort und stieß schließlich triumphierend heraus: „keinen höheren Schwung", gab dem Gaul Schenkeldruck und preschte auf das Hoftor zu.

*

Ich hab' es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr...

Nein, ich kann es nicht tragen mehr, denkt das Mädchen Karola! Und sitzt dabei ruhig und anständig neben der Spiegelkonsole im dämmrigen Salon, auf deren Bord die großen, rosa- und grünschillernden Muscheln liegen, die Großvater einmal aus fremden Ländern mitgebracht hatte.

Da war Tante Anna am Flügel und sang für den Besuch, der heute nachmittag gekommen war. Erst heute nachmittag? War es möglich, konnte sich die Welt in ein paar Stunden so verändern? Konnte man selbst sich so schnell verändern?

Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd und leer.

Ja, so war es: öd und leer. Hier das geliebte Gut, eine Stätte der Qual, Rückkehr in die Stadt auch nicht mehr vorzustellen. Das ganze Leben zusammengestürzt, ein Haufen von Trümmern und trostlos zerbrochenen Resten.

Ich will hintreten vor sein Gesicht,
In dieser Knechtsgestalt...

Knechtsgestalt ist nicht ganz richtig, in bezug auf mich, grübelt das Mädchen Karola. Aber viel besser ist dieses ausgewachsene, hellblaue Kindertanzstundenkleid auch nicht, und die Zopfbänder, und überhaupt alles. Wenn man nur wenigstens wüßte, wo man die sonnenverbrannten und von den Katzen zerkratzten Hände verbergen könnte.

Er hat ganz weiße Hände, auffallend weiße. Und dabei ist er doch auf der Forst-

akademie. Ob sie da nie Stubben roden oder Wild aufbrechen müssen? Und rote Haare hat er auch. Das kann sie jetzt im Schein der Hängelampe erst so richtig sehen. Rote Haare bedeuten einen schlechten Charakter. Den hat er sicher. Denn hat nicht Onkel Robert gesagt: „Heute nachmittag hat sich dein Verehrer wieder mal angemeldet", Verehrer einer verheirateten Frau, war das nicht dasselbe wie Ehebrecher? Und wenn auch dieser Begriff in Karolas Kopf recht unklar ist, auf jeden Fall ist es eine Sünde und ein Verrat. Ein Verrat an ihr, Karola. Aber warum nur, warum? Und plötzlich weiß sie es: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn." O Gott, ist das so, wie ein weißer Blitz durch den ganzen Körper? Als er mir heute abend, bei Tisch, die Schüssel hielt, empfand ich seinen Geruch, diesen bittren Duft wie frischgespitzter Bleistift, Graphit und Zedernholz... Ich möchte ihn nah haben, um wieder diesen Duft atmen zu können, ich möchte seine Hand an meiner fühlen, ich möchte...

Und während Tante Annas jubelnde Stimme singt:

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
Und du reitest an meiner Seit',

bricht Karola in Tränen aus und läuft aus dem Zimmer. „Was ist?" hört sie Tante Anna rufen, und eine Männerstimme, bei deren Klang dem Kind die Kniee schwach und weich werden, antwortet mit einem kurzen Auflachen: „Der erste Schwips."

*

Im Pferdestall war eine feuchtwarme Stille. Nur manchmal das Prusten weicher Mäuler, das hohle Aufstampfen auf dem strohbeschütteten Boden, das Klirren einer Kette. Die brennende Petroleumlaterne schaukelte leise im Mittelgang und ließ die Boxen in mildem, goldbraunem Dämmern. Karola und Erich saßen nebeneinander, mit hochgezogenen Beinen in der engen Futterkrippe. Zwischen sich und neben sich je einen Pferdekopf, mit gelben, mahlenden Zähnen und sanften, leicht schielenden, schönen Augen.

„Wirst du nicht dein Kleid verderben?" fragte Erich leise, nach einem träumerischen Schweigen.

„Das ist mir egal", sagte Karola düster. „Ich will sowieso diese Babykleider nicht mehr tragen. Ich hab' es satt."

„Was?"

„Alles."

„Und warum willst du eigentlich nicht heiraten?" Erich schob einen Strohhalm zwischen die Lippen und sog angestrengt daran. Er sah Karola nicht an.

„Weil ich die Männer verabscheue! Das heißt die, die so im allgemeinen herumlaufen. Ja, ganz später vielleicht einmal, wenn ich berühmt bin, heirate ich auch. Einen Marquis mit weißen Schläfen und mit einer Gardenie im Frack."

„Keinen deiner Freunde?" fragte Erich und sog stärker an dem Strohhalm.

„Nein, wie kommst du darauf? Das sind Jungens, die kann man doch nicht lieben. Kannst du das nicht begreifen?" Sie hatte sich heftig zu ihm gewandt, einer ihrer langen blonden Zöpfe glitt über ihre Schulter und lag wie eine goldene Schlange auf seinem blauen Jackettärmel. Er faßte danach und schlang ihn einmal um seine Hand, dies lebendwarme, seidige Tau.

„Warum kann man Jungens nicht lieben, Karola? Die werden doch auch einmal älter, werden Männer. Und warum Frack? Uniform ist doch auch schön...

Marineuniform. Ich gehe zur See..." Er zog ihren Kopf an den Haaren zu sich heran, sein Gesicht war sehr nahe. Karola konnte sehen, daß auf seiner blassen Stirn kleine Schweißtropfen glänzten und in seinen fahlblauen Augen Tränen hochstiegen. Es war unheimlich still. Was würde jetzt gleich geschehen? Würde er weinen? Sie riß sich mit einem Ruck los.

„Laß mich", sagte sie, „du bist mir widerlich."

Sein Knabengesicht verzerrte sich zu einer tragischen Maske. Ein leichtes, verachtendes Mitleid erfüllte sie. Sie stieg von der Futterkrippe herunter. „Verzeih", sagte sie, „ich meinte es nicht so böse. Ich will nur nicht angefaßt werden — von dir. Gute Nacht!"

Ein paar Minuten später klopfte Erich leise an Karolas Zimmertür. „Schläfst du schon?" flüsterte er.

Sie öffnete einen Spalt, und er sah, daß sie noch im Kleid war, ihre Augen waren unnatürlich groß und fern, von einem unbekannten Schmerz überschattet.

„Hast du etwas, Karola, ist dir nicht gut?"

„Mir ist durch und durch elend zumut", sagte sie mit einer fremden Nachtstimme, „der Tag war wohl zu heiß..."

„Dann schlaf dich gesund. Und morgen früh baden wir wieder zusammen, ja?"

„Nein", antwortete Karola, „ich muß warten, bis mir Mutter einen Badeanzug schickt, wie er sich gehört. Ich bin ja schließlich kein Kind mehr. Gute Nacht."

Literarische Rundschau

Deutschland im Kampf

Die fortlaufende Kriegschronik unter diesem Titel, herausgegeben von Ministerialdirigent A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, O. Stollberg), erscheint von Lieferung 13 an in gebundenen Bänden, je 2 Lieferungen zusammen für März und April. Außer den gewohnten Rubriken findet sich in den Märzlieferungen ein Bericht über den Einsatz des Reichsarbeitsdienstes im Feldzug in Polen und der Halbjahresbericht des OKW. über die ersten 6 Monate Krieg. Beide Lieferungen bringen Dokumente, darunter das 3. und 4. Weißbuch. Diese Hefte erweisen immer mehr ihren Nutzen, da bei dem atemraubenden Tempo des kriegerischen Geschehens das Gedächtnis nicht alle Phasen treu aufnimmt und man hier jederzeit das gewaltige Erleben in zeitlicher Ordnung überblicken kann. — Ein würdiges Zeugnis der kriegerischen Leistungen unserer Soldaten in Polen sind die zusammengefaßten Berichte von Frontkämpfern, herausgegeben vom Generalstab des Heeres „Kampferlebnisse aus dem Feldzuge in Polen 1939" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. RM 1,80). Schon die Anonymität berührt sympathisch. Denn sie besagt, daß die großen Leistungen nicht dem Einzelnen zum persönlichen Ruhme dienen sollen, sondern daß auf ihn die gesamte Truppe Anspruch erheben darf. Die Zusammenstellung läßt jeder besonderen Lage und allen beteiligten Truppengattungen ihren vollen Anteil, ob nun die deutschen Leistungen beim Angriff auf feindliche Stellungen, bei der Verfolgung, bei der Abwehr, beim Rückzug und Abbrechen des Gefechts oder in Kämpfen unter besonderen Verhältnissen geschildert werden. Auch der stilleren Leistung der Nachrichtentruppe, der Pioniere, der Sanitätskompanien und des Nachschubwesens ist gedacht. Dies ist ein echt soldatisches Buch, das nicht mit lauten Worten seine eigenen Taten rühmt, sondern militärisch schlicht berichtet und Großes als

selbstverständlich hinstellt, sich auch von jeder Verunglimpfung des Gegners fernhält. — Unter einem Titel, der mehr propagandistischen als rein militärischen Gesichtspunkten zugute kommt, „Panzer packen Polen" (ebenda. RM 1,80), hat der Oberstleutnant im Oberkommando des Heeres Dr. jur. Kurt Bernhard Erlebnisberichte der neuen Waffe, unserer Panzertruppen, zusammengestellt, zu denen Generalmajor von Schell ein Geleitwort schrieb. Auch hier wird in männlicher Haltung Rechenschaft abgelegt von Leistungen, die jede Anerkennung und Bewunderung verdienen. Ohne die Panzertruppen wäre der Polen-Feldzug nicht in 18 Tagen zum siegreichen Ende zu bringen gewesen.

Bücher ins Feld

Eine Auswahl aus Goethes Werken für unsere Soldaten traf Sigmund Graff in dem schmalen Bande „Goethe. Feldausgabe 1940" (Berlin, Deutscher Verlag). Sie bringt aus den Werken und auch aus Briefen so viel, daß der Soldat hier einen Quell lebendigen Lebens, aus dem in guten und schweren Stunden Kraft und Trost fließt, erhält. — Auf einer ganz andern Ebene spielt der Roman von Rudolph Stratz „Das freie Meer" (ebenda. RM 2,—), der eine überarbeitete Weltkriegserzählung mit sehr heutigen Perspektiven ist und die Taten eines deutschen Seeoffiziers schildert, dessen Leistung weit über Menschenmaß und die gegebenen Möglichkeiten hinausgeht. Das Gemeinsame beider Bücher ist nur der äußere Einband: beide sind Feldpostsendungen, auf die nur die Anschrift noch zu setzen ist.

Literatur

Als im Jahre 1907 erstmalig der „Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Merau" von Heinz Amelung in 2 Bänden im Insel-Verlag herausgegeben wurde, bedeutete er für alle literarisch interessierten Kreise nahezu eine Sensation. Die Auflage ist seit langem vergriffen. Jetzt gibt Amelung im Verlag Rütten & Loening, Potsdam, den Briefwechsel erneut heraus, vermehrt um Briefe aus dem Besitz des Kommerzienrates Franz Dessauer in Heidelberg und des Herrn Günther Mecklenburg in Berlin. Sonst weist die Ausgabe nur eine Änderung auf, indem ein kurzer Brief fortgelassen ist, der nicht von Brentano, sondern von seiner Schwester Kunigunde herrührt. Die hübsche Ausgabe in einem Bande, die die notwendigen Erläuterungen und ein Namensregister bringt, ist mit 8 Bildtafeln geschmückt. — Die „Saga vom Skalden Gunnlauf Schlangenzunge" hat Helmut de Boor aus dem Altisländischen übertragen (Leipzig, Insel-Verlag. Insel-Bücherei Nr. 546). Sie ist ein Musterbeispiel für die hohe Kunst, die die Sänger der Sagas besaßen. Denn weit entfernt davon, daß der sorgfältig durch viele Generationen gehütete Familienbesitz an Überlieferung in einfacher, kunstloser Form vorgetragen wurde, war die Formgebung derartig kunstvoll wie ein verschlungenes Ornament und steht in Parallele mit der Kunst der Barockzeit. Helmut de Boor sah von der wörtlichen Übertragung ab und fand eine Angleichung an die Tragfähigkeit der deutschen Sprache, die des bedeutenden Gegenstandes durchaus würdig ist. — In die „Sammlung Dieterich" ist nun auch der Dichter des „Mensch, werde wesentlich" aufgenommen worden. Will-Erich Peuckert hat aus echtem schlesischem Gefühl heraus der Ausgabe von Angelus Silesius' Cherubinischem Wandersmann eine Einleitung sowie die notwendigen Erläuterungen gegeben, die diesen unvergänglichen Quell tiefer Erkenntnis und glühender Gottesliebe für viele neu erschließen (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM 2.80). — Die Einleitung, die Max Mell zu Adalbert Stifters Gesammelten Werken schrieb, ist nun auch als ein Bändchen der Insel-Bücherei gesondert erschienen. Sie gehört zu dem Tiefsten und Feinsten, was über Stifter je gesagt ist und überhaupt gesagt werden kann. — Als Ergebnis langjähriger Studien legt Karl Georg Mantey ein hübsch ausgestattetes Bändchen vor „Shakespeare. Volkslieder" (Leipzig, H. H. Kreisel), in dem er aus Shakespeares dramatischen Werken die Lieder auswählte, zum Teil neu übersetzte und erläuterte, die echten Volksliedton haben. Das Unternehmen ist sehr dankenswert, da diese Übersicht das Verständnis für Shakespeare zu vertiefen geeignet ist. — Die gründliche Ar-

beit von Ernst Ludwig Schellenberg „Die deutsche Mystik“, in der er in schöner Ergriffenheit für die Sache, die geistigen Voraussetzungen der Mystik überhaupt und der deutschen Mystik im besonderen eindringlich zur Darstellung bringt, liegt in dritter vermehrter Ausgabe vor (Erfurt, K. Stenger. 4 Bilder. RM 5,–) und wird hoffentlich noch weite Kreise zu deren innerer Bereicherung erfassen. – Eine gründliche wissenschaftliche Arbeit, die einem der am wenigsten leicht zu fassenden großen deutschen Dichter gilt, ist Kurt Bergers Buch „Jean Paul. Der schöpferische Humor“ (Weimar, H. Böhlaus Nachfg.). Neben vielem Neuem und Erkenntnisreichem zu Jean Pauls Persönlichkeit werden hier auch grundlegende Ausführungen über den Humor überhaupt gemacht. In zwei große Teile ist das Buch gegliedert: 1. Persönlichkeit und Werk, 2. Ursprung und Entfaltung. Berger ließ sich mit schönstem Ergebnis von Jean Pauls eigener Mahnung leiten: „Wer mich aber rein und recht beurteilen will, muß mich in meinem Ganzen nehmen, denn sonst gibt und nimmt er mir im Einzelnen zuviel und ist nie meiner Meinung über mich.“ – Eine Lücke in der Droste-Forschung füllt das Buch von Cornelius Schröder aus „Annette v. Droste-Hülshoff. Das Geistliche Jahr“ (Münster, Regensbergsche Verlagsbuchhandlung. RM 3,80). Für die Droste war das Geistliche Jahr ein Hauptwerk ihres Lebens. Und nicht nur die deutschen Katholiken, sondern alle ernsten Deutschen haben Grund, für diese Neuherausgabe Cornelius Schröder zu danken, da sie nicht nur einen gereinigten, sehr sorgfältigen Text nach den Handschriften bringt, sondern auch eine ausgezeichnete Einführung von einem Ergriffenen darstellt. – Die berühmten Hirtengeschichten des Longus von Daphnis und Chloë nach der besten deutschen Übersetzung von Friedrich Jacobs vom Jahre 1832 sind neu erschienen (Hamburg, Dr. Ernst Hauswedell & Co. RM 4,50) und erweisen ihre Lebendigkeit und ihren Reiz auch für unsere Tage. Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in der Weiß-Antiqua sind musterhaft, die 31 Abbildungen nach Holzschnitten von Renée Sintenis treffen ganz den Geist dieses kleinen Juwels der Weltliteratur. –

In seiner Schrift „Der Aufbruch des deutschen Geistes“ spricht Rudolf Bach von Lessing, Klopstock und Herder als den großen Vorbereitern der Besinnung des deutschen Geistes auf sich selber am Ende des 18. Jahrhunderts (Markkleeberg, K. Rauch). – Eine Einzeluntersuchung zu einer literaturhistorisch interessanten Frage ist die Schrift von Gustav Adolf Brandt „Herder und Görres 1798 bis 1807“ (Würzburg, K. Triltsch. RM 2,40). Es ist für die Literaturgeschichte zweifellos ein Gewinn, daß in dieser gründlichen Arbeit überzeugend die Einflüsse klargelegt werden, die Herders Werk auf die Heidelberger Romantik über Joseph Görres ausübte. – In einer neuen Form wird durch Josef Michels „Adalbert Stifter“ in seinem Leben, Werk und Wirken dem deutschen Volke nahegebracht (Wien, P. Zsolnay. 8 Kunstdrucktafeln. RM 7,50). Es ist nicht eine eigentliche Biographie, aber auch die äußeren Begebenheiten dieses Lebens kommen nicht zu kurz, da die Lebensschicksale hineingewoben sind in die Analyse seiner Dichtungen. Da der Jüngling Stifter den Mann Stifter im unverlierbaren Kern in sich trug, konnte wegen dieser Einheit der Persönlichkeit der Versuch glücken, aus den Dichtungen das Leben mitzuschildern. Michels hat Stifters Wesen erkannt: er wußte um die Tiefe der Menschenseele, und dieses Wissen war ihm höchste Frömmigkeit vor Gott. – Von dem Südostausschuß der Deutschen Akademie in München herausgegeben, ist als Band 1 der Reihe „Südosteuropa“ die deutsche Übertragung des wichtigen Werkes des großen jugoslawischen Dichters Petar Petrovič-Njegoš „Der Bergkranz“ erschienen, übersetzt von Katharina A. Jovanowitš, ein Geleitwort schrieb Pavle Popovič (Leipzig, F. Meiner). Die erste deutsche Übersetzung dieses gewaltigen historischen Gemäldes in Versen ist 1886 erschienen, ohne daß der deutsche Übersetzer dem großen Gegenstande gerecht wurde. Das konnte aus dem Geist der Sprache die jugoslawische Übersetzerin besser erfühlen, die auch die deutsche Sprache beherrscht. Es ist begrüßenswert, daß dieses heroische Werk, das für die Serben den Rang eines Nationalepos besitzt, nun auch in mustergültiger deutscher Übertragung uns zugänglich ist und so

ein weiteres Glied zum Verständnis beider Völker bildet. — Dem gleichen Zweck will die dramatische Gestaltung der Geschichte Altserbiens durch Robert Weege „Die Nemanjiden" in 2 Bänden dienen (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 16,—). Weege läßt Stephan Nemanja und seine Nachfolger in ihrer wilden Größe in seiner Dichtung lebendig erstehen. Der Gründer der Dynastie, ein tapferer Krieger von größter Härte, aber auch mit staatsmännischem Weitblick, legte im serbischen Volke die Grundlage des kraftvollen Nationalbewußtseins. Sein eigener Sohn ließ ihn ermorden. Die Nemanjiden, die Serbien zu ungeahnter Größe, zum Kaiserreich führten, herrschten bis zum Jahre 1389, in dem in der Schlacht auf dem Amselfeld Dynastie und Reich zusammenbrachen. Weege, der lange in Jugoslawien gelebt hat und mit dem Sagengut der Serben wohl vertraut ist, gestaltete die Dichtung dieses Königsgeschlechtes in freien Rhythmen und im Zehnsilbenvers, in dem die alten serbischen Heldenlieder geschrieben sind. Die Dichtung, die mit zwei symbolhaften Handlungen aus der Zeit von Serbiens Wiederaufstieg endet, wird dem großen und harten Schicksal eines Volkes von heroischer Haltung durchaus gerecht. — „Deutsche Spott- und Streitschriften" gibt F. M. Reifferscheidt heraus (Stuttgart, E. Klett). Seine gründliche Kenntnis der behandelten Literaturgattung zeigt Reifferscheidt in seinem Vorbericht, der sehr ausführlich sich mit dem Wesen der Satire überhaupt und der Problematik so mancher sogenannter Kultur befaßt. Die Auswahl ist in jeder Weise sachkundig und geschickt und gibt neben der Erneuerung der Kenntnis dieser Gattung im kleinen eine Kultur- und Sittengeschichte überhaupt, da sich der Pegel der Kultur und Moral an den wechselnden Gegenständen der Satire sehr hübsch ablesen läßt. Die Auswahl reicht von Walther von der Vogelweide bis zu Ludwig Thoma, und es ist kein wesentlicher Vertreter dieser anspruchsvollen Art von Literatur vergessen. Eine Anmerkung sei erlaubt. Von Christian Wernicke sagt der Verfasser, daß man von seinen Lebensumständen wenig wisse, und führt nur die Auswahl aus seinen Werken von Bodmer an. Schreiber dieser Zeilen hat über Wernicke doktoriert und 1909 seine Werke vollständig herausgegeben. — Die von uns häufig erwähnte Schriftenreihe „Wege zur Dichtung", Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft, herausgegeben von Wilhelm Ermatinger, haben wiederum eine Reihe von wissenschaftlich wertvollen Beiträgen erscheinen lassen. Ihre besondere Sorgfalt gilt naturgemäß der Schweizer Dichtung, aber sie behandelt, in dem richtigen Gefühl einer erhöhten Verantwortlichkeit, wie in ihren bisherigen Bänden auch Themen der gesamten deutschen Literaturwissenschaft. Max Wehrli stellt „Johann Jakob Bodmer und die Geschichte der Literaur" dar (Frauenfeld, Huber & Co. RM 3,60). Mit Recht unterstreicht er, daß Bodmer weit mehr war als ein begabter Liebhaber deutscher Dichtung im Sinne des Dilettanten, und daß er durch sein Bemühen um die mittelalterliche Literatur ein Bahnbrecher zur Erkenntnis der Notwendigkeit der Literaturgeschichte als Wissenschaft gewesen ist. Alice Stamm widmet eine Untersuchung dem Ringen der Dichter um ihre Sendung in dem Band „Die Gestalt des deutschschweizerischen Dichters um die Mitte des 19. Jahrhunderts (RM 3,60). Sie zeigt, wie jeder Zweifel an dem sittlichen Rechte der Sendung der Dichter als priesterlicher Hüter heimatlicher Werte für Jeremias Gotthelf ebenso wie für Gottfried Keller — für diesen freilich in einem anderen Sinne als für Gotthelf — endgültig behoben war. Um das Problem der Kunst und die Deutung der Literaturgeschichte als Zweig der allgemeinen Kunstgeschichte und Schlüssel zur Kulturgeschichte ihrer Zeit überhaupt ringt die Arbeit von Richard Müller „Dichtung und bildende Kunst im Zeitalter des Deutschen Barock" (RM 2,90), während Clara Kuoni „Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauenerleben" (RM 5,70) in seinen Beziehungen zur Braut, zur Schwester, zur Geistesfreundin und zur Todeskameradin untersucht.

Kunst

In einem neuen Verlagsplan „Die Rheinbücher", die eine Große und eine Kleinere Reihe umfassen sollen, ist als 1. Band der Großen Reihe erschienen: „Köln. Antlitz

einer alten deutschen Stadt" (Düsseldorf, L. Schwann. RM 6,50). Herausgeber ist Hans Peters, die Einführung schrieb der Altmeister Paul Clemen. 80 wundervolle Aufnahmen von Kölner Bauwerken und Einzelkunstwerken machen diesen Band zu einer prachtvollen Gabe. Wenn die Reihenbücher auf diesem Wege fortfahren, so werden sie ihren Zweck erfüllen und aus der liebevollen Darstellung von Teilen der begnadeten Landschaft immer das Ganze in all seiner Beglückung und seinem Glanz altgewachsener deutscher Kultur erstehen lassen. — Drei große Werke des größten deutschen Bildschnitzers werden in 47 meisterhaft ausgeführten Bildtafeln beschrieben und analysiert in dem prachtvollen Bändchen der Insel-Bücherei „Riemenschneider im Taubertal" (Leipzig, Insel-Verlag): der Heiligblutaltar in Rothenburg, der Kreuzaltar in Dettwang und der Altar in Creglingen. Kurt Gerstenberg schrieb das Geleitwort mit klarer Deutung der Werke. Es ist schlüssig, wenn er sagt, daß Riemenschneiders Kunst hier die Stimme einer ganzen Landschaft geworden ist. — Seiner Donatello-Monographie läßt Leo Planiscig zwei weitere Werke folgen, die in eindringlicher und überzeugender Form die Bedeutung der drei großen florentinischen Bildhauer ins Licht rücken. Die beiden neuen Arbeiten gelten Lorenzo Ghiberti und Luca della Robbia (Wien, A. Schroll. Je RM 7,20). Die 110 bzw. 112 Abbildungen vermitteln in ausgezeichneter Wiedergabe eine überwältigende Übersicht von der Vielseitigkeit und dem Reichtum des Schaffens beider Künstler. Aus seiner tiefgründigen Kenntnis gerade dieser Zeit hat es Planiscig verstanden, mit einem gesicherten Urteil die Bedeutung der Künstler und die Eigenart ihres Schaffens in vorbildlicher und gültiger Form zu kennzeichnen und festzuhalten. Es bleibt immer wieder erstaunlich, wie es Gelehrtenfleiß, gepaart mit feinem Kunstgefühl, gelingt, auf Einzelpersönlichkeiten und ganze Epochen schon oft behandelter Abschnitte neues Licht zu werfen. — Eine schöne Nebenfrucht gelehrten Bemühens um die Kunstgeschichte des Mittelalters bedeutet das in der Reihe „Kunstbücher des Volkes" erschienene Werk von Alois Schardt „Das Initial" (Berlin, Rembrandt-Verlag. 106 Abbild., 4 Farbtafeln. RM 8,80). Von der vorkarolingischen Zeit bis zur ottonischen zieht der Reichtum dieser Kunstübung an uns vorüber und beweist aufs neue, wie unendlich viel an schöpferischer Phantasie, Geschmack und tiefer Liebe zum Kleinen ebenso wie unermüdliche Ausdauer hier tätig waren. Die einzelnen Schreiber wetteiferten darin, in den kunstvoll verzierten großen Anfangsbuchstaben, in denen ganze Gemälde und geschichtliche Bilder ihren Platz fanden, jeder zum Ruhme Gottes und auch des eigenen Klosters oder Stiftes Hervorragendes zu leisten. Diese Kleinkunst erlaubt zuweilen einen tieferen Einblick in Geistesart und geistige Haltung der einzelnen Epochen, als es große Kunstwerke und Dome geben. — Ein fruchtbarer und hübscher Gedanke liegt der illustrierten Reihe zugrunde „Der Bilderkreis", herausgegeben von Heinrich Lützeler. Jedes Bändchen ist einem Einzelthema gewidmet und soll von den uns Menschen gestellten Aufgaben, den Schwierigkeiten bei ihrer Erfüllung und den möglichen Beglückungen und Vollendungen berichten. Uns liegen vor: „Trost im Sterben", „Junge Mädchen" und „Bräutliche Paare" (Freiburg i. B., Herder & Co. 25 Bilder, darunter 5 farbige. Je RM 1,25). Die schmucken Bändchen eignen sich gut zu Geschenkzwecken.

Musik

In der vortrefflichen Sammlung „Unsterbliche Tonkunst", die Herbert Gerigk herausgibt, ist ein neuer Band erschienen, der wie so viele seiner Vorgänger einen unserer großen Komponisten für das deutsche Volk neu gewinnt: die Biographie „Hugo Wolf" von Richard Litterscheid (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 15 Notenbeispiele. 20 Abbildungen. RM 3,30). Litterscheid zeigt Hugo Wolf in einer endgültigen Form, den Menschen, der dem Unglück bestimmt war, und den Künstler, der mit unerbittlichem Ernst in brennender Arbeit seine Sendung erfüllte. — In der gleichen Sammlung ist eine fast klassisch zu nennende Monographie „Hans Pfitzner" erschienen von Professor Josef Müller-Blattau (36 Notenbeispiele, 17 Abbg. RM 3,30). In 7 großen Ab-

schnitten: Jugend und Jugendwerke; Die Zeit des „Armen Heinrich"; Die Zeit der „Rose vom Liebesgarten"; Die Zeit des „Palestrina"; „Von deutscher Seele"; Die Zeit der Erfüllung; Erbe und geschichtliche Sendung, ersteht ein lebensvolles Bild von Hans Pfitzners künstlerischer Persönlichkeit und seiner Sendung für die deutsche Musik. Darüber kommt die menschliche Persönlichkeit in keiner Weise zu kurz, die Josef Müller-Blattau als Schüler Pfitzners aus nächster Nähe kennt und verehrt. Die Biographie ist ausgezeichnet durch Sachkunde, Wärme und einen frischen Stil. — Daß in diese Sammlung nun auch der Walzerkönig Johann Strauß mit einer höchst lebendigen Biographie von Professor Dr. Erich Schenk aufgenommen ist, bedarf keiner Rechtfertigung (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion). Hier wird die durch Film und Roman ins Süßliche verbogene Gestalt des begabten Komponisten und die Bedeutung seines Werkes zurechtgerückt und der Legende die wissenschaftliche Wirklichkeit gegenübergestellt. Darüber hinaus gibt Schenk eine glänzende Wesensbeschreibung des Walzers, so daß ein höchst erfreuliches Buch entstanden ist. — Seinem Buche über Minna Planer hat jetzt Friedrich Herzfeld eine neue große Untersuchung zum Leben Richard Wagners folgen lassen: „Königsfreundschaft. Ludwig II. und Richard Wagner" (Leipzig, W. Goldmann). Herzfeld versucht, endlich ein Urteil über diesen Bund zu fällen, das unwidersprechlich sei. Bisher nahmen die Bücher entweder gegen den König oder gegen Wagner Stellung. Begründet war dieser Widerspruch im Fehlen der Dokumente, die jetzt Herzfeld ausschöpfen konnte. Das Tatsächliche ist überall in den Vordergrund gestellt, was persönliche Wertung natürlich nicht ausschließt. Herzfeld meint, daß Ludwig II. in seiner Art Richard Wagner nicht ebenbürtig gewesen sei. Dieses Verdikt wird möglicherweise Widerspruch erwecken. — Zu dem lebendigen Buche von Johannes Ebert „Joseph Haydn" (Mainz, Matthias-Grünewald Verlag. 10 Faksimile. RM 3,60) schrieb Walter Dirks ein Vorwort. Diese erfreuliche Arbeit stellt Haydns Größe gegenüber dem konventionellen Bilde einer rein leichten und heiteren Musik mit völlig zureichender Begründung dar, die Deutung der Werke des großen Meisters ist lichtvoll und überzeugend. Das Ziel ist, Haydn allen Musikliebenden neu zu gewinnen und die Pflege seiner Werke gerade der Hausmusik eindringlich nahezulegen. — „Das Konzertbuch", das Paul Schwers einst als eine Gabe für unsere Soldaten des Weltkrieges schuf und später ausgestaltete für jeden Konzertbesucher, liegt jetzt in 3., neubearbeiteter Auflage vor, die nach dem Tode von Schwers sein Mitarbeiter Herbert Eimert herausgibt (Stuttgart, Muth'sche Verlagsbuchhandlung. RM 5,40). In der Erweiterung auf die Komponisten unserer Tage dient es nach wie vor ausgesprochen den praktischen Bedürfnissen des Hörers und ist in jeder Weise geeignet, den musikalischen Genuß zu vertiefen.

Kinderbücher

Von der Arbeit des Verlages Enßlin & Laiblin, Reutlingen, für gute Jugendlektüre liegen wiederum erfreuliche Zeugnisse vor. Da wird die Jugend in dem Buche „Männer — Kämpfer — Sieger" von Conradine Lück (5 Bilder. RM 3,40) zu dem Ideale des kämpferischen Menschen deutscher Art geführt in den Lebensbeschreibungen des großen Mediziners Ernst von Bergmann, des Feldmarschalls v. Moltke, des Grafen Zeppelin, des bahnbrechenden Wirtschaftlers Ernst v. Siemens und des deutschen Afrikaforschers Schweinfurth. In vernünftiger Form wird gleichfalls ein hinlänglicher Versuch gemacht, die Jugend zum Verständnis der Natur und zum Leben mit ihr zu bringen, nicht „zurück zur Natur", sondern mitten hinein in sie, in den Büchern „Barbara" von Ines Widmann (Textzeichnungen von Kurt Gundermann. RM 2,50), und in der Geschichte eines Rehbocks „Faun" von Kurt Knaak (Textzeichnungen von H. Rammelt, 8 Fotos. RM 2,80). In das Leben eines Jungarbeiters im mitteldeutschen Kalibergbau mit all dem Ernst und den großen Anforderungen dieser Arbeit führt das ganz wirklichkeitsechte Buch von Walter Dach „Der Pferdejunge von Sohle 3" (Zeichnungen von Peter Wywiorski. RM 3,50). Ilse Tiedge erzählt in frischer Form von einer Seereise eines jungen Mädchens nach

Schweden, dessen Land und Menschen sie mit der vollen Empfänglichkeit ihrer jungen Jahre in sich aufnimmt und trotz einer schweren Enttäuschung ohne innere Schädigung in gesunder Entwicklung behält. „Junges Herz im fremden Land" (Textbilder von Kurt Gundermann. RM 2,50). Eine lustige Geschichte von Jungens, die vom Briefmarkensammeln besessen sind, gibt Hanns Maria Lux „Kapitän Ankersen und die Haifische" (Zeichnungen von Heiner Rothfuchs. RM 3,50). Die „Haie" sind die sammelwütigen Jungens, die von dem trefflichen alten Kapitän, der sich nach bunten Seefahrten als Briefmarkenhändler zur Ruhe gesetzt hat, nicht nur in der Briefmarkenkunde, sondern auch in handgreiflicher Lebensweisheit sich belehren lassen. Als besonders charakteristisch für die Arbeit des Verlages darf „Das goldene Kinderbuch" angesprochen werden, herausgegeben von K. Hobrecker und Else Steus (Bilder von Kurt Rüdner. RM 4,40), denn die Auswahl dieser 81 Erzählungen, die sich unter feiner Berücksichtigung der Verständniskraft zunächst an die Jüngsten und in kluger Steigerung an reifer Werdende wenden, zeugt von starkem Verantwortungsgefühl. Neben jüngeren Autoren sind Dichter vom Range Goethes, Andersens, Hebbels, Kellers, Graf Poccis, Stifters und nur Bringer gesunder Kost herangezogen. — Ein feiner Gedanke liegt dem Buch „Pilgerfahrt im Märchenland", das Hans Hilger auswählte und einleitete, zugrunde (Freiburg, Herder & Co., Bilder von Mathilde Zangerle. RM 3,80). In ihm sind nämlich aus dem unerschöpflichen Schatze des deutschen Volksgutes die frommen Mären ausgewählt, in denen das Volk seine Beziehung zu Gott zu deuten und zu verklären suchte. Natürlich hat die Sammlung der Brüder Grimm viel dazugegeben, aber auch Karl Simrock und Ludwig Bechstein konnten Perlen beisteuern, ebenso wie Otto Sutermeister, der Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz gesammelt hat, und Joseph Haltrich, der das Märchengut der Siebenbürger Sachsen aufzeichnete. Drei Legenden erzählt im Volkston der Herausgeber. Die ausgewählten Märchen von Richard von Volkmann-Leander halten ihren guten Platz. Die Einteilung ist getroffen nach dem Brentano-Verse: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit." Die Bilder treffen wunderhübsch die fromme Einfalt der Erzählungen. — Hedwig Weiß-Sonnenburg hat einen eigenen Stil für ihre Jugendbücher herausgebildet: lebensechte, dem wirklichen Dasein entnommene Personen, die in ihren Schicksalen glaubhaft bleiben. Diese Vorzüge zeigt auch ihr neues Buch „Mitame und der Zauberer" (Leipzig, A. H. Payne. Zeichnungen von Max Schwimmer), in dem das Erleben eines Jungen aus Paraguay in seiner Buntheit am Rande des Urwalds mit Weißen und Indianern, seine Abenteuer, sein Trotz, seine Bewährung fesselnd erzählt werden. Daß Kinder aller Völker in der gleichen Art, nur unterschieden durch ihre äußere Umwelt, ihre Freuden und Leiden erleben, und daß man sie ernst nehmen muß, das lehrt auch dieses sympathische Buch.

Buchreihen

Im Verlage Wilhelm Frick, Wien, sind die ersten 7 Bände einer handlichen und hübsch illustrierten Reihe „Wiener Bücherei" erschienen, die ihren Rahmen weit spannt (jeder Band RM 1,80). Sie beginnt mit zwei Novellen von Ernst Katzmann „Regina Sebaldi", Zeichnungen von Alfred Buchta, in denen beiden ein Sucher nach dem Unerfüllbaren, nach einem Traumbild sein Schicksal erlebt, ein Musiker in der einen und Don Juan in der zweiten. Auch einem ganz norddeutschen Dichter, Martin Luserke, ist mit zwei Nordseenovellen, die Willy Thomson illustrierte, ein Platz in dieser Wiener Reihe gewährt: „Die Fahrt nach Letzesand". Aus alten Papieren gibt Hans Kloepfer, der steirer Dichter, Erzählungen unter dem Titel „Aus der Franzosenzeit", Zeichnungen von Josef Seger, die in ihrer Schlichtheit sehr eindrucksvoll sind. In dieselbe Richtung weisen die „Wiener Historien" von Rudolf Haybach, die aus alten Chroniken des mittelalterlichen Wien genommen sind und von zeitgenössischen Holzschnitten geziert werden. — Von klassischen Erzählungen sind aufgenommen die Novelle von Alexander Puschkin „Dubrowskij", in der Übertragung durch Reinhold von

Walter, mit Zeichnungen von Fritz Mayer-Beck und von Wilhelm Hauff „Die Bettlerin vom Pont des Arts", mit Zeichnungen von Gunter Böhmer. Dazwischen steht eine bewegte, dramatische Erzählung von der dalmatinischen Küste von Josef Friedrich Perkonig „Die Fischer", mit Zeichnungen von Josef Seeger, in der Perkonig wiederum seine Meisterschaft offenbart, menschliche Leidenschaften und schwerste Verstrickung mit feiner Psychologie zu deuten. — Neue Bände der Inselbücherei sind wieder ganz besonders festliche Gaben. Aus Christian Morgensterns Gedichten bringt Margareta Morgenstern unter dem Titel „Zeit und Ewigkeit" eine feine Auswahl. Allen Freunden Morgensterns sei nachdrücklich gesagt, daß, abgesehen von einigen Gedichten aus der Sammlung „Melancholie" und „Klein Irmchen", die übrigen Gedichte aus seinem Nachlaß genommen und hier erstmalig veröffentlicht werden. — Robert Diehl übersetzte „Das Leben des Michelangelo Buonarroti" des Malers Ascanio Condivi, die den Vorzug der unmittelbaren Nähe zum Meister und dadurch die größte Lebendigkeit wie auch starken dokumentarischen Wert besitzt. Condivi lebte von 1525 bis 1574. Das Schicksal hat es gewollt, daß er nur durch die Biographie seines großen Meisters, aber durch keines seiner Werke der Nachwelt bekannt blieb. — Eine Auswahl, die eine erstaunliche Gegenwartsbedeutung hat, sind die „Briefe" von Philipp Otto Runge, die Hans Egon Gerlach herausgibt. Das Bändchen trägt als Titelumrahmung die wundervolle Umschlagszeichnung Runges zum 1809 erschienenen „Vaterländischen Museum". — In der Reihe „Meyers Bild-Bändchen" ist neu erschienen „Deutsche Bürgerkunst des Mittelalters" von Johannes Arndt (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90). 41 Bildseiten folgen dem sachverständigen Text. — In „Meyers Kleiner Handbücherei" gibt in meisterhafter Form Willy Hellpach eine „Übersicht der Religionspsychologie", in der er eine klare Unterscheidung zwischen Religionswissenschaft und Religionspsychologie aufstellt. Es ist ein Genuß, diesen überlegenen und scharfsinnigen Ausführungen zu folgen. In der gleichen Sammlung schreibt Hans-Jürgen Seraphim über „Deutsche Bauern- und Landwirtschaftspolitik", in der er den Versuch unternimmt, die heutige Neuordnung der deutschen Landwirtschaft von der wissenschaftlichen Grundlage her zu unterbauen (Leipzig, Bibliographisches Institut. Je RM 2,60). — In der gleichen Sammlung, deren Hauptbestreben Vielseitigkeit zu sein scheint, sind weiter erschienen „Die Klassiker des französischen Romans" von Hugo Friedrich, in denen im Aufriß die Rolle des französischen Romans im neunzehnten Jahrhundert und sein dokumentarischer Wert als Zeitzeugnis, abgehandelt an Stendhal, Balzac und Flaubert, untersucht werden. — Der Professor an der Universität Leipzig Hans A. Münster schreibt über „Publizistik" und untersucht die Zusammenhänge politischer Lenkung in Presse, Rundfunk, Film, Flugblatt, Theater und Rede. Bei der Gegenüberstellung der publizistischen Arbeit in demokratischen und autoritären Staaten gibt der Verfasser dem Einsatz in den letzteren den Vorzug.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Ernst Bertram, Köln — Professor Ludwig Bergsträsser, Darmstadt — Wolfgang Goetz, Gütergotz — Heinz Flügel, Kleinmachnow — Charlotte Schultz, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

HANS ROESELER

Das Reich und Europa

Die Ideenlehre Leopold Rankes, nach der jedem Zeitalter von der Vorsehung eine ihm innewohnende und gemäße säkulare Aufgabe gestellt ist, ist eine der tiefsinnigsten Deutungsversuche universalhistorischer Art. Es ist dabei gleichgültig, ob sie wirklich historische Erkenntnislehre oder ob sie, was wahrscheinlicher, nur eine der großen Einsichten menschlichen Geistes ist, die die Mit- oder Nachlebenden als heuristische Prinzipien zur tieferen Deutung der Geheimnisse des Lebens der Völker anzuwenden pflegen. Die Idee des 19. Jahrh., welche das Schicksal der europäischen Menschheit nach dem Stande ihres geistigen und völkischen Selbstbewußtseins aufgegeben hatte und die sie infolge des verschiedenen, stufenartigen Gefälles ihrer kulturellen Verfassung, aber auch der raumpolitischen Verworrenheit ihrer völkisch-nationalen Verzahnung nicht zu lösen vermochte, war die Aufgabe des Nationalstaates. Dieser Idee ist seit der französischen Revolution, seit Napoleon, seit dem Erwachen der Völker Mittel- und Südosteuropas, seit dem Zeitalter der Romantik das ganze 19. Jahrhundert und darüber hinaus das erste Drittel des 20. Jahrhunderts bis in unsere Tage dienstbar und verpflichtet gewesen. Die Selbstbesinnung der Völker, ihre daraus fließende Bemühung um staatlich-politische Selbstformung und außenpolitische Durchsetzung in Gestalt der Nation, der Kampf dieser neuen Gebilde um Anerkennung mit den dynastisch bestimmten Territorialstaaten oder gar den staatlichen Gebilden alten Stiles war der Inhalt der europäischen Geschichte der letzten hundert Jahre. Der Weltkrieg hat den kleineren östlichen Völkern für kurze Zeit in der unreinen Form der falschen osteuropäischen Nationalitätenstaaten durch den Versailler Frieden verspätet eine Art demokratisch-nationalistischer Selbstbestimmung geschenkt, die, da mit böser Unterdrückung der in ihnen wohnenden anderen Nationalitäten verbunden, und wegen der schicksalhaften Raumsituation, in der sie notwendigerweise entstehen mußten, von der Welle einer neuen und kraftvolleren Zeit schnell und leicht hinweggeschwemmt wurden.

Es ist an der Zeit, daß eine Generation, der Volk und Volkstum mit Recht höchste Werte geworden sind, sich um die Idee und ihre Erkenntnisse bemüht, die ihrer Zeit und ihrem Zeitalter zu lösen aufgegeben sind. Es kann sich hierbei nicht um abstrakte Ideen phantomhafter Art handeln, die im luftleeren Raum schweben und nur Annäherungen zulassen, aber keine wirklichen Erfüllungen. Die Lehre von der Geopolitik, vielleicht nur ein neuer Name für alte Einsichten, die einem intellektualistischen Zeitalter verloren gingen, weist uns, neben der Geschichte und ihren Erkenntnissen, den richtigen Weg. Ohne die Erde, auf der wir wandeln und deren Raumbezirke die Völker bewohnen, von denen sie sich nähren und denen sie im wahren Sinne des Wortes ihre Existenz, ihr Dasein, ihr Leben danken, sind auch diese uns und unserer Generation aufgegebenen Ideen nur blasse Phantasiegebilde und werden niemals Wirklichkeit werden. Europa, so wie es ist, mit seinen Menschen, Völkern, Nationen, seiner geistigen, kulturellen und politischen Vergangenheit, seiner Raumbedingtheit, seinen Klimaverhältnissen, seinen wirtschaftlichen Voraussetzungen, seinen Grenzen und Möglichkeiten, seinen moralischen Qualitäten und vielleicht weniger moralischen Möglichkeiten, seinem auf Ordnung und Auf-

bau gerichteten Zukunftswillen, der aber gleichzeitig auch nicht ohne nihilistische Zerstörungssucht ist, dieses Europa sucht in einer großen Umwälzung, welche die Lebenskräfte sich messen und die zukunftskräftigen offensichtlich siegen und Oberhand gewinnen läßt, nach einer neuen und dauerhaften Ordnung, in der, wer Kraft und Überlegenheit hat und beweist, herrschen und, wer lebensuntüchtig oder vielleicht auch nur im Augenblick schwach und deshalb zur Zeit wehrlos ist, beherrscht sein wird.

Man muß Macht nicht mit Gewalt verwechseln, obschon beides zu Zeiten fast identisch erscheinen will. Mächtig ist, wer der Überlegene ist oder wenn sich der andere aus Ohnmacht des Willens oder des Geistes, der Schwäche oder des sich Nichtwehrenkönnens wenigstens für Zeiten unterwirft, unterwerfen muß oder sogar will! Europa wird heute neu geordnet, und zwar von der Mitte dieses Kontinentes her, wie es eigentlich der Natur nach rechtens ist. Im Zeitalter des Flugzeugs gewinnt die Mitte unseres Erdteils, wenn der im Zentrum des Kreises Wohnende dieses Instrumentes sich bedient, noch besser es überragend beherrscht, eine ausschlaggebende Bedeutung. Wer in der gleichen Zeit von einem Mittelpunkt mit der Flugwaffe einen Radius von 2000 bis 3000 Kilometern bestreichen und beherrschen kann, ist die Vormacht dieses Raumes. Wer früher, wie England, an der Peripherie des Kreises vorteilhaft lebte und von dort in der angenehmen Isoliertheit der Insellage mit dem Ozean im Rücken und einer Flotte von Ausmaß anderen den Weg in die Welt versperrte oder wenigstens versperren konnte, sieht sich heute der im Zentrum nunmehr raummäßig vorteilhaft gelegenen Macht unterlegen. Diese Unterlegenheit besteht unter solchen Umständen nicht nur an sich, sondern bezieht sich auf die völlige Ausschaltung der an die Peripherie gebundenen Mächte in ihrem Einfluß auf den Kontinent als solchen. Die Vormachtstellung der Zentralmacht ist so deutlich geworden, daß ihre Aufgabe, den Erdteil neu zu ordnen, ihn ausschlaggebend zu beeinflussen und für einen Frieden von Dauer neu zu gestalten, auch dem blinden Verneiner unserer Gegenwart deutlich erkennbar werden muß. Diese Aufgabe kann aber nur von der Erkenntnis und Bejahung der Bedeutung der natürlichen Bedingungen, in denen die Völker Europas leben, eben von den Völkern aus, vom Volkstum dieser Völker her angepackt und gelöst werden. Die Völker sind geschaffen, auf daß sie bestehen, d. h. blühen, aber auch wohl, wenn ihre Zeit um ist, vergehen. Aber solange sie leben und da sind, sind sie, wie auch einmal Ranke in seiner Weisheit gesagt hat, unmittelbar von Gott. Ihnen Leben und Lebensmöglichkeit zu geben, ihnen in ihrer Eigenart, ihrer nur ihnen eigenen Lebensform, möglichst in ihrem historischen Raum zum Wohl des Ganzen in einer abgestimmten Ordnung der Wirtschaft und des kulturellen Austausches unter einem einheitlichen Willen und, von diesem vor äußeren Feinden geschützt, Daseinsmöglichkeit zu geben oder zu lassen, das ist die Voraussetzung eines neuen Europas!

Immer hat es in diesem Raum zwischen Westeuropa, Mittelmeer, Nordsee und Ostraum ein übernationales Machtzentrum gegeben, das der moderne Territorialstaat mit seiner Souveränitätsidee und den daraus erfließenden Ansprüchen zwar jahrhundertelang überwuchern, zeitweise auch ersticken, aber auf die Dauer, wenigstens in der Idee, nicht völlig erwürgen und vernichten konnte: das Reich. Das alte Imperium der Römerzeit, das dann durch das deutsch-germanische Reich abgelöst und jahrhundertelang, in Herrlichkeit und auch in Niedrigkeit Europa,

das Abendland, beherrschte oder auch nur als Schemen und Schatten loser oder fester zusammenfaßte, dessen Wiedererstehung als halber Nationalstaat im kleindeutschen Reich den Weltkrieg entzündete, wird in einer Form, die heute noch nicht zu bestimmen ist, sein Wiedererstehen in Europa als Machtträger und Ordnungsprinzip erleben, ja, man kann sagen, es wirkt schon, wenn anders die letzten Jahre und ihr Geschehen einen Sinn haben sollen, in solcher Weise.

Reich ist mehr als Staat. Staaten mögen mit Recht auf den politisch und kulturell erwachten Völkern, den Nationen, aufbauen und ihre politische Repräsentation darstellen. Der überspitzte Souveränitätsbegriff, der bislang untrügliches Kriterium und Kennzeichen der Staatlichkeit schlechthin war, wird sich bald als vergänglich erweisen, wenn er von Gebilden in Anspruch genommen wird, die ihn ihrer Natur nach, der inneren Mächtigkeit ihres Wesens, der äußeren Kraft ihrer Abwehr gegenüber Einwirkungen anderer Mächte nicht erfüllen oder wirksam aufrecht erhalten können. So wie das demokratische Zeitalter mit dem Phantom der individuellen Selbstbestimmung und den Naturrechten des Menschen nach Gleichheit und Freiheit des Individuums (jedenfalls dem irdischen Ordnungswillen der Gemeinschaft gegenüber) vorüber gerollt sein dürfte, so stehen wir auf dem staatsrechtlichen Gebiet vor dem Phänomen der Aufweichung der Souveränität als Kennzeichen staatlicher Selbständigkeit zugunsten einer höheren Einheit auf einer höheren Ebene, eben des Reiches.

Die Wortgeschichte dieses Ausdrucks ist vielleicht nicht uninteressant. Ihr müßte einmal der zünftige Philologe gemeinsam mit dem Universalhistoriker nachgehen. Dieses „Reich" hat mancherlei Bedeutungswandel erlebt. Immer hat ihm aber durch die Jahrhunderte hindurch ein über das Staatliche und seine Aufgaben Hinausgehendes, ein Anspruch und ein Auftrag, eine immanente Eigenschaft ausstrahlender Kraft, eine nur metaphysisch begründete Weihe, ja eine von Gott oder, wenn man so will, von der Vorsehung oder dem Schicksal erteilte heilige Verpflichtung innegewohnt, was die Menschen aller Zeitalter und Generationen — auch wenn sie in Verrat oder Abkehr sich am Reich versündigten — stets lebendig empfunden haben: die Aufgabe, Ordnung an Stelle der Verwirrung, Frieden statt Unfrieden zu stiften, aufzubauen statt zu zerstören, zu einen und zusammenzuhalten, nicht aber zu vernichten und zu trennen. Dieses alles aber mit den Mitteln der Macht, d. h. des Überlegenseins, der Anerkennung des Bestehenden, der Völker und Volkstümer, des Rechtes und der Freiheit, im höheren und eigentlichen Sinne dieser mehr als Worte und mehr als Begriffe.

Nicht umsonst schlägt uns das Herz höher, wenn wir im Deutschlandlied des alten Hoffmann von Fallersleben am Ende singen:

„Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand!"

Dieses Reich, an dem immer gebaut werden wird, das niemals fertig und niemals ein Zustand, immer ein Werden sein wird, über die starren Formen der alten „souveränen" staatlichen Gebilde Europas hinweg, von Innen, im doppelten Sinne dieses Wortes, d. h. vom räumlichen und vom seelisch-geistigen Zentrum aus, über den alten Kraftbezirk der europäischen Mitte hinweg wieder einmal aufzurichten, das ist die historische Idee, der unser Zeitalter in Erkenntnis und Dienst verpflichtet sein dürfte.

ERNST SAMHABER

Der volle Einsatz

Als das deutsche Westheer am 10. Mai zum Angriff antrat, stand ihm zahlenmäßig eine Überlegenheit an Truppen gegenüber. Wenn dennoch der überwältigende Sieg errungen wurde, so lag das an dem einzelnen deutschen Soldaten, seiner Ausbildung und seiner Bewaffnung und sodann an der Führung. Nur in der Luftwaffe lag die zahlenmäßige Überlegenheit auf deutscher Seite, und auch da war sie nicht so groß, daß sie allein den großen Erfolg erklären konnte. Aber es fehlte dem Gegner eines, was die deutsche Führung in hervorragendem Maße besaß: der Wille zum vollen Einsatz.

Sofort nach Eröffnung des Angriffs flogen die deutschen Flieger gegen den Feind, entschlossen, die Luftüberlegenheit zu erzwingen. Sie zerschlugen die feindlichen Luftplätze, zerstörten die Hallen und die am Boden befindlichen Flugzeuge und griffen rücksichtslos jeden Gegner an, den sie in der Luft trafen. Die deutschen Panzerdivisionen durchschritten die Ardennen trotz aller natürlichen und künstlich geschaffenen Hindernisse und zerbrachen in einem einzigen, unwiderstehlichen Anprall die Verlängerung der Maginotlinie. Dann stießen motorisierte Verbände bis zum Kanal vor und erreichten im Rücken der zusammengeballten Kraft fast aller französischer Panzerdivisionen und des britischen Expeditionsheeres Calais. Mit dieser Kühnheit der deutschen Führung hatte der übervorsichtige französische Generalstab nicht gerechnet. Er sah sich einem Ansturm ausgesetzt, der alle seine Berechnungen über den Haufen warf. Daran zerbrach die Zusammenarbeit der Westmächte. Gamelin wurde gestürzt, Weygand sah nur noch seine in aller Hast aufgebaute Verteidigungszone zusammenstürzen. Das Ende war nicht mehr abzuwenden.

Dieser Mangel an dem Willen zum letzten Einsatz war kein Zufall. Er folgte zwangsmäßig aus dem politischen und sozialen Aufbau Frankreichs und Englands. Die Geschichte zeigt, wie selten dieser Mut ist, das Letzte zu wagen, und wie er dann stets an ungewöhnliche geschichtliche Bedingungen geknüpft ist. Dabei ist er nicht immer mit dem Wesen eines Feldherrn verknüpft. Hannibal, sicher einer der hervorragendsten Heerführer des Altertums, besaß diesen Mut zum letzten Einsatz nicht. Er war von dem Wissen um seine eigene Schwäche durchdrungen, wohl aus den bitteren Erfahrungen seines Vaters im ersten Punischen Krieg. Selbst nach dem großen Siege von Cannä wagte er nicht, Rom selbst anzugreifen. Voraussichtlich wäre dabei auch sein Heer zertrümmert worden, so daß das Wort seines Unterfeldherrn nicht anerkannt werden kann, daß Hannibal wohl verstünde, Schlachten zu gewinnen, aber nicht, einen Sieg auszunützen. Auch der Aufbau seiner Schlachten war bei aller Kühnheit stets getragen von der Vorsicht gegenüber einem möglichen Rückschlag.

Ein Soldat, der alles wagte, war Napoleon. Aber selbst er hielt in der Schlacht vor Moskau seine Garde zurück, um nicht nach Aufopferung seiner letzten Reserven vor dem Zusammenbruch zu stehen; später ereilte ihn sein Schicksal dennoch, als er bei Waterloo seine Garde in die verlorene Schlacht hineingeworfen hatte. Dabei stand Napoleon stets vor der Wahl: Siegen oder Untergehen. Die Härte des Willens, die notwendig war, um alles zu wagen, entsprang bei ihm wie bei so manchen Männern der Geschichte aus der Erkenntnis, daß es eine Zwischen-

lösung nicht gäbe. Eine Demokratie, die das Kompromiß sucht, die glaubt, mit halben Maßregeln sich aus der schwierigsten Lage noch herauswinden zu können, wird den großen Entschluß zum letzten Einsatz nicht finden. Sie wird auch nicht verstehen, wie andere die Kraft und den Mut zur Verantwortung gegenüber dem Volk und der Geschichte aufbringen. An dieser Schwäche geht sie zugrunde.

Wir können auch den Entschluß, alles zu wagen, nicht aus dem gesamten öffentlichen Leben und seiner Einstellung zur Gegenwart und zur Zukunft herauslösen. Wer stets der Verantwortung ausgewichen ist, wer nur nach dem Nutzen gefragt hat und den Sinn geschichtlicher Entwicklung nicht begreift, sondern nach seinem eigenen kleinen Maß zu messen gewohnt ist, kann nicht plötzlich wagemutig werden, sonst würde er nur ein Hasardeur werden. Der verwegene Spieler setzt ein, ohne zu rechnen und ohne zu bedenken, was ein Verlust bedeuten könnte. Er vertraut seinem Glück und nicht seiner Sache. Deswegen werden Menschen, die stets vor der Verantwortung zurückgeschreckt sind, zu leicht dazu verführt, im wagemutigen Menschen den Hasardeur zu sehen, der nicht nur seine eigene Person, sondern die seiner Landsleute und das Schicksal seines eigenen Volkes sinnlos auf das Spiel setzt. Die Angriffe, die etwa die Franzosen nach Waterloo gegen Napoleon richteten, Angriffe, die vorher sein früherer Außenminister Talleyrand bereits erhoben hatte, zeigten, daß sie vom Geiste des Korsen nicht durchdrungen waren.

Die Frage, die die Demokraten gerne aufwerfen, heißt: was lohnt ein gewonnener Krieg? Darüber vergessen sie die andere, entscheidende: was kostet ein verlorener Krieg? Die Sparsamkeit des Reichstages vor dem Weltkrieg beruhte auf dieser falschen Einstellung, und die westlichen Demokratien haben jahrelang ihre Wehrmacht vernachlässigt. Sie gingen von einem Zustand des Friedens aus, der durch unblutige Mittel gesichert werden sollte, dazu noch durch Mittel, die wenig kosten durften. Die Genfer Liga oder die Rohstoffsperre waren solche Mittel, die wundervoll geeignet erschienen, einen ungerechten Zustand auf Erden zu verewigen und dennoch keine Opfer zu bringen.

Die Grundeinstellung war dabei, daß es sich nicht lohnen würde, einen Krieg zu gewinnen oder einen noch so günstigen Zustand ungerechter Verteilung der Erdoberfläche und der Rohstoffe dieser Welt aufrechtzuerhalten, wenn dauernd für diese Aufrechterhaltung übermäßige Opfer von der eigenen Bevölkerung gefordert werden müßten. Wir nennen heute eine solche Einstellung plutokratisch. Eine kleine herrschende Schicht wird zur Nutznießerin der militärischen Erfolge des Volkes und beutet diesen Zustand rücksichtslos aus. Was hat der englische Arbeiter davon, daß die Lords Indien besitzen und aus den Teeplantagen oder den Eisenbahnen sehr bedeutende Renten ziehen? Was half es dem britischen Industriearbeiter, daß Napoleon bei Waterloo besiegt worden war? Seine soziale Lage wurde immer schlechter und schlechter, während die herrschende Schicht gerade in den Jahren nach den napoleonischen Kriegen das Welthandelsmonopol in schonungsloser Weise ausbeutete.

Die daraus sich ergebende soziale Spannung ließ jeden Willen der unterdrückten Volksmassen erlahmen, für die Aufrechterhaltung eines derartigen Systems eigene Opfer zu bringen. So blieb nichts anderes übrig, als Heer und Flotte so weit wie möglich in ihrer Stärke herabzusetzen, um zu sparen. Daraus haben die Engländer einen freiwilligen Pazifismus zu machen gesucht. Schließlich war die Entwicklung nach dem Weltkriege nicht anders. Kommt der mit großen gemeinsamen Opfern aller Volkskreise errungene Sieg nur einer kleinen herrschen-

den Schicht zugute, die ihre Macht auf den Geldbeutel stützt, so fehlt der Wille, diesem Zustande zuliebe neue Opfer zu bringen. Es fehlt auch der Wille zum erneuten letzten Einsatz.

Dann findet eine Formel wie die des Weltkrieges in England eine ungeahnte Wirkung, daß der Krieg geführt würde, um „den Krieg zu beenden" oder wie das bei dem Marxisten hieß: „Nie wieder Krieg!" Diese Einstellung geht nicht von der Gefahr aus, daß der Feind die Vernichtung des eigenen Volkes wolle. Sie gibt sich der eigenartigen, durch die Geschichte immer widerlegten Hoffnung hin, daß der Gegner genau so „vernünftig" sein möge, vor dem Äußersten zurückzuschrecken, weil sich „der Krieg nicht lohne". Nur wenige Männer pflegen das ganze Verantwortungsbewußtsein gegenüber Volk und Geschichte zu empfinden, einem Kriege auszuweichen, wenn er nicht unbedingt notwendig ist. Gerade die Geschichte der westlichen Demokratien im letzten Jahre hat bewiesen, wie trügerisch die Erwartung ist, daß andere Völker die gleiche Verantwortung empfinden wie wir.

Die Frage, ob der Sieg sich lohne, ist materialistisch, und dort, wo materialistisch gedacht wird, kann sie den Einsatzwillen und damit sogar den Willen zur Selbstbehauptung lähmen. Die Westmächte sind am tiefsten in ihrer Einsatzbereitschaft durch die bitteren Erfahrungen des Versailler Diktates getroffen worden. Sie hatten damals gehofft, durch Auferlegung harter, ja unerträglicher Bedingungen das deutsche Volk in seinem Selbsterhaltungswillen und in seiner Wirtschaftskraft vernichtend zu treffen. Sie wollten durch Tribute und Reparationszahlungen reich werden, ohne selbst zu arbeiten. Nach zwei Jahrzehnten haben sie eingesehen, daß ihnen weder gelungen ist, ein großes, stolzes Volk zu vernichten, noch daß sie selbst nennenswerte Vorteile aus den übermäßigen Tributen haben ziehen können. Arbeitslosigkeit und soziales Elend waren das Erbe des Weltkrieges auch für sie.

Lag es da nicht nahe, am Sinn des Krieges überhaupt zu verzweifeln? Es gab zwar Kriegshetzer, die nun versprachen, in einem künftigen Gewaltfrieden die „Fehler" von Versailles zu vermeiden, und die noch unerhörtere Bedingungen diktieren wollten. Aber wer glaubte ihnen noch? Versailles hat die Westmächte eines gelehrt, daß auch nach einem Siege die Last des Krieges nicht auf das deutsche Volk abgewälzt werden konnte, daß nur die eigene Arbeit ein Volk frei und glücklich machen kann. Lohnte sich unter diesen Umständen der große Einsatz, wie ihn England forderte, das sinnlose Anrennen gegen den deutschen Westwall mit der Aussicht, nach einem Worte von Gamelin eine Million Tote zu opfern? Das volksarme Frankreich kann heute noch nicht die Opfer des Weltkrieges verschmerzen. Wie könnte es ertragen, daß noch einmal diese schweren Verluste unersetzlichen Lebens ihm zugefügt würden!

Aus den doppelten Erwägungen der geschwundenen Volkskraft und der materialistischen Einstellung heraus lehnte daher Frankreich den vollen Einsatz ab. England dachte nicht anders, nur aus anderen Beweggründen. Es hoffte, daß andere Völker den Blutzoll entrichten würden, zuerst die Polen, dann die Norweger, die Holländer und Belgier und zuletzt die Franzosen. Erst jetzt, seitdem eines der Völker nach dem anderen die Waffen strecken mußte, will Englands herrschende Schicht das Blut des englischen Volkes selbst einsetzen. Erst jetzt hat sich England auch zum vollen Einsatz seiner wirtschaftlichen Kräfte entschlossen. Noch im April veröffentlichte der damalige Schatzkanzler Sir John Simon ein Budget, daß eine Kriegsausgabe von „nur" zwei Milliarden Pfund vorsah, ob-

wohl die Regierung noch zu Weihnachten eine Ausgabe für Kriegszwecke von drei Milliarden Pfund angekündigt hatte. Der Grund lag darin, daß Simon sich bewußt war, daß eine so gewaltige Anstrengung nur mit der völligen Zerrüttung der wirtschaftlichen Kraft Englands weit über die Kriegszeit hinaus erkauft werden könnte.

Die Männer des Kabinetts Chamberlain waren bereits während des Weltkrieges und danach in verantwortlichen Stellungen gewesen. Sie wußten, daß der Krieg mit Friedensschluß nicht beendet ist, sondern daß seine finanziellen Auswirkungen dann beginnen. Sie wußten ferner, daß England mit seiner engen Verflechtung im Welthandel die Belastungen nicht zum zweiten Male aushalten würde, die sich aus den Rückwirkungen einer Überbeanspruchung der nationalen Wirtschaftskraft ergeben müßten. Um leben zu können, muß England exportieren. Wie kann es das, wenn die Industrie auf Rüstungszwecke umgestellt ist, wenn die Handelsflotte vernichtet wird, wenn die Rohstoffvorräte dahingeschmolzen sind und eine unerträgliche Schuldenlast zu Steuern zwingt, die jede Unternehmungslust abwürgen? Bei allem äußeren Reichtum war England nicht in der Lage, Summen für die Rüstung anzusetzen, wie Deutschland auf Grund einer anderen Wirtschaftsgesinnung. Die 90 Milliarden Mark, die nach dem Worte des Führers bis Kriegsausbruch für die deutsche Wehrhaftmachung aufgewandt worden sind, hätten in England eine Umwälzung des Wirtschaftslebens und vielleicht der sozialen Verhältnisse herbeigeführt.

Bei jedem Geschütz, bei jedem Panzerwagen, bei jedem Flugzeug, das England herstellte, fragte es sich, ob sich diese Ausgabe auch lohne. Leider blieb diese Fragestellung in diesen Einzelheiten stecken, statt sich grundsätzlich zu fragen, ob sich eine Politik lohne, die zum Kriege mit Deutschland führen müsse. Niemand in England wurde reicher, wurde sicherer durch den Rüstungswettlauf. Der Zustand der Nachkriegszeit, als Deutschland entwaffnet war, konnte doch nicht mehr erreicht werden. Das wußte jeder Engländer. So mußten die Rüstungen zur allgemeinen Verarmung der Welt führen, zu Fehlleitungen des Kapitals, die im bürgerlichen Sektor fehlten. Aus dieser Einstellung heraus, die für die Engländer seit den napoleonischen Kriegen kennzeichnend gewesen ist, wurde der volle Einsatz der Wirtschaftskraft vor dem Kriege und der Wehrmacht während des Krieges abgelehnt. Zehn Divisionen wurden nach Frankreich geschickt. Die Flotte wurde in Norwegen zurückgehalten, als die Gefahr der deutschen Luftangriffe erkannt war, die flehentlichen Hilferufe der französischen Generale nach Bereitstellung größerer Flugzeuggeschwader im Mai wurden überhört.

England stand immer noch auf dem Standpunkt des möglichst geringen Einsatzes, um den Krieg durch Ermattungsstrategie in die Länge zu ziehen. Das mußte seine Rückwirkungen auch auf die Kriegführung der verbündeten Franzosen haben. Es war zwar leicht, von London sofort nach Kriegsausbruch den französischen Angriff auf den Westwall anzuregen und zu fordern. Es ist jedoch verständlich, daß der französische General Gamelin sich weigerte, seine eigenen Leute einzusetzen, da die verbündeten Engländer ihn im Stich ließen. Er ließ so die einmalige Gelegenheit im September vorübergehen, als das deutsche Heer im Osten gefesselt war. Churchill konnte leicht nach der Niederlage in Flandern behaupten, nur die französische Taktik der Beschränkung auf den Gedanken der Verteidigung wäre an allem schuld. Er selbst hat nichts getan, um für einen Angriff, den er nachträglich als die beste Tradition der französischen Armee feierte, genügend Menschen oder auch nur Material einzusetzen.

So begannen die Franzosen noch vor Weihnachten, Pläne zu entwerfen, um den Kriegsschauplatz zu erweitern, wohl in der Hoffnung, daß dabei die Engländer die Hauptlast übernehmen würden. Der eigentliche Grund für das Scheitern der Pläne der Westmächte in Norwegen und im Schwarzen Meer liegt wohl darin, daß wiederum beide den vollen Einsatz ihrer eigenen Streitkräfte scheuten und versuchten, die Hauptlast dem Verbündeten aufzubürden. An die Stelle des Willens zum vollen Einsatz trat die große Ankündigung, die Deutschland über alle Pläne im voraus unterrichtete. Konnten die Westmächte den Willen zum vollen Einsatz überhaupt haben? Es gehört eine große, kraftvolle Persönlichkeit dazu, einen Befehl zu geben, der nicht nur den Tod von Tausenden, vielleicht Hunderttausenden nach sich ziehen kann, sondern der auch das künftige Schicksal der Nation entscheidet. Gab es einen solchen Mann im April 1940 bei den Westmächten?

Damals trat in Paris an die Stelle Daladiers der Finanzmann Reynaud. Sicher ließ er sich an Deutschenhaß und Kampfwillen durch niemanden überbieten. Aber besaß er die Vorbildung, das Wissen, die innere Sicherheit, um die Verantwortung zu übernehmen, das Schicksal seines Volkes auf einen einzigen großen Wurf zu setzen? Nach den deutschen Berichten haben unsere Flieger in den ersten Wochen des großen Ringens im Westen über 3500 feindliche Flugzeuge vernichtet. War Reynaud der Mann, um diese sicher ungewöhnliche Macht mit einem Schlage einzusetzen, rücksichtslos vorzuschicken und ihr den Befehl zu geben, alles zu zerschlagen, was ihr entgegentrat, etwa so wie unsere Luftwaffe sich in wenigen Tagen die Luftüberlegenheit im Westen erkämpfte? Er zitterte darum, was geschehen könne, wenn diese Luftmacht vernichtet wäre, und so mußte er erleben, wie diese Flugzeuge zum größten Teil ohne Widerstand am Boden zerstört wurden.

Aus dem Gefühl der Schwäche flüchteten die Franzosen und Engländer in die Verteidigung, weil sie in ihr die stärkere Kampfform sahen. Sie vergaßen, daß die Verhältnisse des Weltkrieges sich durch die Steigerung der Feuerwirkung der Artillerie und vor allem durch den Einsatz der Flugzeuge grundlegend gewandelt hatten. Festungswerke, die nach dem Weltkrieg unter Auswertung aller damals gemachten Erfahrungen gebaut worden waren und die für die Ewigkeit bestimmt schienen, erlagen oft in wenigen Stunden den neuen Kampfesweisen und der modernen Technik des deutschen Heeres. Selbst die „uneinnehmbare" Maginotlinie fiel unter dem deutschen Ansturm in überraschend kurzer Zeit. Wir wollen uns jedoch dessen bewußt sein, daß das Gefühl der Schwäche nicht nur das der militärischen, sondern auch der politischen und der moralischen Schwäche war.

Die Verantwortung für die Zukunft, für die Zeit nach dem Kriege, lastete auf den Männern, die einst Versailles gestaltet und damit den Frieden nach dem Weltkriege verloren hatten. Was sollten sie ihren Völkern antworten, wenn diese fragten, warum dieser Krieg geführt würde? Was aus dieser sinnlosen Zerstörung an Neuem und Zukunftsträchtigem erwachsen sollte? Die Hoffnung auf Reparationen war längst geschwunden. Aus der politischen Vormacht waren nur Unheil und Elend erwachsen. Wo war die Neugestaltung Europas, die allein den vollen Einsatz aller Kräfte selbst unter den größten eigenen Opfern, selbst unter Einsatz der wirtschaftlichen und völkischen Zukunft, lohnte?

Wenn wir fragen, was den deutschen Sieg im Westen über den heldenmütigen Einsatz der Truppe und die geniale Führung hinaus ermöglichte, ja was diese beiden entscheidenden Faktoren erst erklärt, so werden wir sagen dürfen, daß es die deutsche Überzeugung war, nach den Jahren der Unterdrückung, der Knecht-

schaft von Versailles und der Demütigung von Compiègne am Wiederaufbau Europas, eines neuen Europas mitzuwirken. Dieser Glaube allein gestattete den vollen Einsatz, der den Sieg brachte.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Jonathan Swift (1667–1745)

Über die Engländer

Die schwächste Hand kann ein Schleusentor öffnen, um ein Land zu ertränken, und tausend der stärksten Männer vermögen die Flut nicht aufzuhalten. Wer einmal alle Rücksicht auf das öffentliche Wohl beiseitewirft, hat freie Hand, dem Staate Übles anzutun und wird nicht zögern, diese Macht auszuüben, so oft er nur kann.

*

Aber hieraus folgt klar, wie notwendig die Vaterlandsliebe oder der Gemeinschaftsgeist in jedem Einzelnen ist, da die Niedertracht so viel Gelegenheit hat, öffentliches Unheil anzurichten. Jedermann achtet auf seinen eigenen Vorteil, aber, wo es um die Gemeinschaft geht, wird er leicht unachtsam. Er betrachtet sich nur als einen unter zwei oder drei Millionen, auf die der Verlust gleichmäßig umgelegt wird, und meint so, daß es für ihn nicht viel ausmachen könne.

*

Ein anderer Weg, auf dem der geringste bösartige Mensch dem Staate schaden kann, ist die falsche Anklage, wovon unser Königreich schon zu viele Beispiele geliefert hat. Es ist noch nicht lange her, daß kein Mann, von dem man dachte, daß seine Anschauungen von der herrschenden Auffassung abwichen, sich außerhalb seines nächsten Freundeskreises ruhig unterhalten konnte. Er mußte fürchten, als Verräter von denen verklagt zu werden, die ein Geschäft aus dem Meineid und der Anstiftung dazu machten. Dadurch wurde der Frieden im Lande gestört, und die Menschen flohen voreinander wie vor einem ausgebrochenen Löwen oder Bären.

*

Und noch ein weiteres Verfahren, wodurch es minderwertigsten Werkzeugen oft gelingt, dem Staate zu schaden, will ich anführen. Es ist der Betrug mit annehmbaren Beweisgründen. Wir sollen glauben, daß der unheilvollste Plan, den sie uns vorschlagen können, zu unserem Besten gemeint sei ... Denn das arme unwissende Volk wird von der scheinbaren Bequemlichkeit in seinen kleinen Geschäften verlockt. Es entdeckt die Schlange im Erze nicht, sondern ist bereit, wie die Israeliten, Weihrauch darzubieten. Auch die Weisen des Landes konnten das Volk nicht überzeugen, bis einige in guter Absicht den Betrug so offenkundig machten, daß alle, die vorbeiliefen, auch lesen konnten. Der Plan aber war, uns in jeder Hinsicht so zu behandeln, wie die Philister den Samson (ich meine, als

er von Delila betrogen wurde). Zuerst wollte man uns die Augen ausstechen und dann wollte man uns mit stählernen Fesseln binden.

*

Man sagt uns, daß der Teufel der Vater der Lüge ist und vom Anfang her ein Lügner war. Diese Erfindung ist also zweifellos alt, und der erste Versuch des Teufels war außerdem rein politisch. Er diente dazu, das Ansehen seines Herrn zu unterhöhlen und den dritten Teil seiner Untertanen vom Gehorsam abzubringen. Dafür wurde Luzifer aus dem Himmel ausgestoßen, wo er (wie Milton es ausdrückt) Vizekönig einer großen westlichen Provinz war. Er muß seine Fähigkeiten jetzt in den unteren Bezirken betätigen, und zwar bei den anderen gefallenen Engeln oder den armen betrogenen Menschen, die er noch täglich zu seiner eigenen Sünde verführt und weiter versuchen wird, bis er im bodenlosen Abgrund an die Kette kommt.

*

Aber wenn auch der Teufel der Vater der Lüge ist, so scheint er doch, wie alle großen Erfinder, durch die beständigen großen Verbesserungen, die nach ihm gemacht wurden, viel von seinem Rufe verloren zu haben.

*

Ein politischer Lügner unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt von seinen Geistesverwandten. Er braucht nur ein kurzes Gedächtnis; je nach den verschiedenen Anlässen, die ihm in jeder Stunde begegnen, muß er von sich selbst abweichen und beide Seiten eines Widerspruchs beschwören können. Es hängt ganz davon ab, wie die Personen, mit denen er zu tun hat, eingestellt sind. Bei der Beschreibung der Tugenden und Laster der Menschheit ist es in jedem Abschnitt der Rede angebracht, sich irgendeine hervorragende Persönlichkeit vorzunehmen, die sich als Beispiel und Muster verwenden läßt.

*

Nur wenige Lügen tragen das Kennzeichen des Erfinders, und der schändlichste Feind der Wahrheit kann tausende verbreiten, ohne daß man ihn als ihren Urheber erkennt. Der gemeinste Schriftsteller hat ebenso seine Leser wie der größte Lügner seine gläubigen Anhänger. Oft geschieht es, daß eine Lüge nur eine Stunde lang geglaubt zu werden braucht, um ihr Werk zu tun; sie hat dann keinen Sinn mehr. Die Falschheit fliegt, und die Wahrheit kommt hinterhergehinkt. Werden die Menschen dann die Täuschung gewahr, ist es bereits zu spät; der Stich hat längst gesessen, und die Lügengeschichte hat ihre Wirkung getan.

*

Es wird gleichfalls als vorteilhaft für die Öffentlichkeit hingestellt, daß bei der Beseitigung des Evangeliums natürlich auch alle Religion für immer verbannt werden soll. Damit fielen dann auch die unangenehmen Vorurteile unserer Erziehung fort, die unter Namen wie „Tugend, Gewissen, Ehre, Gerechtigkeit“ und ähnlichen so leicht die menschliche Seelenruhe stören. Oft mühen wir uns unser ganzes Leben lang, um diese Vorstellungen durch gesunde Vernunft und freies Denken auszurotten.

Hier stelle ich zuerst fest, wie schwer es ist, eine Redensart zu beseitigen, die

die Welt nun einmal schätzt, wenn auch der Anlaß für ihr Entstehen gänzlich beseitigt ist. Wenn vor einigen Jahren ein Mann nur eine ungestalte Nase hatte, verstanden es die tiefgründigen Denker des Zeitalters auf die eine oder andere Art, die Vorurteile seiner Erziehung für diese Verunstaltung haftbar zu machen. Alle unsere Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, alle unsere Anschauungen von Gott, einem zukünftigen Reich, von Himmel und Hölle sollten den gleichen Ursprung haben. Aus Scheingründen sei man vielleicht früher einmal damit belastet worden! Aber durch eine völlige Umstellung in der Erziehungsweise ist man jenen Vorurteilen begegnet. Bei den jungen Herren, die jetzt auftreten (ich melde dies ehrerbietigst unseren dienstfertigen Neuerern), zeigen sich nicht mehr die geringsten Beimischungen jener Einflüsse oder Ranken jener Unkräuter. Folglich braucht das Christentum aus diesem Grunde nicht abgeschafft zu werden.

*

Innerhalb von sechs Monaten nach der Verabschiedung des Gesetzes zur Entfernung des Christentums könnten die Aktien der Bank von England und die ostindischen Papiere um wenigstens ein Prozent fallen. Das ist fünfzigmal mehr als die Weisheit unseres Zeitalters zur Erhaltung des Christentums einsetzen würde. Darum haben wir keinen Grund, einen solchen Verlust zu erleiden, nur um das Christentum abzuschaffen.

*

Kein Talent ist so nützlich, um in der Welt hochzukommen, keines macht die Menschen vom Glück unabhängiger als die Eigenschaft, die den stumpfsten Menschen gegeben ist, und, wie man sich im allgemeinen ausdrückt — darin besteht, kein Rückgrat zu besitzen. Es ist eine Art niederer Klugheit, mit deren Hilfe die geringsten und mittelmäßigsten Leute ohne weitere Begabungen in aller Gemütsruhe ihren Weg in der Welt machen. Man behandelt sie überall gut. Sie können weder Anstoß nehmen noch geben. Höfe sind selten frei von Menschen diesen Charakters. Wenn sie zufällig von hohem Range sind, fallen natürlich die meisten Ämter, sogar die größten, an sie, sobald die Mitbewerber nicht angenehm sind. Bei solchen Berufungen freut oder ärgert sich niemand.

*

Die Überlegenheit seines Geistes besteht nur in seinem unerschöpflichen Vorrat politischer Lügen, aus dem er, sobald er spricht, freigiebig und unaufhörlich spendet. Er vergißt seine Lügen in einer Großzügigkeit ohnegleichen und widerspricht sich folglich schon in der nächsten halben Stunde. Er hat noch niemals überlegt, ob ein Vorschlag oder eine Behauptung richtig oder falsch war, sondern nur, ob es im gegenwärtigen Augenblick oder bei der anwesenden Gesellschaft zweckdienlich wäre, zuzustimmen oder abzulehnen.

*

Wenn die Besitzer dieser Rückgratlosigkeit in Macht und Stellung kommen, beurteilen sie die Menschen, die sie begünstigen und bevorzugen, ständig falsch. Sie haben kein Maß für Verdienst und Tüchtigkeit bei anderen, sondern kennen nur die Treppenstufen, die sie selbst hinaufgestiegen sind. Ihnen fehlt auch die geringste Aufmerksamkeit dafür, ob sie Gutes tun oder der Öffentlichkeit schaden. Jeder von ihnen dient wahrscheinlich nur seiner Sicherheit und seinen Interessen.

Wir haben gerade genug Religion in uns, um uns zu hassen, aber nicht genug, um einander zu lieben.

*

Denke über vergangene Dinge wie Kriege, Verhandlungen, Parteikämpfe und ähnliches nach; wir empfinden so wenig bei diesen Bestrebungen, daß wir uns wundern, daß sich Menschen mit so vergänglichen Dingen soviel Arbeit und Sorge machen konnten. Betrachte die Gegenwart; wir stoßen auf die gleiche Einstellung und wundern uns nicht einmal darüber.

*

Es ist nicht klug, Feiglinge mit Verachtung zu strafen; wenn sie nämlich Scham empfunden hätten, wären sie keine Feiglinge geworden. Ihre eigentliche Strafe ist der Tod, weil sie ihn am meisten fürchten.

*

Einige Menschen benutzen den Vorwand, das Unkraut der Vorurteile zu beseitigen, um Tugend, Rechtschaffenheit und Religion auszurotten.

*

Der Ehrgeiz treibt die Menschen oft, die niedrigsten Geschäfte auszuführen: so vollzieht sich das Klettern in derselben Haltung wie das Kriechen.

*

Absolute Macht ist für einen Fürsten die natürliche Versuchung, wie Wein oder Frauen für einen jungen Mann, Bestechungsgeld für einen Richter, Geiz für das Alter und Eitelkeit für eine Frau.

*

Die übliche Redegeläufigkeit bei vielen Männern und den meisten Frauen erklärt sich aus dem Mangel an Stoff und Worten; denn wer ein Meister der Sprache ist und den Kopf voller Gedanken hat, zögert beim Sprechen eher, weil er auswählen muß. Die Redegewaltigen in der Öffentlichkeit haben dagegen nur eine Garnitur von Gedanken und eine Garnitur von Worten, um sie auszudrücken. Die Wendungen haben sie immer fertig im Munde. Die Leute kommen ja auch schneller aus der Kirche heraus, wenn sie fast leer ist, als wenn die Menge sich an der Türe drängt.

*

So allgemein auch das Lügen geübt wird und so leicht es zu sein scheint, ich erinnere mich nicht, drei gute Lügen bei allen meinen Unterhaltungen gehört zu haben, und nicht einmal von denen, die in diesem Handwerk hochberühmt waren.

Aus Jonathan Swift, „Gedanken und Essays" (Leipzig, Karl Rauch. RM 4,80), die Walther Freisburger übertrug und einleitete. Die Einleitung, die Swift als den Einzelnen zwischen den Fronten schildert und mit den Worten schließt: „Er ist hier der furchtbarste Ankläger, den England je gefunden hat – und er ist noch immer – Engländer", gehört mit zu dem Besten, was über Swift gesagt ist und gesagt werden kann.

ANNALISE SCHMIDT

George Washington

„De mortuis nil nisi bene!" — Ein pietätvoller Spruch, aber auch ein gefährlicher. Denn er kann die Toten endgültig töten, geistig tot machen und die Lebenden der stärkenden und klärenden Nachwirkung, die eine Erinnerung an das wahre Wesen der Dahingegangenen haben kann, berauben.

So ist es dem amerikanischen Volk mit Washington ergangen. Wenn auch nicht in jedem gepflegten Haus, so doch fast in jeder Hütte in den Vereinigten Staaten findet man sein Bild und oft auch die Darstellung seines Übergangs über den Delaware-Fluß. Nebenbei bemerkt von einem Deutschen, Emanuel Leutze, gemalt, der Washington in romantischer Pose hinstellt, wie er sie nie im Leben eingenommen hat, er, dieser Mann der Tatsachen, der herrlichen Nüchternheit. Noch mehr nebenbei sei bemerkt, daß unser deutscher Maler das star-spangled banner als Zugabe gleich dreingegeben hat, das damals noch gar nicht existierte. So hat man gleich schon in effigie Washington verkitscht.

Die amerikanischen Schulbücher enthalten süßliche Erzählungen über Washington, die ihn als artigen, tugendhaften, der Lüge abholden Knaben darstellen — ihn, der in der Kriegskunst ein Meister der Täuschung wurde und wohl erfahren in den Hilfsmitteln der halben Verheimlichungen und geschickten Darstellungen, was keinen Abbruch tut der Tatsache, daß er, wie wenige große Männer der Geschichte, der Wahrheit diente. Die erwachsenen Amerikaner blicken zu Washington auf wie zu einer Marmorstatue an Abgeklärtheit und Unnahbarkeit. Mit Vergessenheit bedeckt wird die Tatsache, daß Washington kein eifriger Kirchengänger war — aber einer seiner reinigenden Biographen nennt ihn den „Hohepriester seines Volkes". Ferner gehört zu der Kosmetik, die sich Washingtons Bild gefallen lassen muß, die Unterdrückung der Tatsache, daß er, der zu seiner Mutter bis zu ihrem Tode stets aufmerksam und liebevoll war, doch die alte Dame recht kräftig in ihre Assiette setzte, wenn ihr streitsüchtiges Wesen ihn dazu zwang. Es wird unterdrückt, daß er einer der größten Landspekulanten seiner Zeit gewesen ist. In dieser seiner Tätigkeit zeigt sich, daß er ein echter Amerikaner war: ein Mann, der auf den Erwerb von Geld und praktischem Erfolg bedacht war; daß er aber auch die richtige Vision von der Zunkunft seines Landes hatte, dessen Entwicklungsmöglichkeiten im Westen lagen. Er riskierte Geld und Arbeit, diese Zukunft heraufzuführen, und hoffte natürlich auf Gewinn. Daß seine Methoden nicht immer die reinsten waren, soll nicht bestritten werden. Aber seinen ganzen Besitz stellte er in Frage, als er Rebell gegen England wurde, während andere Spekulanten sich durch ihre Feigheit und Gesinnungslosigkeit zwischen zwei Stühle setzten, nicht Rebell, nicht Loyalist waren und für ihre Schwachheit durch den Verlust alles Zusammengekauften bestraft wurden, wie der Ire Croghan, der größte aller Pioniere. Washington rang sich durch zur Absage an Egoismus und den verzehrenden Wunsch nach Reichtum.

Es wird ferner nicht erwähnt, daß Washington ein lebensstarker Mann war, der in unreflektiertem, aufrichtigem, sinnlichem Genuß sich der guten Dinge und der Schönheiten dieses Daseins erfreute: er liebte den Tanz, den er „the gentler conflict" im Verhältnis zum Kriege nannte, leidenschaftlich; er liebte den Wein, das Kartenspiel und Würfel, schöne Frauen in der Lebhaftigkeit und anmutigen

Leichtigkeit ihres Wesens und war vor seinem zwanzigsten Jahr bereits dreimal als Bewerber abgewiesen. Er liebte die Erregungen des Pferderennens, der Jagd, des Reitens über alles; er ging, hatte er Gelegenheit, täglich ins Theater; er liebte schöne Kleider, das zeremoniöse Begrüßen der Männer seiner Zeit, welche das 18. Jahrhundert war, das Jahrhundert der höchsten gesellschaftlichen Blüte, die Europa und sein Ableger, die dreizehn atlantischen Kolonialstaaten, gehabt haben. Er liebte die militärische Etikette, er liebte Gelächter, derbe Späße und Schabernack. Er war ein Mann von starker animalischer Konstitution, über sechs Fuß groß, von riesiger körperlicher Kraft – und was hat man aus ihm gemacht? Eine würdevolle, steife, in jeder Beziehung beschnittene, dekorative, repräsentative Figur, einen Menschen, der gleichsam als sein eigenes lebendes Bild durchs Leben ging, immer bewußt: ich habe ja Washington darzustellen.

Nun kann man ja aber sagen: dem Volk muß ein gereinigtes, von den Zufälligkeiten einzelner Vorgänge befreites Bild seiner großen Männer gegeben werden, und das besonders bei einem so jungen Volke wie dem amerikanischen. Denn je mehr Geschichte ein Volk hat, um so fester sitzt es im Sattel, um so mehr Gefühl seiner selbst hat es. Und für diese Ansicht hat man die des anderen großen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Lincoln, zum sponsor, der gesagt hat, als er von seiner Knabenlektüre von Weems Biographie von Washington, der populärsten und kitschigsten der Biographien, sprach: „Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß es besser für die jungen Männer unseres Landes ist, Washington im Licht eines Halbgottes zu sehen, wie Parson Weem ihn darstellt, als ihren Glauben an den größten Helden der amerikanischen Geschichte zu erschüttern durch Darstellungen seiner Fehler und Torheiten – als ob er ein gewöhnlicher Mann gewesen sei.“

Aber das ist es ja gerade: Washington war kein gewöhnlicher Mann. Bei einem gewöhnlichen Mann tun die Hinterbliebenen gut daran, seine Fehler und Schwächen zu unterdrücken in der Nachrede post mortem, denn sonst könnte nur wenig übrig bleiben. Bei dem Helden eines Volkes aber lohnt es doch vielleicht und kann es riskiert werden, die Wahrheit über ihn zu hören. Denn diese Wahrheit wird darin bestehen, daß der Held in gefährlichem, aber siegreichem Ringen mit seinen Schwächen und Fehlern, im Überwinden des inneren Schweinehundes über das Mittelmaß hinausging und so die Kraft, die Lebendigkeit erwarb, das Feuer aus sich schlug, dieser Welt der Dummheit und Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit zu trotzen und ihr Leistungen abzuringen, wenn er ein Feldherr oder Staatsmann war. Viele Geheimräte gibt es, die viele Liebschaften hatten. Aber nur einen Geheimrat mit vielen Liebschaften, der Goethe hieß.

1877 wurden einige Briefe gefunden, die bisher in England gelegen hatten, die Washington vor seinem 30. Jahr an Mrs. Sarah Fairfax, die Gattin seines besten Freundes, geschrieben hat – Briefe, die in unterdrückter Form leidenschaftliche Liebeserklärungen sind, geschrieben in der Zeit, als Washington bereits mit Martha Custis, seiner späteren Gattin, verlobt war. Diese Briefe wurden sofort heftigst vergessen und unterdrückt. Sollte aber nicht gerade die Tatsache, daß Washington zwar diese um zwei Jahre ältere Frau von Welt liebte, daß er aber die über ihn hereingebrochene Leidenschaft unter dem Einfluß dieser klugen, leicht spöttisch-skeptischen, in ihrem ganzen Wesen eleganten Frau in tätiger, zuchtvoller Männlichkeit und Sittigung des Gefühls wandelte – sollte nicht die Tatsache, daß es Washington, dem die Entdeckung dieser Leidenschaft bei seinem Ernst und seiner Integrität erschreckend gewesen sein muß, dennoch gelang, seine Ehe so zu

gestalten, daß er sowohl wie seine Gattin in aufrichtiger, stets zunehmender Liebe und Harmonie bis zu seinem Tode verbunden blieben, trotzdem er nicht aufhörte Mrs. Fairfex zu lieben, ein Beweis sein für Washingtons sittliche Stärke und wundervolle männliche menschliche Reife? Hier entstand ein menschliches Verhältnis, weit erhoben über die übliche Moral und Beschränkung, von einer Zucht und Tiefe des Gefühls, wie sie selten zu finden sind.

Und eben dieser Washington, dessen Temperament nichts so sehr zusagte als eine schnelle entscheidende Tat, als festes Zugreifen, mußte in seiner öffentlichen Tätigkeit selten etwas anderes als Takt und Geduld, viel Zuwarten und leise Behandlung gegebener Tatsachen obwalten lassen.

Washington entstammte der vierten in Amerika lebenden Generation seines aus England ausgewanderten Geschlechtes. Edelleute waren seine Vorfahren und Männer von Oxford. Sein Taufkleid war aus Seide. Er war kein Mann aus dem Volke. Er war Aristokrat und ist es Zeit seines Lebens geblieben. Seine sozialen Ansichten waren die denkbar einfachsten und durften es sein, wo es sich um Gestaltung einer Nation auf dem riesigen und menschenleeren amerikanischen Kontinent handelte, nicht, nach Jahrhunderten der Unterdrückung, um möglichst reibungsloses Zusammenleben großer Massen auf engem Raum; um Erschließen eines reichen Erdteils, nicht um gerechte Verteilung sparsamer Möglichkeiten an viele. Als Washington General war, hatte das Land zwei bis drei Millionen Einwohner und reichte bereits vom Atlantik bis zum Mississippi. Washington war Sklavenbesitzer, Farmer, Mitglied der Hochkirche. Seine Bildung ging über die einer Elementarschule nicht hinaus, ausgenommen in Mathematik und Kriegskunst, von denen er die erste als Landmesser im Kampf gegen die Natur, Indianer und die Wildnis drei Jahre ausübte, die letztere schon vor dem Unabhängigkeitskrieg im Kampf der Engländer gegen die Franzosen und Indianer bewährte. Diese Vorschule von 1748 – 1758, von seinem ersten Ritt als Feldmesser in das Land jenseits der Alleghanies bis zu seiner Heirat und den 17 Jahren, die er dann als Farmer und country-gentleman auf seinen eigenen großen Ländereien und denen seiner sehr reichen Gattin zubrachte, war die geeignetste, die er durchmachen konnte für seine spätere Arbeit als Feldherr und Staatsmann. Sie lehrte ihn die Behandlung von Männern, denn er lebte fast ausschließlich unter Männern im Freien, jahrelang. Sie lehrte ihn die Unfähigkeit, den Hochmut, die nicht vorhandene Unfehlbarkeit der Engländer, ihre Langsamkeit, aber auch ihre Seemacht und Zähigkeit kennen, sie lehrte ihn erkennen, daß sein Virginia und die anderen zwölf Kolonien noch nichts von Zusammengehörigkeitsgefühl kannten, unbereit zu gemeinsamen Opfern und Taten waren. Tatsache ist, daß der Angriff der Franzosen im siebenjährigen Kriege gegen England in Amerika, der 1763 mit dem Verlust Amerikas für Frankreich endete, ermutigt war durch die Uneinigkeit der Kolonien, von denen viele weniger Frankreich haßten als die Nachbarkolonien, aus Handelseifersucht und Landgier.

Als Frankreich 1763 Amerika verlor; auf dem amerikanischen Kontinent also nur noch England und das schwache Spanien übriggeblieben waren, schrieb Choiseuil, der Außenminister Ludwigs XV., in einem Mémoire, daß binnen kurzem die amerikanischen Kolonien sich von England losreißen würden, da sie jetzt des Mutterlandes Hilfe gegen Frankreich nicht mehr brauchten. Ein kluger Franzose! Schon nach zwölf Jahren, 1775, wurde sein Wort Wirklichkeit, und Washington, dieser loyalste aller Untertanen, wurde der Oberbefehlshaber der kontinentalen Armee. Was zuerst ihm und vielen nur ein Kampf gegen die Über-

griffe törichter ministerieller Maßnahmen war – His Gracious Majesty war bis zum Hervortreten von Pitt von dummen bestochenen Ministern umgeben, die die East India Company auf Kosten Amerikas sanieren wollten – wurde dann ein Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit, diese jedem Engländer teuersten Güter. Aber Washington kämpfte um die Freiheit, sich und sein Volk selbst bestimmen zu können, nicht von einem absoluten Parlament 3000 Meilen entfernt regiert zu werden; nicht Steuern ohne Repräsentation im Parlament zahlen zu müssen. Das waren ja Naivitäten von Lockes Zeiten, vom seligen Naturrecht her, kopfschüttelte das Mutterland. England selbst hatte durchaus keine allgemeine Volksvertretung, das Parlament war ein Auktionsraum für Spekulanten und Stellenjäger geworden.

Der Revolutionskrieg war aber zugleich ein Bürgerkrieg. Noch beinahe an seinem Ende hatte General Greene, der im Süden, der Hochburg des Torismus, gegen die Engländer kämpfte und siegte, einen Aufstand der Tories zu unterdrücken. In diesem doppelten Kampf, meist gehemmt, selten kräftig und schnell genug unterstützt durch den schwachen Continental Congreß, ohne feste Armee, oft ohne Geld und Hilfsmittel – an einem besonders entscheidenden Punkt des Krieges mußte Washington um alte Kleider für seine Soldaten bitten, mußten diese den harten nordamerikanischen Winter im Freien zubringen – gezwungen, einen schwierigen Bundesgenossen, Frankreich, vorsichtig zu behandeln, leistete Washington die Arbeit nicht nur des Feldherrn, sondern auch des Seelsorgers an seinem Volke. Hauptproblem war stets: die Revolution aufrechtzuerhalten, der seelischen Ermattung des Volkes zu steuern. Die Unabhängigkeitserklärung war nichts als ein Hilfsmittel gegen den Frieden, den 1776 nach mehreren Niederlagen Washingtons die Mehrzahl des Volkes bei noch unvollendeter Befreiung wollte.

Amerika verdankt seine Existenz dem Freiheitskampf gegen England, und seinen Sieg verdankt es Washington, seiner Stärke, seiner engelhaften Geduld, seinem Reichtum an inneren Hilfsmitteln, seiner Findigkeit.

Auf den Krieg mußte eine Zeit gänzlicher innerer Zerrüttung folgen. Alles hatte der lange Bürgerkrieg aufgezehrt, alle materiellen und geistigen Mittel. Übriggeblieben war ein Volk, dessen Mentalität die von Kolonialen war. Denn ein Volk ändert sich nur langsam, eine Institution kann von heut auf morgen geändert werden. Ein bankerottes Volk. Ohne Regierung, denn was sich Regierung nannte, war nichts als ein aufeinander eifersüchtiger Haufe von Delegierten von dreizehn halbselbständigen Staaten – ein Spott Europas.

Washington, aufs äußerste angestrengt durch acht Kriegsjahre, wollte sich in seinem geliebten Mount Vernon zur Ruhe setzen. Am fünften Tage bereits seines Dortseins fing er an, Briefe zu schreiben an seine Freunde, an die Gouverneure, an die Generäle über die Notwendigkeit einer neuen Regierungsform. Ihm allein und Hamilton und Madison verdankt es die amerikanische Nation, daß bereits in sechs Jahren die entsetzliche Lethargie überwunden war und 1787 eine Konstitution, die ein wirkliches Regierungsinstrument bildete, wenn auch ein verbesserungswürdiger Kompromiß war, das Rückgrat des staatlichen Lebens darstellen konnte und nun mit Leben angefüllt werden mußte. Washington wurde erster Präsident, 1789.

Am Schluß des Krieges wußte Washington, daß er nur die erste Hälfte seiner Arbeit getan hatte, in dem er den Abzug der Engländer aus dem Gebiet südlich des St. Lorenzflusses erkämpft hatte. Aus dreizehn widerwilligen Staaten, die außerdem zu dieser Zeit vom Nebel und Rauch der französischen Freiheitsphrasen

taumelig gemacht waren, eine Union zu schweißen, ihnen eine starke zentrale Regierung zu geben und dieser Ansehen zu verschaffen, war eine noch schwierigere Aufgabe, als die Engländer aus dem Lande zu treiben. Unter diesem Gesichtspunkt der Unionbildung sind alle Maßnahmen der inneren und äußeren, der westlichen Land- und Indianerpolitik zu betrachten und zu bewerten. Washington war nicht nur der Feldherr des amerikanischen Heeres und Bildner des amerikanischen Staates, er war der Zuchtmeister zum Amerikanertum und Nationalismus für die langsam nur sich bildende amerikanische Nation. Die Vollendung des Schweißungsprozesses war dann die Aufgabe des zweiten amerikanischen Präsidenten 65 Jahre später: Lincolns.

Am 17. September 1796 erließ Washington seine Farewell Address, die wie auch seine Briefe mit ihrer wundervollen klaren Sprache, ihrer unübertrefflichen Deutlichkeit der Gedanken als Lektüre empfohlen seien. Für Generationen war diese Abschiedsansprache der Leitfaden der Politik für die Entwicklung der Neuen Welt zusammen mit der Monroe-Doktrin.

Washington, dessen Sterben seinem von jeder Pose, jedem Affekt, jedem Selbstbetrug fernen Dasein entsprach — seine letzten Pulsschläge zählend, starb er — liegt in Mount Vernon begraben. Für alle Zeiten das Muster eines Mannes, der, sich selbst beherrschend, sich selbst besiegend, Sieger wurde über die Feinde, Bildner und Helfer seines Volkes — der Vater des Vaterlandes. Er hätte König werden können, der Gedanke lag nicht fern. Er wurde darum gebeten von den Offizieren der Armee gegen Ende des Unabhängigkeitskrieges, als diese von der Farce einer Regierung, dem Continental Congreß, das Hinschwinden dessen befürchten mußten, wofür sie gekämpft hatten. Washington wies dieses Ansinnen zurück. Er hatte für die Unabhängigkeit von England gekämpft, für den Republikanismus der Regierungsform seines Landes. Das große Experiment, ein Land von Amerikas Jugend und Reichtum, Größe und Struktur mit republikanischem Steuerwerk durch diese verworrene Welt zu lenken, verdankt Amerika, verdankt die Welt der selbstlosen Größe dieses Manes, der seinem Volk vertraute und den Chancen des Landes, die, indem sie jedem Fleißigen Besitz in Aussicht zu stellen erlaubten, das Volk konservativ erhalten mußten, seiner Meinung nach.

PAUL FECHTER

Rolltreppe des Lebens

Jakob Schaffner hat in einer Reihe von viel beachteten Aufsätzen und Ansprachen an die Jugend das alte Thema der Generationen wieder einmal aktuell gemacht. Er sprach als Mann von mehr als sechs Jahrzehnten zu den Jungen, die heute den Krieg tragen — die Jungen antworteten, und aus der Diskussion, die sich ergab, wurde wieder einmal die ganze Problematik sichtbar, die jeder Unterhaltung zwischen Menschen verschiedener Geburtszeiten das Unergiebige, Schwankende gibt, das nur selten eine wirkliche Berührung zuläßt oder gar fruchtbare Klarheit bringt. Man erlebte selten so deutlich, was Generationen trennt, sah selten so klar, wo die eigentlichen Schwierigkeiten des Zusammensehens oder gar Zusammenfühlens liegen.

Schaffner ging, um sich verständlich zu machen, mehr als einmal auf seine eigene Jugendzeit, seine Erfahrungen als Arbeiter, als Schuhmacher, als wandernder Geselle zurück. Das Gefühl, aus dem er das tat, war durchaus richtig, indem er auf die wesentlichste Unterschiedsphase der beiden Partner zurückgriff: die Antworten zeigten nur zu deutlich, daß diese Hinweise für die Jungen kein Gewicht haben und wohl nicht haben können. Sie halfen nur das Problem klar herausarbeiten und seine eigentlichen Quellen aufzeigen.

Warum stößt die Unterhaltung zwischen Menschen verschiedener Generationen auf so viel Widerstände und Schwierigkeiten? Nicht weil die einen alt und die anderen jung sind, die einen Erfahrungen haben und die anderen nicht — sondern weil sie an so verschiedene Stellen des Zeitablaufs hineingeboren wurden, daß ihre Wirklichkeiten nie zur Deckung zu bringen und nur mit sehr viel Mühe, und zwar von den Älteren aus, anzunähern sind.

Das Bild der Rolltreppe kennzeichnet die Situation im primitiven Umriß. Der Ältere ist früher aufgestiegen, gleitet bereits in der Mitte des Weges, sieht die Welt von halber Höhe, wenn der später Kommende auftritt. Sie fahren im gleichen Tempo, den gleichen Weg; jeder aber sieht die Welt von einem dem anderen fremden Blickpunkt aus. Der zurückschauende Ältere entsinnt sich, wie es da unten war, als er begann: der Jüngere sieht hinauf und wartet, auch dorthin zu kommen, erreicht aber den Älteren nie; denn wenn seine Stufe ebenfalls auf der Hälfte ist, ist der andere ganz oben, ja vielleicht schon von der bewegten Treppe abgetreten. Es gibt, vom Fahren aus gesehen, keine Annäherung, sie ist nur durch Steigen und Herabsteigen zu erreichen. Eigentlich sogar nur durch Herabsteigen.

Denn die Welt eines Menschen entsteht in seinen jungen Jahren, aus den Umwelten, die er in dieser Zeit durchschreitet, den Erlebnissen, die seine Seele in ihnen gewinnt. Der junge, beginnende Mensch wächst in eine Wirklichkeit aus Dingen und Ereignissen hinein, die mit den Tagen seines Bewußtwerdens beginnt — und von der Wirklichkeit des Älteren grundsätzlich getrennt ist. Denn der hat wohl als Älterer, in späteren Jahren, diese Wirklichkeit, die die erste des Jungen war, auch noch mitgelebt, aber als zweite oder dritte Wirklichkeit, nicht mehr als erste und entscheidende. Seine eigentliche Welt liegt vor dem Geburtspunkt des Jüngeren, ist für den gar nicht mehr Wirklichkeit, sondern Geschichte oder wie es ein junger Mensch einmal treffend ausdrückte: Konversationslexikon. Der Ältere spricht von Dingen, die er gelebt hat, der Jüngere, wenn er über ganz die gleichen Stoffe spricht, von Dingen, die er gelernt hat. Hier liegt der Hauptquell der Mißverständnisse, denn Gelerntes hat einen erheblich anderen Wirklichkeitsgrad als Gelebtes. Das früher Gelebte der Älteren hat zum größten Teil für die Jüngeren überhaupt keine Wirklichkeit mehr, gehört zu dem, was wohl geschieht, aber nicht Geschichte wird, sondern in dem großen Zwangsausleseprozeß durchfällt und vergessen wird. Was einzusehen für die Älteren nicht immer ganz leicht ist.

Ein Beispiel: das Verhältnis zu den jeweils aktuellen Literaturen. Für uns hieß die Moderne Hauptmann und Sudermann und wenig später Wedekind. Für die Generation, die ein Menschenalter später zur Welt kam, ist von diesen Gestalten nichts mehr aktuell, obwohl Gerhart Hauptmann noch lebt: er ist für sie nicht der Dichter der Einsamen Menschen, des Friedensfests und des Florian Geyer: die kennen sie nicht mehr, das ist Sache der Staatsbibliothek — für sie ist er der Verfasser des Hamlet in Wittenberg, des Lichtenstein und der Tochter

der Kathedrale, der Dichter von lauter Dingen, die wir Älteren stumm in den Hintergrund der Nebenwerke stellen. Die Wirklichkeit Hauptmann steht noch in beiden Welten, der alten wie der jungen: es ist nicht dieselbe Wirklichkeit, und was in der einen Hauptmann heißt, ist ganz etwas anderes, als was die andere so nennt.

Diese Wirklichkeit Hauptmann trifft auch auf zwei völlig verschieden angefüllte Räume. Bei den Älteren ist er mit Wedekind und Sudermann und Halbe, dem jungen George und dem jungen Rilke Zentrum und Mittelpunkt der entscheidenden Erfüllung — bei den Jüngeren ragt er nur mit einem Teilchen seines Wesens noch in einen von ganz anderen Gestalten erfüllten Raum. Da steht im Mittelpunkt Hitler und „Mein Kampf", von der Bühne her Eberhard Moeller, Hans Rehberg und Sigmund Graff, neben Josef Weinheber und Herbert Boehme — das Weltbild von der jetzt beginnenden Rolltreppenstufe sieht vollkommen anders aus, und von dem alten Gerhart Hauptmann hoch da droben winkt gerade noch eine weiße Locke herein, wofern er überhaupt noch aufgefaßt und nicht bereits völlig als Geschichte und Sache des Konversationslexikons angesehen wird. Die Jungen und die Älteren leben gleichzeitig — aber aus zwei völlig verschiedenen Zeitgefühlen. Nicht weil der eine jung und der andere alt ist, können sie sich schwer verständigen, sondern eben um dieser verschiedenen Zeiterfüllungsgefühle, die das nicht gleichzeitige Besteigen der Rolltreppe Leben bedingt. Nicht Jahre trennen, nicht Erfahrungen, die sind auszuschalten und ungefährlich zu machen. Was die Welten gegeneinander stellt, ist der verschiedene Inhalt, der sich automatisch aus der Benutzung der verschiedenen rollenden Stufen ergibt.

Ist damit die Fremdheit schicksalhaft und unvermeidlich? Wahrscheinlich und glücklicherweise, denn durch sie bekommt der Begriff Leben während einer bestimmten Epoche überhaupt erst seine Spannung und Reichhaltigkeit. Ist damit jede Annäherung ausgeschlossen und unmöglich? Nein — aber sie ist vom Lebendigen her nur möglich, wenn die Älteren die Mühe auf sich nehmen, sich wenigstens vorübergehend auf die Rolltreppenstufe der Späteren hinabzubegeben. Sie können das, denn sie sind in der glücklichen Lage, daß die Wirklichkeit, die den Weltbegriff der Jungen formte und erfüllte, für sie ebenfalls noch Wirklichkeit ist, wenn auch spätere, die darum nicht mehr auf eine noch freie Wohnung wie in jungen Jahren trifft, sondern auf eine schon dicht und vielfach besetzte. Sie haben die Möglichkeiten, die Gestalten, die die Welten der Jungen als Zentralfiguren erfüllen, ebenfalls noch als Gestalten des Lebens in ihre Welt hineinzunehmen und festzustellen, wie sie sich da ausnehmen und ob sie ähnlich unmittelbar wirken wie auf die Nachrückenden. Die Jüngeren haben diese Möglichkeit nicht — sie können die Erscheinungen, die die Welten der Älteren füllen, nie mehr als Gestalten zeitgenössischen Mitlebens, sondern nur noch aus der Geschichte, aus dem Konversationslexikon kennenlernen und zu sich hinübernehmen. Selbst das Frühwerk Gerhart Hauptmanns ist für die jungen Menschen von heute längst Geschichte — Papier, Gegenstand des Lernens, bestenfalls der berichtenden Erzählung Älterer.

Von hier aus allein kann wohl ein wirklich produktiver Versuch einer Verständigung zwischen den verschieden lange fahrenden Rolltreppengästen unserer Gegenwart unternommen werden — also von den Älteren aus. Er ist nicht ganz einfach und erinnert vertrackt an die nicht immer angenehmen Fortbildungskurse, die von Zeit zu Zeit für die Angehörigen wissenschaftlicher Berufe angesetzt werden, in denen sich gerade besondere Umwälzungen, Fortschritte, neue Erfahrungen ergeben haben. Es ist dem Menschen eingeboren, wenn er sein Studium absolviert,

seine Examina gemacht, womöglich einen Posten gefunden hat, sich dann für fertig anzusehen und die unbedingte Ruhe zu lieben. Aus dieser Ruhe müssen sich Ärzte und Physiker und viele Naturwissenschaftler immer wieder reißen lassen oder selber reißen: aus dieser Vorstellung des Fertigseins müssen gerade heute die Älteren heraustreten und versuchen, den Weltinhalt der Jüngeren an lebendigen Werten ebenfalls in sich aufzunehmen und dann von diesem gemeinsamen Besitz aus die Unterhaltung zu beginnen. Das ist nicht leicht und kostet Arbeit: es ist schon unbequem, auf der Rolltreppe sich umzuwenden und hinabzuschauen, statt nur nach vorwärts auf den Moment des eigenen Abtretens hinzuleben. Es ist aber genau so wichtig wie ein ärztlicher oder chemischer Fortbildungskursus — und genau so notwendig. Wer zwischen 1900 und 1910 Physik studiert hat, wird mit seiner Wissenschaft, so gründlich und solide sie damals war, heute nicht mehr auskommen: genau so wenig aber kommt er mit der Lebenserfüllung seines Weltbildes von damals heute noch aus. Für ihn ist sie noch Wirklichkeit und Leben, für die Jüngeren längst Historie und Lexikon, Papier, Sache des Lernens, nicht mehr des Lebens. Der Ältere ist von hier aus der Reichere und der Glücklichere: er hat die Möglichkeit des Hineingehens in die Welt der Jüngeren, ohne zum Papier, zur bloßen Geschichte gehen zu müssen: er braucht nur ein wenig von seinem alten Besitz beiseite zu räumen, um den Raum für seine neue Erfüllung mit Wirklichkeit von heute zu schaffen. Das ist weder Herablassung noch Herandrängen an fremde Welten: es ist ein durchaus natürliches Vorgehen — vorausgesetzt, daß der Ältere dazu noch die Fähigkeit des Lebens mitbringt. Besitzt er die, kann er sich noch auftun, wie Jakob Schaffner es in seinen Ansprachen tat, so wird er mit Erstaunen die Annäherung an die Gegenwart feststellen, die sich ergibt — und die Bereicherung, die zu empfangen er noch in der Lage ist. Die Jüngeren haben das Glück, die Stunde zu beherrschen, dran zu sein, wie Fontane sagt: die Älteren das mindestens ebenso große, vom Leben her teilnehmend mitzuleben. Das resignierte Wort des alten Attinghausen „Unter der Erde schon liegt meine Zeit — Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben" bekommt erst für die Gültigkeit, die nicht mehr die Energie besitzen, an den Fortbildungskursen des Lebens teilzunehmen.

RUDOLF PECHEL

Kurt Kluge

„Der Mensch kann sich ein Haus erbaun,
Die Straße baut ihm Gott."
„Der Herr Kortüm."

Nahe der Stätte, an der Kurt Kluge 1914 als feldgrauer Soldat bei Bezelaere südlich Langemarck schwer verwundet wurde, erlag er im August 1940 in der Fülle und Reife seiner schöpferischen Kraft einem Herzschlag, nachdem er wenige Tage vorher seinen jungen Sohn, der jetzt in Nachfolge des Vaters in der deutschen Wehrmacht steht, in einem Feldlazarett aufgesucht hatte. Wiederum schloß sich ein Kreis...

Nicht erschöpfte Möglichkeiten von verschwenderischem Reichtum, ungehobene Schätze und eine große Hoffnung sind uns mit ihm für immer verloren — ein ganzes Volk ist ärmer geworden, und für die Seinen und seine Freunde ermangelt die Welt noch mehr des Lichts.

Der zehrende Schmerz und die Fragen voll Auflehnung gegen das Schicksal wollen nicht verstummen — und man erkennt den Grund: man hat diesen Menschen einfach lieb gehabt, ohne in der törichten Scheu der Männer vor Gefühlsäußerungen es ihm ganz schlicht einmal gesagt zu haben. Es bleibt unfaßbar, daß man diesen Mann voll des lebendigsten Lebens nicht wiedersehen soll, mit dem es in guten und schweren Tagen nicht e i n e leere Stunde gab. Nicht wiedersehen soll seine hellen Augen, die hinter den Gläsern seiner Brille strahlten und aus denen Sonnenhaftes einen anrührte, nicht wiederhören soll sein herzhaftes Lachen, nicht wiedererleben die feine Musikalität seines Wesens, seine schöne Begeisterung, seine Freude am Leben und dessen guten Dingen, seinen herrlichen Eigensinn, nicht wieder sich bestätigen an seiner flammenden Empörung, die elementar im vertrauten Kreise hervorbrechen konnte, wenn von Unrecht, Gesinnungslosigkeit, menschlicher Unanständigkeit und Gemeinheit die Rede war, deren ganzes Ausmaß für möglich zu halten sein Gefühl sich noch weigerte, wenn seine klare Einsicht die häßliche Wirklichkeit schon bejahen mußte. Kurt Kluge, der Bildhauer und Dichter, war mit vielen Gaben begnadet, zu deren nicht geringsten ein sehr klarer und kritischer Verstand gehörte, in dessen Äußerungen so wundervoll seine reiche Phantasie und sein starkes Gefühl sich mildernd und dämpfend mischten. Er besaß eine erstaunliche Kenntnis von den großen und den kleinen Dingen, eine feine Bildung, die auf beste Ahnen zurückging, aber auch ein schweres Wissen um letzte unheimliche Zusammenhänge und magische Bindungen. Man hat Kluge wohl einen Humoristen genannt — nun ja, Wilhelm Raabe gilt ja manchen Armen im Geiste auch heute noch als ein solcher. Kurt Kluge aber hatte stärkere Verbindung mit dem Raabe des Schüdderump als mit dem Raabe des Dräumling. Auch er kannte den Normaldeutschen mit seinen greulichen Schwächen, aber auch die — nicht eben anziehende — Tüchtigkeit des Philisters. Durch das Lachen über ihn tönten immer wieder Schmerz und belustigter Zorn.

Der Drang zum Gestalten und Schaffen war so stark in ihm und langte nach so großen Dingen, daß man zuweilen meinen konnte — und er verneinte das nicht — daß das schaffende „Es" in ihm, ein Es von dämonischem Ausmaß, noch größer und stärker wäre als sein schaffendes Bewußtsein und allmählich erst seinen Träger hineinwachsen ließe in die ganze harte Größe seiner Mission. Der Dichter Kurt Kluge war wie ein Wunder ins wirkliche Weltwesen hineingestellt.

Nie läßt sich der Verlust seiner beglückenden menschlichen Wärme verschmerzen, seiner phrasenlosen Freundschaft, des grenzenlosen Reichtums seiner dichterischen Phantasie — und dabei war dieser Mann, der vor so vielen ausgezeichnet und vom Stigma des großen Künstlers gezeichnet war, bescheiden, freilich von einer stolzen Bescheidenheit im Bewußtsein eigenen Wertes und gegen die Banausen in allen künstlerischen Berufen und die menschlichen Lumpen von einem prachtvollen Hochmut, der dafür Formulierungen von grandioser Bosheit fand. Und dazwischen meldete sich immer wieder eine feine, kindhafte Einfachheit, der man gut sein mußte.

Seiner Erzählung „Nocturno" hat Kurt Kluge einen kurzen Abriß seines Lebens hinzugefügt, der zum Besten und ihm Liebsten gehört, das er schrieb. Hier

hat man den ganzen Menschen und den ganzen Künstler, wenn man nur richtig zu lesen versteht. Er war am 29. April 1886 in Leipzig geboren, gehörte aber mit stärkster eigener Bejahung der Mansfelder Landschaft an, der seine Ahnen entstammten. Als Stätten der Erde, die als Muttererde ihn an sich anlehnen ließen, nennt er selber den Ettersberg über Weimar, den Parnaß und das Land Mansfeld. Kluge arbeitete als junger Bildhauer in Leipzig, aus welcher Tätigkeit ihn der Weltkrieg riß. Schwer verwundet kehrte er zurück. 1921 wurde er an die Kunsthochschule Berlins berufen, um die Werkstatt für Erzplastik aufzubauen. Hier wirkte er bis zu seinem Tode; die Selbstdarstellung dieser Jahre, die er uns versprach, mußte er nun schuldig bleiben. Kurt Kluge war ein Meister seines Faches und wußte mehr von den Geheimnissen des Werkstoffes als die meisten andern, die sich mit dem Erz befassen. Auch dem Geheimnis der antiken Erzbildnerkunst war er näher gekommen als andere. Er hat die Quadriga auf dem Brandenburger Tor, das Reiterstandbild des Großen Königs unter den Linden, den bleiernen St. Michael in Bonn, den Sarkophag im Königsberger Schloß und die Figuren im Herrenhäuser Park wiederhergestellt, um die ein so dunkles Verhängnis webt, das vielleicht auch nach ihm gegriffen hat. Über seinen Dichtungen, mit denen er erst in reifen Jahren hervortrat, hat man die Werke des Bildhauers manchmal vergessen. Und doch tragen sie wie seine Bücher alle Merkmale eigenster und feinster Kunst, so die Büste von Arthur Nikisch wie die von Dehmel, das Denkmal des Alexanderregiments in der Hasenheide zu Berlin, der Schildkrötenbrunnen in Marburg, das Gedächnismal für die Gefallenen in der Pfarrkirche zu Güstrow und die lebensvolle Büste seiner tapferen Lebensgefährtin, um nur etwas von dem Reichtum zu nennen.

In der kleinen Selbstbiographie steht nach Aufzählung einiger weniger Werke seines plastischen Schaffens der Satz: „Bildhauerische Aufträge solcher Art habe ich dann (nach 1932) nicht mehr bekommen.“ Kurt Kluge hat auch keinen der zahllosen deutschen Dichterpreise erhalten ... Einmal war er nahe daran und schon zur Verteilung gerufen, aber erhalten hat er den Preis nicht. Nun — Kortüm-Kluge hat auf diese Komödie die bündigste Antwort erteilt: man lese das Kapitel „Das Landespreiskochen“ mit dem anschließenden Abschnitt im Herrn Kortüm nach. Sein Lohn bestand wie der Kortüms nicht im Vergänglichen, sondern in der Arbeit für — Unvergängliches, was freilich den Daseinskampf nicht eben erleichterte. Auch das Theater versagte gegenüber seinem dramatischen Werk. Er hat es denen, die ihn nicht kannten, schwer gemacht, ihn für sich zu reklamieren. Denn er paßte — wie Kortüm — in keine Kartothek, und kein Etikett konnte seinen inneren Besitz erschöpfen.

Der Herr Kortüm! Hier hat er eine Art Bibel des ewigen Deutschen geschaffen, die in jede Hand gehörte, die einem aufgeschlossenen Herzen gehorcht, ein Buch der Stärkung, des befreienden Lachens und eines nie versagenden Trostes, zu dem man in jeder Stunde greifen kann, um aus ihm die eigenen leeren Hände zu füllen und das eigene Herz stark zu machen für die schwere Sache, die wir Leben heißen.

Ob wir nun von seinen Büchern „Der Glockengießer Christoph Mahr“, „Die gefälschte Göttin“, „Der Nonnenstein“ zur Hand nehmen: überall ertönt in wundervollster Instrumentierung die große Symphonie von Kluges Kunst, wie sie in seinem letzten Buch „Die Zaubergeige“ und vor allem in der Trilogie „Der Herr Kortüm“ in letzter, fast wehmütiger Reife erklingt. Auf seinem Psalter fehlte kein Ton, denn Kurt Kluge kannte und liebte das Leben und das arme

menschliche Herz — das Leben, diesen endlosen Zug mit Kränzen und Grabreden links, Geburtstagswünschen und Blumensträußen rechts. Er wußte von der höheren Wirklichkeit des zweiten Lebens, wußte, daß, solange Menschen die Erde bevölkern, jeder Unsinn seinen Sinn hat, wußte von dem Kinde, das sich in jedem von uns fürchtet und einsam weint, wenn die Lebensangst kommt, wußte aber auch von der wortlosen Tapferkeit, mit der man immer nur in sich selbst seine Siege erringt und seine Niederlagen trägt. Er wußte, daß man Esel in Gang setzen muß, um selbst leben zu können — wenn er freilich diese Kunst zum eigenen Vorteil zu üben nicht verstand. Er wußte von den grotesken Nebensachen, die doch ein ganzes Leben nun einmal ausmachen, wie aus einer mildblökenden Alltäglichkeit plötzlich ein reißender Leopard wird, der den Menschen zu verschlingen droht. Er kannte das unlösliche Nebeneinander des Erhabensten und des Skurrilsten, und er besaß das Lachen des „Trotzdem" und wußte, daß am rechtzeitigen Lachen das Leben hängt. Er schied zwischen dem Masken-Leben und dem Leben-Leben, er kannte den Gong des bösen Gewissens, er verstand die feine Kunst, mit der Seele zu hören, und vernahm mit empfindlicher Antenne das Jubeln, das Glück, das Weh und das tiefste Leid des menschlichen Herzens. Er wußte auch um die letzte und tiefste Bindung des Mannes: die Bindung an die Frau, die selbst ihr Wesen und ihr Geheimnis erkannte, immer das Ganze als Ganzes zu sehen und als Ganzes zu belassen, das die törichten Männer immer wieder in Teile zu zersehen sich bemühen. Er kannte das letzte Geheimnis des Lebens und Schaffens: „Was aus sich selber lebt, erlebt bewegend." So steht's im Herrn Kortüm. Er hatte erkannt, daß das Leben doch nur ein Urlaub vom Tode ist, dessen Frist man vielleicht, wie sein Geiger Andreas, verlängern kann — sogar für lange Zeit, wenn nämlich Liebe und Güte sich melden — der aber einmal doch abläuft. Arm in Arm mit dem Tode gewinnt man erst die tapfere Haltung zum Leben. Er wußte um die einzig sichere Unterkunft in der Not, um die Gnade des Ewigen Lichts.

Das verschwenderische Spenden alles dessen ist nun mit ihm uns für immer genommen, aber das Geschenk seines Lebens und seines Schaffens ist so groß und so reich, daß wir dem Toten für immer in Liebe zu tiefstem Danke verpflichtet bleiben.

Die „Deutsche Rundschau" ist stolz darauf, daß sie auf ihren Blättern so viele der wesenhaften Stücke von Kluges dichterischem und schriftstellerischem Schaffen zum erstenmal veröffentlichen konnte, von Kurt Kluge, dem deutschen Dichter, der zu den ganz wenigen gehörte, die auch außerhalb der Reichsgrenzen durch ihre Persönlichkeit und mit ihren Werken als berufene Sendboten des wahren deutschen Geistes wirkten.

Im Leben des Herrn Kortüm walteten nach dem Willen seines Schöpfers überall tiefe und sonderbare Beziehungen, Geheimnis und Magie. Auch im Leben Kurt Kluges. Wie könnte es bei seinem Tode anders gewesen sein?

Als die Trauerkunde von Kurt Kluges plötzlichem Tode kam, schrieb einer der feinsinnigsten deutschen Gelehrten, um seine bedrängte Brust zu entlasten, da er den Zugang zu Kluges Angehörigen nicht hatte, an den Herausgeber dieser Zeitschrift. In diesem Briefe steht der Satz: „Hätte ich unter Astronomen nur einmal einen mit heiter aufgeschlossenen Sinnen gefunden, ich bearbeitete ihn, den nächsten aufzufindenden Planeten mit Kluges Namen zu taufen, auf daß auch dieser ewige und große Deutsche mit seinem Bruder Kortüm im Weltsystem die rechte Stelle fände . . ."

Wo ist dieser Astronom?

Bei der letzten Unterhaltung, die ich an einem wunderschönen, aufgeschlossenen Tage wenige Wochen vor seinem Tode mit Kurt Kluge in meiner Wohnung hatte, fragte ich ihn nach Kortüm. Eins der letzten Worte Kluges an mich war die Antwort auf diese Frage: „Sie können ganz sicher sein, er kommt wieder."

Nun ist er doch für immer fortgegangen...

ICH BETTE MICH FEST AN DIE ERDBRUST
ICH DECKE MICH ZU MIT DER NACHT
ICH ZIEHE DIE STERNE BIS ANS KINN
UND ES STÄUBEN UM MEINE STIRNE
DIE ZERFALLENEN GEBEINE
DER ÄLTEREN WELT
ABER TIEF AUS DEM ERDBALL
HAUCHT DIE WÄRME DES CHAOS
NEU HERAUF
IN MEIN GEBÄRENDES BLUT

Kurt Kluge

FRIEDRICH SEEBASS

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling

Zum 200. Geburtstag am 12. September 1940

Im Sommer 1740 wurden drei deutsche Männer geboren, die, ähnlich wie der etwas spätere Johann Caspar Lavater in der Schweiz, von ihrer echt christlichen Glaubensgrundlage ausgehend den Kampf gegen die damals herrschende entartete Aufklärung wie gegen die Französische Revolution und ihre verheerenden sittlichen Folgen mit Mut und Erfolg aufnahmen: der Elsässer Johann Friedrich Oberlin, der Niedersachse Matthias Claudius, der Rheinfranke Johann

Heinrich Jung gen. Stilling. Sie haben sich die größten Verdienste um die religiöse Wiedergeburt und die daraus erwachsene innere Unabhängigkeit des deutschen Volkes vom Joche der französischen Einflüsse und namentlich des völkerknechtenden Napoleon erworben und im Geistesleben ihrer Zeit eine Rolle gespielt, die heute kaum mehr richtig eingeschätzt wird. Von ihnen allen ist Jung-Stilling hinsichtlich seiner inneren und äußeren Schicksale der merkwürdigste, hinsichtlich seiner unzähligen Schriften der wirkungsreichste, da sie in Königspalästen und Bürgerhäusern so gut wie in Arbeiterhütten gelesen, nein verschlungen wurden; ja „das Heimweh", das in fast alle europäischen Sprachen übersetzt war, führte selbst in Asien und Amerika zur Gründung begeisterter „Stilling-Gemeinden". Zwar hielten sie im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts mehr in den unteren Volkskreisen und bei den „Stillen im Lande" sein Andenken wach, während vielfach noch bezeichnende Anekdoten von diesem merkwürdigen Manne umgingen; aber erst ein Nietzsche mußte viele Gebildete daran erinnern, daß dessen Jugendgeschichte zur schönsten und bleibendsten Prosa in deutscher Sprache gehört, indem er Jung-Stillings Namen neben die von Goethe, Lichtenberg, Stifter und Gottfried Keller stellte. Seitdem wurden in häufigen Ausgaben seine unvergängliche Jugendgeschichte, die Jünglingsjahre und Wanderschaft, sogar die heute kaum noch genießbaren Romane: das Heimweh und Theobald gedruckt; ja, die starke okkulte Modeströmung der Nachkriegsjahre führte zu wiederholten Neudrucken seiner Szenen aus dem Geisterreiche wie seiner Theorie der Geisterkunde.

Von alledem wird nur die Selbstbiographie ihren dauernden Wert behalten, da sie im besten Sinne dichterische, oft tief ergreifende Wahrheit gibt über das Werden und Wachsen einer bedeutenden Persönlichkeit, die, alles andere als einseitig, ein langes fruchtbares Leben als Wissenschaftler, als Arzt, als Volkserzieher den Deutschen widmete. Goethe erfaßte als Straßburger Student sofort die unvergleichliche Eigenart dieses besonderen Autodidakten, dessen Weg aus der Köhlerhütte im Nassauer Lande über den Schneider- und Schullehrerberuf nach langen, schweren, seltsamen Schicksalen mit 30 Jahren an die dortige Universität geführt hatte, wo er Medizin studierte. Die Charakterschilderung des lebenslänglichen älteren Freundes, die er an mehreren ausführlichen Stellen in Dichtung und Wahrheit gibt, ist in treffender Klarheit und warmherzigem Verständnis ein Meisterwerk, so ferne Goethe selbst auch dem tragenden Lebensgrunde Stillings stand: „Wenn man ihn näher kennenlernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüte ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüt entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen, und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Tätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von da her fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Not von jedem Übel augenscheinlich bestätigte."

Nur hin und wieder läßt uns Stillings eigene Lebensbeschreibung in die heftigen inneren Kämpfe und Nöte um diese zunächst anerzogene, dann selbsteigene lautere Frömmigkeit hineinschauen; aber aus anderen Quellen wissen wir, daß er bis zur tiefen Schwermut, ja bis zur völligen Verzweiflung um die Behauptung seines Gottesglaubens gegen die Einsicht seiner Vernunft in die unentrinn-

bare Schicksalsbestimmtheit rang. Aus diesem Determinismus, „dem größten Despoten der Menschheit, der jeden Keim zum Guten und jedes Vertrauen auf Gott im Keime erstickt“, half ihm seine eindringende Beschäftigung mit Kants Kritiken. Voll überschwenglicher Begeisterung dankte er als reifer Mann und angesehener Professor der Kameralwissenschaft in Marburg in einem Schreiben vom 1. März 1789 in erschütternder Offenheit dem Königsberger Philosophen für seine Befreiung vom ausweglosen Fatalismus und von seinen Zweifeln an den christlichen Wahrheiten und bat ihn ferner um Mitteilung seiner Gedanken von einem wahren und reinen Sinn der Gesetzgebung. Kant antwortete freundlich und ausführlich: „Sie sehen, teuerster Mann, alle Untersuchungen, die die Bestimmung des Menschen angehen, mit einem Interesse an, das Ihrer Denkungsart Ehre macht ... Sie tun auch daran sehr wohl, daß Sie die letzte Befriedigung Ihres nach einem sicheren Grunde der Lehre und der Hoffnung strebenden Gemütes im Evangelio suchen, diesem unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit, mit welchem nicht allein eine ihre Spekulation vollendende Vernunft zusammentrifft, sondern daher sie auch ein neues Licht in Ansehung dessen bekömmt, was, wenn sie gleich ihr ganzes Feld durchmessen hat, ihr noch immer dunkel bleibt, und wovon sie doch Belehrung bedarf.“

Auf Grund der im Entwurf erhaltenen ausführlichen Leitgedanken Kants hat Stilling dann, nachdem er sich schon vorher durch eine Reihe Lehrbücher der Polizei-, Forst-, Finanzwissenschaft verdient gemacht hatte, seine systematische Grundlehre der Staatswissenschaft aufgebaut, die 1791 erschien; erst vor wenigen Jahren wurde nachgewiesen, daß dieser Versuch, die Kantsche Metaphysik der Gesetzgebung für die Wirklichkeit zu bearbeiten, von tatsächlicher Bedeutung gewesen ist.

Jedoch nicht auf diesem theoretischen Gebiet lag Stillings eigentliche Bestimmung, sondern in seinem Wirken für das leibliche und sittliche Wohl seiner Mitmenschen. Es ist bekannt, daß seine ärztliche Kunst, für die er nie Geld forderte, über 2000 Starkranken das Augenlicht wiedergegeben hat; außerdem hat er unzähligen Augenleidenden geholfen, die zu ihm strömten oder zu denen er durch ganz Deutschland und die Schweiz reiste. Ferner suchte er, hierin ganz den wahrhaft guten Ideen der echten Aufklärung verbunden, praktisch dem Bauernstand zu helfen, indem er für passende volkserzieherische Lektüre sorgte durch seine Monatsschrift „Der Volkslehrer“, die mit dem Wandsbecker Boten und dem späteren Schatzkästlein eines rheinischen Hausfreundes in Absicht und Haltung vergleichbar, dennoch mehr die brauchbare Anwendung seiner wissenschaftlichen Arbeit brachte, z. B. Aufsätze über Hanf- und Flachsbau, Tabakkultur und Holzzucht; physikalische Erklärungen von der Natur der stofflichen Elemente und Minerale mit Rücksicht auf die landwirtschaftlichen Bedürfnisse; endlich praktische Regeln für Vieh und Feld, für Haus und Hof. Daneben steht schon hier der Kampf gegen Unsittlichkeit und Aberglauben mit derben Beispielen und deutlichen Winken, auch predigt er immer wieder Barmherzigkeit gegen die Tiere, was damals sehr vonnöten war. Immer ist die Zeitschrift in einer natürlichen Erzählungs- und Vortragsweise gehalten, die weithin ihr Ziel der Belehrung und Aufklärung erreichte. Auch die mancherlei Geschichten und Gedichte treffen meist gut den rechten Volkston, wenn sie auch nicht auf der literarischen Höhe eines Claudius oder Hebel stehen. Immerhin gelingt ihm hier und da ein Vers, wie der schöne folgende:

Dunkelgrün ist nun der Wald,
weiß sind unsre Saaten,
alle Früchte reifen bald
und sind wohlgeraten.
Auch der Nachtigallen Sang
hat schon lang geschwiegen,
und der Herbst mit leisem Gang
kommt herangestiegen.

Durch eine weitere Zeitschrift „Der graue Mann", die er von 1795 bis 1816, kurz vor seinem Tode, herausgab, um nunmehr in religiösem Sinne gegen den Unglauben aufzutreten, verscherzte er sich das Vertrauen seines Landesherrn, des Kurfürsten von Hessen-Kassel, so daß er seine Professur niederlegte, wozu er sich auch gedrungen fühlte, weil seine wissenschaftlichen Ansichten den modernen revolutionären Ideen schnurstracks entgegengesetzt waren und immer stärker bei ihm selbst das Bewußtsein seiner christlichen Sendung durchbrach. Nun gewann er im Großherzog Karl Friedrich von Baden einen aufrichtigen Gönner und Freund, der ihm für die letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens die Möglichkeit gab, ohne amtliche Verpflichtungen seiner schriftstellerischen Wirksamkeit zu leben, die nun in Zeitschriften, Aufsätzen, Romanen, Erzählungen, theologisch-theosophischen Werken und namentlich in einem unübersehbar großen Briefwechsel zur vollen Entfaltung kam.

So wenig es angeht, Fichtes Vorlesungen, die er 1804/5 über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters hielt, dem er vollendete Sündhaftigkeit, Willkür und Selbstsucht vorwarf, vom rein philosophischen Standpunkt aus zu würdigen, so wenig ein Ernst Moritz Arndt in seinem leidenschaftglühenden „Geist der Zeit" und in seinen patriotischen Flugschriften als Professor der Geschichte spricht, ebensowenig darf man an die Stillingsche Zeitschrift und Romane den rein ästhetischen Maßstab anlegen, um sie dann als tendenziöse Propaganda niederster Sorte abzutun. Nur auf dem düsteren Hintergrunde der furchtbaren Zeitläufte mit ihren blutigen Revolutionsgreueln und ihren allerschütternden napoleonischen Umwälzungen läßt sich auch diese ungewöhnlich erfolgreiche literarische Tätigkeit Stillings richtig verstehen. „Wir sehen unseren Weg rötlich schimmern von Blut, verheerte Städte und ein großes Leichenfeld stellen sich unseren rotgeweinten Augen dar." Ist es ein Wunder, daß ihn angesichts der Kriege, Seuchen, Hungersnöte häufig apokalyptische Stimmungen anwandelten und daß er die damals naheliegenden Kunstgriffe von geheimnisreicher Allegorie und dunklen Anspielungen benutzte, um als „grauer Mann", d. h. als Bußprediger die schlafenden Gewissen zu wecken und ein künftiges Gottesgericht für die sittliche Zügellosigkeit seiner Zeitgenossen zu verkünden?

Aus persönlicher Erfahrung kennt er die Gefahren der Freimaurerei mit ihrer revolutionären Grundeinstellung und ihren Verbindungen mit Frankreich; daher bekämpft er sie mit ihren eigenen Mitteln. In Napoleon sieht er zunächst mit den besten Deutschen seiner Tage den Befreier und Ordnungsstifter nach unsäglichen Wirren, um ihn bald als Züchtigungs- und Strafwerkzeug der Vorsehung zu betrachten, das als böse Kraft doch das Gute der Sammlung aller Patrioten schafft. Voltaire ist der Hauptgegner mit seinem höhnenden Witzeln über das Christentum; Rousseaus Anschauung, daß der Mensch von Natur gut sei, wird widerlegt. Seine dauernde Kampfstellung gilt dem nüchternen Rationalismus mit seiner zersetzenden Bibelkritik einerseits, andererseits dem falschen und heuch-

lerischen Christentum mit seiner Zersplitterung und Splitterrichterei. In die Zukunft weisend und anziehend berührt seine aufrichtig ökumenische Haltung gegenüber den verschiedenen Konfessionen, und bezeichnend ist seine Antwort auf die Frage des ihm nahestehenden Alexander I. von Rußland: welche Religion er für die rechte halte? „Unter allen Religionsparteien diejenige, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet."

Im Mittelpunkt aller Gedanken seiner späteren Jahre steht das Herannahen des Reiches Gottes auf Erden, und so mahnt er mit immer wiederholtem ceterum censeo, festzuhalten an Christus und seiner Offenbarung. Er selbst steht am Ende seines Lebens da als eine wahrhafte Patriarchengestalt, die Ehrfurcht gebietet und Liebe einflößt. Gewiß – es ist leicht, wie wir es bei Albrecht Ritschl sehen, dem haßerfüllten theologischen Gegner des Pietismus, auf Grund der von Stilling selbst in seinen Schriften offen zugegebenen Schwächen und Fehler ein schiefes Bild dieses merkwürdigen Mannes zu entwerfen, der in seinem prophetischen Eifer und in seinem rastlosen Betätigungstrieb oft zu sonderbaren Mitteln griff und auf theologischem, literarischem und okkultem Gebiete die Grenzen seiner Begabung deutlich erkennen läßt; aber nur unreife Menschenkenntnis und ein völlig verbogenes Urteil konnten die Behauptung aufstellen, Stillings unablässiger Dienst am Nächsten sei kein reines Opfer gewesen, sondern Egoismus und Eitelkeit lägen zugrunde, etwa wenn er einmal von sich selbst sagte: er sei keine von den Personen, an denen die Menschen gleichgültig vorübergehen könnten, man müsse ihn entweder lieben oder hassen.

Die einfache klare Tatsache ist, daß Stilling eine reine und wahre Lichtnatur war, deren Schattenseiten an seinem Lebensabend immer mehr zurücktraten; daß er als Arzt und Seelsorger eine selbstlose, überaus gesegnete Tätigkeit entfaltete und mit seiner Freundschaft den Besten seiner Zeit genuggetan hat. Mit Goethe, der ihn aus langem, persönlichem Umgange kannte, sind auch wir überzeugt, daß „Redlichkeit seiner Seele, Zuverläßigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht ihm ein allgemeines Zutrauen bewirkten ... seine Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hilfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidene Zuversicht einflößen."

Rundschau

Geduld mit Gott? Wenn man es versucht, sich in die derzeitige psychologische Lage unserer Gegner, der besiegten, wie auch der anderen, deren Schicksal noch nicht entschieden ist, hineinzudenken, so muß drüben die Krise des Geistes, der Welt- und Lebensinterpretation beinahe noch schwieriger als die bloße Existenzkrise im Gefolge des bisherigen politisch-militärischen Schicksals sein. Wieweit auch Überheblichkeit, Pharisäismus, bloßes Lippenbekenntnis zur Religion im Allgemeinen, zum Christentum im Besonderen im Spiele gewesen sein mögen, sicher ist, daß unsere Gegner des Glaubens gewesen sind, in diesen Krieg mit einer besseren moralisch-metaphysischen Aufrüstung hineingegangen zu sein. Man hat die Worte Chamberlains noch in den Ohren: „Ich bin ein Mann des Friedens bis

auf den Grund meiner Seele". Worte, die mit ihrer persönlichen Ehrlichkeit um so besser die überpersönlichen Verhältnisse und Gewichtsverteilungen von Schuld und Unschuld an diesem Kriege verdecken konnten. Unsere Gegner mögen im Bereich der Tatsünden bei genauerer Kasuistik leidlich abschneiden; gerade sie als die Intellektuelleren und Schildhalter des Christentums hätten aber von Unterlassungssünden ebenso gut wissen müssen. Ja, man kann sagen, daß sie bei aller herausgestellten „Waschung in Unschuld" doch ein heimliches Bewußtsein von den wirklichen Verhältnissen gehabt haben müssen. Die eigentümliche Lethargie, mit der sie den Krieg auf sich zukommen ließen, ist einerseits daraus erklärlich, daß sie ihn metaphysisch, in den Karten des Schicksals, schon gewonnen glaubten und sich gar nicht vorstellen konnten, wie Gott eine Sache im Stich lassen könne, die ihnen im Grunde ja nicht die Sache von Menschen, sondern eben Gottes selber zu sein schien. Andererseits beließ ihnen ihre Position des anfangenden Nicht-anfangenwollens gar keine Möglichkeit, das Schicksal zu führen. Man hatte drüben bei allem ultra-intelligenten Vorsprung an Reflexionen und bei aller vorzeitigen religiösen Assekuranz gegen das mögliche, immer undurchschaubare Schicksal eben doch – um es in theologischen Begriffen auszudrücken – auf einem immanenten, nicht auf einem transzendenten Gottesbegriff aufgebaut. Von Gott einen „Eingriff" für die sogenannte Sache der Guten, der Gerechten und Gläubigen erwarten (von Gott selber oder auch von der Vierge immaculée, wie es ein im übrigen zu Herzen gehendes „Prière pour la France", das man als Flugblatt bei französischen Soldaten finden konnte, zeigte), heißt ja im Grunde ihn seiner Allmacht entkleiden und selber in metaphysische Besorgnis bringen wollen, als ob die Dinge, die Welt und Geschichte aus ihm „herausfallen" könnten. Und wenn der gelehrte Theologe Lord Halifax sogar noch bis in die jüngste Zeit mit der lapidaren und bequemen Aufteilung der Mächte dieses Krieges in die weißen, christlichen und die schwarzen, antichristlichen arbeiten zu können glaubt, so verrät sich auch hierin mehr der Geist des kosmischen Schachspieles der Perser und ihrer beiden Gottheiten Ormuzd und Ahriman als der des einen, übergreifenden Christengottes. – Auf seiten der deutschen Propaganda ist dieser Krieg, der ja in jedem Falle einer umfassenden Interpretation bedurfte und nicht aus seiner causa efficiens erklärt werden kann, im Gegensatz zu unseren Feinden nur mit biologischen, soziologischen, allenfalls geschichtsmetaphysischen, aber nicht mit religiösen Motiven unterbaut worden. Man hat das Recht der Jugend und Besitzlosigkeit gegen die Stagnation des Alters und den viel belasteten Kapitalismus aufgestellt und eine Metaphysik der Geschichte propagiert, nach der die Güter der Welt wie Wanderpokale von den einen zu den anderen Völkern übergehen und jeweils in die Hände der Besten, d. h. Stärksten gehören. Eine solche Spekulation hat es gerade darum, weil sie weniger tief ins Absolute reicht, nicht nötig, für ihre Sache unmittelbar den dreieinigen Gott zu zitieren. Folgt ihr der sichtbare Erfolg, so bleiben ihr vollends komplizierte kasuistische Überlegungen erspart, mit denen unsere Gegenseite nun im Augenblick das zerrissene Netz ihres Weltbildes und ihrer Geschichtsauffassung, um überhaupt leben und geistig da sein zu können, zurechtflicken muß. Hier ist nun die Übergangsformel, die der menschlichen Seele die Brücke von der augenblicklichen „trüben Situation" in ein neues Leben (und Leben will man ja, wenn es nicht gerade bis zum äußersten kam) bietet, in Begriff und Haltung der Geduld zu suchen. „Gottes Mühlen mahlen langsam ... die Wege des Herrn sind unerforschlich ...", und wie die Sprüche sonst heißen, die sich in solcher Zwischenlage im Bewußtsein einstellen und die Pro-

blematik eines ersten ernsten Zweifels an Gott bei prolongiertem Vertrauen charakterisieren. Wir hören im Geiste die unzählbaren Gedanken dieser Art, die in der letzten Zeit von allen denen, denen die Entwicklung der Dinge feindlich verlaufen ist, gen Himmel gestiegen sein mögen. Wir „hören" sie, müssen aber, selbst vom religiösen und theologischen Standpunkte aus, weiterhin negativ glossiren: ist nicht auch diese „Geduld mit Gott", zu der man sich mühsam hindurchringt, immer noch weit von Hiobs Mut zur Verzweiflung an Gott entfernt als eine recht unverbindliche, demütig-ängstliche Anmaßung, die die alten Verteidigungslinien des Bewußtseins halten möchte? Wir sind nicht dazu da, unseren Feinden und denen, die sich mit ihren Gedanken in ähnlicher Lage befinden, den Ausweg aus dieser zwiespältigen, halbentschiedenen Situation der „Geduld" anzudeuten. Außerdem wäre eine gedankliche Durchleuchtung ja auch noch keine existentielle Verwirklichung. Soviel läßt sich aber sagen, daß mit der Haltung der „Geduld" vor Gott auch noch keine Wendung eingetreten ist. Geduld mit Gott heißt hier nur Geduld, auf eine endliche Verwirklichung einer abstrakten Weltinterpretation warten, wie sie in der Realität niemals eintreten wird. Diese Geduld wird in jedem Falle enttäuscht werden. Ihre Haltung, die die Gnade umkehren, die metaphysischen Gewichte von Menschengeist und Weltgeist vertauschen möchte, bleibt immer nur eine Übergangs- und Rückzugshaltung, welche die totale Wiedergeburt aus der wirklichen Negation einer alten Logik, eines alten Lebens und seiner Vorstellungen nur verzögert.

Das Jubiläum eines Deutschen in USA. Wilhelm Rittinghausen, der 1644 in Mühlheim an der Ruhr, damals zum Herzogtum Berg gehörig, geboren wurde, wanderte 1688 von Arnhem in Holland nach den Vereinigten Staaten aus und gründete 1690 die erste papierherstellende Firma in Amerika mit dem berühmten Drucker William Bradford, Samuel Carpenter, Robert Turner und Thomas Tresse. Seine erste Papiermühle wurde durch Hochwasser im Jahre 1700 zerstört, aber sofort wieder aufgebaut mit unmittelbarer Hilfe des berühmten Grundherrn von Pennsylvania, William Penn. Sie blieb bis 1890 im Besitz der Familie Rittenhouse, wie sich Wilhelm Rittinghausen unter Anglisierung seines Namens drüben nannte, und ging dann in den Besitz der Stadt Philadelphia über. Rittenhouse hat neben dieser Pioniertat sich auch sonst große Verdienste um seine neue Heimat erworben und spielte im öffentlichen Leben eine bedeutsame Rolle. Er wurde der erste minister der Mennoniten in den Staaten und 1707, wenige Monate vor seinem Tode am 18. Februar 1708, der erste Bischof der Amerikanischen Mennonitenkirche. Seine Begabung und Tatkraft vererbte er an eine zahlreiche Nachkommenschaft, die sich über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitete und überall in öffentlichen Ehrenämtern wie im privaten Leben, würdig ihres bedeutenden deutschen Ahnen, sich auszeichnete. Daß der historische Sinn, dessen Wachsen man in den Vereinigten Staaten deutlich beobachten kann, kräftig am Werke ist, beweist die Ehrung, die dem Begründer der amerikanischen Papierindustrie zum 250. Jahrestage der Aufstellung der ersten Papiermühle zuteil wurde. Am 1. Juli dieses Jahres fand eine eindrucksvolle Gedenkfeier unter dem Protektorat der National Genealogical Society in Washington, des American Institute of Graphic Arts in New York und des 250th Anniversary Committee of Roxborough-Manayunk-Wissahickon, Philadelphia, sowie der Papierindustrie statt. Es wurde eine Gedenkrede gehalten von Herbert S. Foster, dem leitenden Direktor der Mead Cor-

poration, die durch ihre Tochterfirma, die Dill & Collins Paper Company, eine unmittelbare Verbindung zu Rittenhouses alter Firma hat, und der Generalsekretär der National Genealogical Society, Milton Rubincam, verlas Glückwunschadressen, der honorary chairman war H. H. Hanson, Präsident der großen Papierfirma W. C. Hamilton & Sons. Besonders bemerkenswert war, daß die Feier in Paper Mill Run auf dem Platze der ersten Papiermühle stattfand und den Teilnehmern die Herstellung von Papier genau nach den alten Methoden vorgeführt wurde, die Rittenhouse angewandt hatte. Viele seiner Nachkommen nahmen an der Feier teil. Die Bibliothek des Kongresses in Washington veranstaltet aus Anlaß des Jubiläums eine Gedächtnisausstellung für Rittenhouse, die die Entwicklung der Papierherstellung in den letzten 250 Jahren deutlich macht.

Die Straße nach Taschkent. Der Herr Kortüm unseres Kurt Kluge baute sich sein Haus an der alten Straße des Reiches, die von Frankfurt durch Thüringen über Leipzig schnurstracks nach Breslau in den nahen und fernsten Osten führte, in den deutscher Wagemut vorstieß. Mit seiner visionären Kraft hat Kluge das Geheimnis dieser Straße erfühlt, die wie jede echte Reichsstraße nicht nur den Verkehr im Lande selber vermittelt, sondern immer an und über die Grenzen leiten muß. Diese Straße, die, der späteren geschichtlichen Entwicklung folgend, von Leipzig ihren Hauptarm nach Berlin umbog, nimmt ihren Ursprung in der alten Kaiserpfalz Frankfurt am Main. Sie führte über Offenbach, Hanau, Gelnhausen, Schlüchtern, Fulda, Hünfeld, Vacha, Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar, Auerstedt, Kösen, Naumburg nach Leipzig und ging dann weiter bis Breslau, während der neue Arm, der später ein Hauptarm wurde, über Wittenberg nach Berlin zielte. Um diese Straße ist Geheimnis und Magie. Auf ihr zog Kriegsvolk immer wieder durch deutsche Lande, Deutsche gegen Deutsche und Deutsche gegen Fremde. Sie hörte in der wechselvollen deutschen Geschichte immer wieder Schwertgeklirr und Kanonendonner. Aber sie war auch die Straße der Auseinandersetzung der Konfessionen, sie war auch die Straße des Buches, als von Mainz über Frankfurt die neue Schwarze Kunst schnell bis Erfurt, Leipzig und Wittenberg vorstieß. Sie ist auch die Straße der deutschen Musik gewesen: Schütz, Schein und Scheidt, Händel, Bach und sein Sohn Philipp Emanuel sind mit ihr verbunden, und auf der Wartburg fand das Sängerfest der Minnesänger statt. An ihrem Ausgangspunkt wurde Goethe geboren, sie berührt Pflegestätten edelsten deutschen Geistes zu allen Zeiten und ist so schlechthin eine Straße deutscher Bildung überhaupt gewesen, die immer den erstmals vom Handel gebahnten Wegen nachfolgte. Geschaffen haben sie Menschen aus sehr praktischen Bedürfnissen heraus, bald aber gewann sie ein Eigenleben: aus den Bewegungskräften ihrer Zeit heraus gingen die Menschen an ihren Bau, sie wurde selbständig und mit folgerichtigerer Vernunft als die Menschen bewahrte sie den ursprünglichen Sinn und zwang spätere Generationen zurück zu den Grundgesetzen ewiger Bestimmung des eigenen Volkes. Wer ihre Sprache versteht, hört auch ihren warnenden Ruf. Ihn hat Edwin Redslob vernommen, der in seinem Buche „Des Reiches Straße" (Leipzig, Philipp Reclam jun., 189 Abbildungen nach alten Vorlagen. RM 12,50) ihre Geschichte geschrieben und ihrem Sinn die tiefe Deutung gab. Man lernt aus diesem Buche mehr Geschichte und Kulturgeschichte unseres Volkes als aus dicken Wälzern, um so mehr als Edwin Redslob nicht nur über ein umfassendes Wissen und feine kulturelle Bildung, sondern auch über die Anmut des Erzählens verfügt.

Nomina non omina. Als das Wort seinen Sinn noch nicht verloren hatte und der Glaube an die bannende, unheimliche Kraft des richtigen Namens noch lebendig war, bedeutete die Namengebung an ein Neugeborenes eine verantwortungs- und sinnvolle Handlung, weil durch die Kraft des Wortes die Eigenschaften seines Inhaltes an seinen Träger gebannt wurden. Damals war der Name kein angeheftetes Etikett, sondern er drang wie eine magische Salbe, außen aufgestrichen, bis zum Kern ein, wurde Seele und bestimmte den Charakter und damit den Lebenslauf, unausweichlich wie das Sternengesetz. Das war zu den Zeiten, als auch der Dümmste noch fühlte, daß die intuitive Schau magischer Einstellung jedem nur intellektuellen Wissen überlegen war. Man ging vorsichtig um mit den Namen, weil die Kenntnis des wahren Namens in Urzeiten Gewalt über den Träger des Namens gab, wie es im Märchen von Rumpelstilzchen so wundervoll festgehalten ist. Die Wilden fraßen ihren getöteten Feind, um die in ihm lebendig gewesenen Kräfte auf sich zu übertragen. Da gesittete Leute den Mann nicht fressen können, nimmt man ihm wenigstens den Namen. So gab man Kindern den Namen großer Männer und von Freunde, wie noch heute in angelsächsischen Ländern die Eigennamen anderer als Vornamen gebraucht werden zum Zeichen der Verbundenheit, aber auch als anspornende Verpflichtung und Kraftquelle. Freilich manche Namen wurden durch ihren Träger ein für allemal ausgetilgt: es gibt nur e i n e n Kain, nur e i n e n Judas, nur e i n e n Ephialtes, nur e i n e n Herostratos. Wir kennen Namensseuchen, so in der Wagnerzeit die vielen Siegfrieds, Isoldes und andere Namen, die zu ihren Trägern paßten wie der Igel zum Taschentuch, oder die aus Zusammenziehung zweier verhunzter Vornamen bestehenden Gebilde, die nicht nur beim Film üblich sind, oder die sinnlose Verstümmelung volltönender Namen. Es gibt Vornamen-Moden, die wechseln wie die Kleidermoden, aber selten findet sich noch ein schöpferischer Zug in der Namengebung. Dazu wollen wir den Hauptmann rechnen, der im Großen Krieg 1914—1918 seiner Tochter den Namen „Terstille" gab, weil er die Nachricht von ihrer Geburt erhielt, als gerade seine Kompanie wieder einmal die so häufig ihren Besitzer wechselnde Terstille Ferme in Flandern genommen hatte. Die scheußlichste Mode ist jedenfalls die, wenn Neuschöpfungen von Vornamen auftreten, die aus den Hauptnamen großer Männer abgeleitet werden, da solches nur aus barer Speichelleckerei und ohne jedes alte Wissen um die magische Kraft geschieht. Auf einem ganz anderen Brett steht die Vornamengebung nach Fürstennamen, und die vielen preußischen Friedrich Wilhelme und die mecklenburger Friedrich Franze wurden nicht aus Byzantinismus so genannt, sondern aus echter Treue und zu fester Bindung an das angestammte Fürstenhaus. Kein Name sollte schlechthin als unschön angesehen werden, aber irgendeine Beziehung muß schon vorhanden sein. Ein Emil Goethe ist nicht denkbar, ebensowenig ein Albert Schiller. Töricht ist es, wenn auch auf die Namengebung die Deutschtümelei sich erstreckt und man alte Namen, wie die aus der Bibel, als undeutsch verpönen soll, da sie doch längst vom Lehnwort zum lebendigen Sprachbesitz wurden. Es wäre schön, wenn die Eltern bei der Namengebung sich wieder auf den tieferen Sinn solcher Handlung besinnen würden und, wenn nicht die Gewißheit eines besonderen Lebens gegeben ist, sich lieber mit bescheidenen Namen begnügten. Es läuft schon genug zwiespältig Benamstes herum, so wenn eine Irene ein wahrer Zankteufel ist oder Brunhilde ein dicker Pummel, wenn ein Theophil, der von Gott Geliebte, ein rechter Teufelsbraten ist, ein edel geborener Eugen von bemerkenswert schlechter Rasse sich erweist, oder ein Konrad = kühn im Rat, ein intriganter

waschlappiger Schleicher ist. Oder wenn man eine Monika, die Einsame, im Freudenhause trifft oder ein Hildebert, der Kampfglänzende, nur eine halbe Mannsbreite ist. Schön hingegen ist es, wenn z. B. ein Blücher den Namen Leberecht = im Volke glänzend, trug, und nicht nur in diesem Falle haben die Vornamen magische Kraft und Wirkung bewiesen. Immer ist es gut, sich auf die ursprüngliche Bedeutung der Namen zu besinnen, so heißt z. B. Israel auf Hebräisch Gotteskämpfer und Sara Fürstin. Es gäbe ein Radikalmittel, in Zeiten, da das Wort jeden Sinn und jede Beziehung zu seinem Ursprung verlor, jedem Mißbrauch vorzubeugen. Warum soll denn in Zeiten hoffnungsloser Vermassung nicht der Vorname abgeschafft und einfach die laufende Numerierung durchgeführt werden?

Im schwarzen Walfisch. Vom Archipoeta und noch früheren Vorläufern an haben dankbare Männer zu allen Zeiten und in allen Völkern der Kneipen gedacht, in denen sie Stunden erhöhten Lebens verbrachten. Viele solcher Gaststätten sind verschwunden, viele blieben in veränderter Gestalt erhalten. Um ihre Namen weht aber noch der Zauber aus Genie und Alkoholdünsten, so daß bei Nennung ihres Namens die Augen alter Zecher freudig erglänzen. Das Wechselspiel zwischen Kneipe und Zecher wäre einer Untersuchung wert: wer webt den Zauber, die Kneipe oder der Zecher? Es wird wohl so sein, daß immer gute Kneipen sein werden, wenn der Mensch noch mit Kunst zu trinken versteht, und diese Kunst wird man üben oder wieder lernen, wenn gute Kneipen zur Aufnahme bereitstehen, wobei freilich Voraussetzung ist, daß offene Worte, erhöht von Lieb und Wein, nicht durch üble Sykophanten Gefährdung bringen. Man sollte auch einmal untersuchen, welche Zusammenhänge zwischen der Kneipe und der Entstehung von Witzen sich knüpfen, wie hier Witzmoden entstehen, sei es in Vers oder Prosa, die außerhalb solcher Atmosphäre gar nicht gedeihen können, ob es sich nun um Stammtische breitgesäßiger Bürger oder um Marmortische genialischer Bohème handelt. Auch die Geschichte der Kneipen ist ein Stück Kulturgeschichte — und ein Stück Leben. So wird man dem Dr. M. Hoffmann dankbar sein, daß er in seinem Buche „Goldener Anker und Schwarzer Walfisch" (Berlin, A. Metzner. RM. 5,50) einen sachkundigen Führer durch verschollene und noch erhaltene Gaststätten im Großdeutschen Reiche geschrieben hat, geziert mit Zeichnungen von Franz Christophe. Zu seinem Lobe sei gesagt: das Buch macht durstig.

WERNER BERGENGRUEN

Der Zweifler

Aus dem in Kürze bei der Hanseatischen Verlagsanstalt erscheinenden Roman „Am Himmel wie auf Erden".

Im Sommer 1524 trifft der livländische Erzbischof Johann Blankenfelde, ein gebürtiger Berliner, zu einem Besuche in seiner Vaterstadt ein. Er ist der Bruder des Berliner Bürgermeisters und der Katharina Hornung, die als Mätresse des Kurfürsten Joachim I. im Schlosse wohnt. Der Humanist Doktor Carion ist der Hofastrologe des Kurfürsten. Die Vorgänge spielen kurze Zeit vor dem Sanktheinrichstag, dem 15. Juli, für den eine Prophezeiung den Untergang der Städte Berlin und Kölln durch ein sündflutartiges Wasserunglück erwarten läßt; doch ist es bei strengster Strafe verboten, von dieser Prophezeiung zu sprechen.

Erzbischof Blankenfelde hatte durch einen Botenreiter den Zeitpunkt seiner Ankunft wissen lassen, und der Kurfürst hatte ihm bis Bernau ein Ehrengeleit entgegengeschickt. Der Einzug geschah durch das Georgentor. Es war am frühen Nachmittag, noch lange vor Feierabend. Dennoch standen die Leute Kopf an Kopf vor den Häusern, und auch die Fenster waren dicht besetzt. Wie sie von den Werkstätten kamen, in Schurzfellen und Arbeitskleidung, mit rußigen und staubigen Händen, manche noch ein Werkzeug unter dem Arm, so hatten sie sich eingestellt. Es war drückend heiß, über dem Gedränge lag unbeweglich die Ausdünstung der Menschen, und auf vielen Stirnen standen blanke Tropfen. Die trockne Werktagsgesinnung, welche diesen Männern sonst eigen war, schien verschwunden. Sie sprachen sehr lebhaft durcheinander, manche mit gedämpften Stimmen und indem sie vielsagende Blicke warfen.

Der Umstand, daß ein zum Reichsfürsten aufgestiegener Sohn ihrer Stadt erwartet wurde, war das geringste: Erzbischof Blankenfelde war schon öfter nach Berlin gekommen, ohne daß jemand deswegen seine Arbeit im Stich gelassen hätte. Was jetzt die Leute unwiderstehlich herbefahl, das war die Neuigkeit, das war der Vorgang an sich, das war der Anlaß, miteinander zu reden und zu raunen. Ins Maßlose übertreibend flüsterte man sich Nachrichten aus Süddeutschland zu, wie bäuerliche Gewalthaufen Schlösser erstürmt und Ritter durch die Spieße gejagt und wie in einigen Städten die Handwerker das Regiment an sich gerissen hätten. Und obwohl niemand im Ernst meinen konnte, daß nun etwa das märkische Landvolk aufstehen werde, so ging von solchen Reden ein Schauer aus, der die Herzen lockend aufstörte und sich mit jenen sonstigen Gerüchten und Erregungen zu einem zuckenden Geflacker verband.

Andere wieder sprachen davon, daß doch der Erzbischof vom äußersten Ende der abendländischen Christenheit herkam, und sie erinnerten sich aller Erzählungen über dies ferne, reiche und gefährdete Land, das die russischen und tatarischen Einfälle mit ihren Verwüstungen hatte dulden müssen. Sie erinnerten sich der fliegenden Blätter, der Holzschnitte und Verse, welche jene Greuel geschildert hatten; sie erinnerten sich der Hilferufe, die von Livland aus durch alle Länder des Reiches erschollen waren, der Truppenwerbungen und der für ganz Deutschland ausgeschriebenen Ablässe, aus deren Erträgen Schießpulver für Livland beschafft wer-

den sollte. Es war auch manchmal gesagt worden, die Scharen der Tataren und Russen könnten sich über Livland und Polen hinweg bis in die Kernlande des Reiches ergießen; übrigens wurden sie von vielen mit den Türken verwechselt. Sehr verbreitet war das Gefühl, daß auch die Geschehnisse in diesen entfernten Landstrichen zu jenem Neuen gehörten, das grundstürzend in die alte, ehedem so wohnlich gewesene Welt einbrach. Über all dieses also wurde geredet; doch gab es auch Leute, die behaglich von dem vielen Gelde sprachen, welches der erzbischöfliche Zug in der Stadt lassen werde.

Nicht lange, nachdem die Glocken aller Berliner und Köllner Kirchen ihr Geläut begonnen hatten, wurde der Zug sichtbar. Bald unterschied man den dumpfen Ton der Kesselpauken. Die blanken Trompeten funkelten in der Sonne. Ihr Geschmetter übte eine aufreizende Wirkung.

Hinter den Vorreitern und der Musik kam der offene Wagen des Erzbischofs. Der Kirchenfürst saß gegen das Rückpolster gelehnt, unablässig mit gemessenen Bewegungen nach beiden Seiten den Segen spendend, ohne sich in dem höflichen Gespräch mit seinen drei Begleitern stören zu lassen. Bei ihm saßen sein Bruder, der Bürgermeister von Berlin, der Kanzler Stublinger und der Dompropst Rehdorfer. Die Leute auf der Straße betrachteten das Gesicht des Erzbischofs und fanden es seit seinem letzten Besuche kaum verändert. Es war schwachfarbig und allzu voll, doch ließ sich durch diese Gedunsenheit hindurch die ursprüngliche Schärfe der Züge nicht verkennen. Die Augen waren kühl und prüferisch: Fenster, aus denen der Erzbischof in die Welt blickte, nicht Fenster, durch welche der Welt ein Einblick in die Seele dieses Mannes freigestellt wurde. Manchmal beugte er sich um eine Kleinigkeit vor, wenn er unter der Volksmenge ein Gesicht wiedererkannte; dann lächelte er ein wenig, und die Gebärde, mit der er den Segen erteilte, konnte für einen Augenblick an ein Winken erinnern. Trotz ihrer Sparsamkeit schmeichelte diese Andeutung eines Wiedererkennens den Leuten auf der Straße und veranlaßte sie zu kleinen Zurufen oder zu prahlerischen Reden, etwa, wie sie den Erzbischof schon als Knaben gekannt hätten. „Mit Schnee habe ich ihn abgerieben", bemerkte wichtig ein älterer Mann, „er hat gebrüllt wie ein gestochenes Ferkel!"

Aus einem der Fenster scholl ein höhnisches Frauenlachen. Eine bittere Stimme sagte: „Das wird kein langer Besuch werden. Wenn der erst hört, was hier angesagt ist, dann macht er, daß er weiterkommt." Die Worte kamen schrill und laut heraus, und da die Musik gerade ausgesetzt hatte, so konnten sie das Ohr des Erzbischofs erreicht haben; doch gab seine Miene hierüber keinen Aufschluß. Oberhofmarschall von Bredow, der neben dem Wagen ritt, zuckte zusammen, sein Gesicht rötete sich. Allein der Zug ging weiter, und gleich darauf lag der Hörbereich jener Stimme schon hinter ihm.

„Ob er die Schwester besuchen wird?" fragte jemand. „Vielleicht nimmt er ihr die Beichte ab. Der allergnädigste Herr Schwager hat ihm einen guten Empfang bereitet."

Man lachte, indessen ohne Böswilligkeit. Das niedere Volk hatte Katharina gern; die Leute waren stolz darauf, daß eine Mitbürgerin, ein Berliner Kind, das sie alle von kleinauf kannten, zu dieser Gunst gelangt war, als ehre das die ganze Stadt mit ihr, und sie rechneten diese Wahl auch dem Kurfürsten hoch an.

Der erzbischöfliche Zug hatte eine nicht ganz geringe Ausdehnung. Den paarweise geordneten Reitern folgte eine Reihe von Wagen, in welchen ältere Dom-

herren, Schreiber, Köche und Diener saßen. Hinter den Gepäckkarren machten einige Bewaffnete den Abschluß, ausgesuchte stattliche Leute auf schönen Pferden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Erzbischof lud den Doktor ein, Platz zu nehmen, und grenzte mit einigen Worten dies Zusammensein gegen die übrige Geselligkeit ab, indem er zu verstehen gab, daß für sie beide, Männer des Gedankens und darum der Einsamkeit, die Teilnahme an derartigen Veranstaltungen eine höflich zu leistende Pflicht sei, von der man sich gern miteinander in der Stille erhole. „Wir beide", so fuhr er lateinisch fort, ein Wort des Apostels Paulus aufgreifend, „wir gehören ja zum Orden derer, welche weinen, als weinten sie nicht, sich freuen, als freuten sie sich nicht, und Besitztümer erwerben, als seien es nicht die ihren. Es hat sich ja heutzutage so eingeführt, daß der größte Teil unserer Gelehrten ohne Weib und Kind lebt, so daß sie fast schon als unsere, der Kleriker, Nachbarn erscheinen mögen."

Carions Gedanken hatten sich noch nicht ganz von Katharina gelöst, und er erwog, ob sich dieses Beisammensein vielleicht zu ihren Gunsten nutzen lassen werde. So schränkte er des Erzbischofs Worte ein, indem er auf die Verwandtschaft und Familie hinwies, von der er ihn gerade heute so stattlich umgeben finde.

„Und doch liegen unser beider Wirkungen und Verantwortungen, die des Gedankenverkünders und des Staatsmannes, woanders", versetzte Johann Blankenfelde. „Allenfalls streifen sie die uns von Natur Verbundenen, zum größten Teile aber erreichen sie solche Leute, von deren Dasein wir nicht einmal Kenntnis haben."

„Auf diese Weise stehen also auch wir scheinbar Abgelösten mitten in einer Gemeinsamkeit der Menschen", sagte Carion und dachte hierbei an sein Geschichtswerk und daß es vielleicht noch lange nach seinem Tode gelesen werden und eine Wirkung üben könnte. „Du, hochzuverehrender Herr, freilich in einer noch näheren Weise als ich", fuhr er fort. „Denn du als ein Staatsmann bist gegenüber den Menschen ein Handelnder, während mein Anteil vorzugsweise der des Beobachtenden ist."

„Es gibt nichts, das des Beobachtens würdiger wäre als der Seelenzustand der Menschen", sagte der Erzbischof mit einer bei ihm nicht gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Dies mag immer gegolten haben, aber vielleicht galt es noch nie so sehr wie in der gegenwärtigen Zeit. Ich bitte dich, Freund, welche Dinge durchleben wir! Hierbei will ich noch nicht einmal dessen gedenken, was die Einwohner dieser beiden Städte im Augenblick beschäftigt, obwohl es lockend wäre, auch dies im Zusammenhang mit allen anderen Erregungen der Zeit zu betrachten. — Wir sprechen ja hier ungestört und unter uns zweien", setzte er hinzu, als er an Carions Miene eine Zurückhaltung zu gewahren glaubte. „Wie unangefochten haben unsere Großväter oder gar Urgroßväter gelebt! Zugegeben, sie hatten wie alle Menschen zu allen Zeiten ihre Aufregungen, ihre Nöte, Ängste und Kämpfe. Aber es war doch noch ein heiles Gewölbe vorhanden, das alles Unsichere sicher umschlossen hielt. Wo ist jetzt dergleichen? Welche Unerschütterbarkeiten hat die Welt noch zu bieten?"

„Diejenigen", erwiderte Carion, „welche nicht in den menschlichen Einrichtungen gegründet sind, sondern in der Ordnung des Weltgefüges: Empfängnis und Geburt, Wachstum, Abnahme und Tod, Jahreszeiten und Gestirne. All dieses verhält sich unveränderbar, und ich möchte allen Verstörungen zum Trotz auch das menschliche Gewissen hierzu rechnen."

„Der Blick der Menschen richtet sich aber nicht auf das Unveränderliche, sondern gerade auf das Veränderbare", wandte der Erzbischof ein. „Sie alle sind heute in ständiger Erwartung des Außergewöhnlichen und gehen mit ihm um als mit dem Vertrauten. Von überall her werden ihnen Prophetengesichte und furchtbare Warnungen zugetragen, vieldeutige und nicht deutliche. Neue Länder werden gefunden, die Handelsstraßen, die vielen Jahrhunderten gedient haben, verschieben sich. Von jenseits der Meere strömen Gold und Silber ein. Neue Krankheiten erscheinen. Seefahrer bringen nie zuvor erblickte Tiere von ihren Reisen, als Zeichen, daß unbekannte Länder, Völkerschaften und Lebenszustände vor den Mauern unserer alten Welt stehen und den Einlaß begehren. Und wir werden ihnen auf die Länge den Einlaß nicht weigern können. Von allem, was in der Kirche und im Reiche vor sich geht, unter den Fürsten, Rittern und Bauern, will ich nicht einmal reden. Und da sollte man von den Menschen verlangen dürfen, sie möchten den Blick auf das Unveränderliche gerichtet halten und aus dieser Richtung des Blickes die Kraft gewinnen, sich nicht zu fürchten?"

„Und dennoch müssen wir hier unsere Aufgabe erkennen", meinte Carion. „Der Mensch soll den Mut haben, sich auch dem Unbekannten zu überlassen. Er muß wissen, daß der Wille der Gottheit sich ebenso in ihm völlig fremden und unbegreiflichen Formen vollziehen kann wie in den ihm vertrauten. Der Weg der Geschichte führt nie in den Pferch des Geläufigen, sondern immer in Wagnis und fremdes Gestrudel. Wir dürfen nicht stecken bleiben in der armseligen Verwechslung zwischen dem ewigen Gesetz selbst und der Gewandung, in der es uns von Jugend an entgegengetreten ist. Wir müssen das Vertrauen haben, daß dies alte und ewige Gesetz auch im Neuen wirksam bleiben wird."

Blankenfelde zuckte, fast unmerklich, die Achseln. „Wir wissen wenig von solchen Gesetzmäßigkeiten", sagte er dann. „Und fast dünkt es mich mannhafter, ohne ein solches Vertrauen dem Neuen entgegen zu gehen, sei es nun, um es willkommen zu heißen, sei es, um ihm bis an den letzten Augenblick Widerstand zu leisten. Was meine Person angeht, so gestehe ich offen, daß ich ein Anhänger der alten Ordnungen bin und auf jedem Boden für sie kämpfen werde. Und doch, da wir einmal so vertraulich hiervon reden: ich weiß, daß sie verurteilt sind. Indessen darf mich das nicht beirren, wie ja auch die Erkenntnis, daß ich eines Tages werde sterben müssen, mich nicht hindern kann, bei Lebzeiten das meinige zu tun."

„Ich bewundere, Erzbischof, die Festigkeit deines Herzens", antwortete Carion, und er empfand diese Bewunderung in der Tat; wie er ja auch unter den heidnischen Philosophen keine höher bewunderte als die Männer der stoischen Schule, vor deren Lebensverleugnung ihn gleichwohl jedesmal ein kaltes Erschaudern berührte.

„Vielleicht, mein Freund, bewunderst du hier mehr, als du solltest. Denn keineswegs bin ich, wie du zu glauben scheinst, frei von Furcht, und welcher Mann dürfte das überhaupt von sich sagen? Du hast ja von meinem Entschlusse gehört, die Abreise bis über den Sanktheinrichstag zu verschieben, und auch dies ist von einigen bewundert worden. Allein ich bekenne dir offen, daß ich zu einem schleunigen Aufbruch die allergrößte Lust empfinde. Und daß ich ihr nicht nachgebe, das ist nur, weil ich mein widerstrebendes Gemüt zur Furchtlosigkeit zu zwingen wünsche. Daneben freilich auch, weil ich neugierig bin, ungemein neugierig, und weil ich darauf vertraue, es werde dieser Neugier eine reichliche Nahrung geboten werden."

„Das wird sicher geschehen", versetzte Carion.

„Nicht daß ich deiner Verkündigung nicht glaubte! Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche sagen: Wir werden nicht untergehen, also fürchtet euch nicht. Sondern ich rufe mir und den übrigen zu: Wir werden untergehen, also fürchtet euch nicht. Nun braucht ja freilich dieser Untergang nicht so zu geschehen, — ich sage das mit aller Ehrerbietung vor deiner Kunst — wie die von dir beobachteten Gestirnstände es anzudeuten scheinen. Wozu ein gewaltsamer Untergang mit viel Flut und Geschrei, da doch die Vorsehung es liebt, ihre Verrichtungen in der Stille zu betreiben? Was heute noch aufrecht steht, das wird einstürzen, und wir gehen hinüber in eine neue Welt und Zeit; allein dazu bedarf es keiner Schreckensgeschehnisse, wie die Bänkelsänger sie lieben. Wollen wir aber die Änderungen unter dem Bilde einer Flut verstehen — glaubst du, ich spüre es nicht, wie das Wasser unter jedem meiner Schritte gurgelt? Glaubst du, ich gewahre es nicht, wie gänzlich unterspült schon das Haus ist, in welchem ich gebiete und um dessen Schmückung ich mich gleichwohl immer noch mühe?"

„Ich sehe jetzt, daß du, Erzbischof und hochwürdigster Herr, mit mir mehr eines Sinnes bist, als es zuerst den Anschein haben konnte. Wie uns die Eltern verlassen, so verlassen uns auch die alten Zeiten und alle Umstände und Weltenregungen, unter denen wir groß wurden und lebten und die wir für unvergänglich hielten, gleichwie wir als Kinder ja auch an die Dauerbarkeit unserer Eltern glaubten. Nun aber ergeht an uns das Wort, das von Gott an den Erzvater Abraham erging: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus dem Hause deines Vaters in ein Land, das ich dir zeigen werde. Ist nun nicht jedes neue Land von Gott gezeigt? So fürchtest auch du dich nicht, in das Neue einzugehen, selbst wenn dieses Neue die gänzliche Vernichtung sein sollte."

„Ich weiß nicht, ob du meinen Mut nicht überschätzest. Denn was am tiefsten im Menschen steckt, das ist wohl nicht die Begierde nach einem neuen, ihm von Gott gezeigten Lande, sondern vielmehr die Begierde nach der gänzlichen Vernichtung, wie ja auch allem Leben eine geheime Sehnsucht nach dem Tode eingeboren ist. Und so glaube ich auch, daß die Furcht der Leute zu Berlin und Kölln vor einer Sündflut in dem Verlangen nach eben dieser Sündflut ihre Ursache hat. Denn ein solcher Untergang löscht ja all das aus, was zu entwirren und zu lösen den Menschen um ihrer Schwachheit willen nicht möglich ist. Hierbei denke ich an die Lebensschwierigkeiten, die jedem Einzelnen aufgelegt sind, in noch höherem Maße aber an die Verworrenheiten der öffentlichen und gemeinsamen Dinge. Die Menschen gewahren den Zerfall alles Gültiggewesenen und sehen in ihrer Unberatenheit nichts, das an dessen Stelle zu treten vermöchte. Und so entsteht der Gedanke, der Untergang sei ein Heilmittel. Ja, es erzeugt sich ein Gefühl der Schuld, das sich den Menschen darstellt unter dem Bilde des Unvermögens, an ihrem Teile die Welt in Ordnung zu setzen und in Ordnung zu erhalten. Hier ist nicht mehr vom Einzelschicksal die Rede, sondern es ist eine Gesamtschuld und eine Gesamtverzweiflung, und diese rufen nach einem Gesamtgericht und einem Gesamtuntergange. Du als ein Kenner der Geschichte wirst mir, so denke ich, zugeben, daß auch in den vergangenen Zeiten sich die großen Untergangsängste der Menschen aus eben dieser Wurzel gespeist haben."

Carion bestätigte das ohne Zögern und fügte hinzu: „Die Furcht ist zu allen Zeiten vorzugsweise eine Furcht vor dem Unbekannten gewesen und die Unfähigkeit zum Vertrauen darauf, daß die göttlichen Mächte auch in diesem Unbekannten, diesem scheinbar Frevelhaften und Gottverlassenen, an ihrem Werke sind. Dies

sprach ich wohl schon aus. Was aber Gesamtschuld und Gesamtverzweiflung angeht, Gesamtgericht und Gesamtuntergang, so ist es wohl unsere Verpflichtung, immer wieder der einzelnen Seele ihren Rang zuzuweisen. Wollte Gott nicht die Stadt Sodom um der Einzelnen willen verschonen? Und wird nicht jeder Kampf um den Bestand oder Vergang der ganzen Welt in der einzelnen Seele ausgefochten?"

Hierauf erhielt Carion vom Erzbischof keine Antwort mehr, wenn man nicht den klugen und verbindlichen Ausdruck seines Zweiflergesichts als eine Antwort gelten lassen will. Denn, von Diepenbrock geführt, betrat jetzt der Dompropst Rehdorfer die Laube, und er näherte sich so eilig, wie es die Behinderung des linken Beines ihm nur irgend erlauben wollte. Er hatte am Essen nicht teilnehmen können, da er einer Beerdigung vorzustehen hatte. Jetzt kam er, um den Erzbischof zu begrüßen.

Carion zog sich zurück, und seine Gedanken hafteten an Johann Blankenfeldes merkwürdiger Gestalt. Dieser Mann, so schien es ihm, war aus Verzweiflung furchtlos. Sein Inneres umschloß einen leeren und nur von Kälte erfüllten Raum; vielleicht hatte dieser Raum im Verhältnis zu seinem Gesamtwesen keinen sehr großen Umfang, aber er war im Mittelpunkte belegen. Eine Krankheit der Seele zehrte am Leben des Erzbischofs, und er hatte teil an jener Geistesverfassung, die er soeben erörtert und beurteilt hatte, insofern als auch in ihm eine geheime Begierde dem Untergange entgegenstrebte. Und dennoch war sein alle Hilfen verschmähender Stolz einer Bewunderung würdig.

Literarische Rundschau

Um Afrika

Oft kündet sich im Buchhandel aus einem sicheren Gefühl für kommende Wichtigkeiten ein Thema an, das bald politische Aktualität gewinnt. So können wir es nicht als einen Zufall nehmen, daß unter den Bucheingängen gleich sechs Bücher um den dunklen Erdteil kreisen. Da sind zunächst die beiden neuen Bücher von A. E. Johann „Groß ist Afrika" (Berlin, Deutscher Verlag. 80 Bildaufnahmen, 14 Karten. RM 9,–) und „Der Tod im Busch" (ebenda. 32 Aufnahmen des Verfassers. RM 5,20). In seiner bekannten lebendigen Art legt Johann in dem ersten Buche Rechenschaft ab über seine Erlebnisse auf einer Reise vom Kap über den Kongo zur afrikanischen Westküste. Dank der Persönlichkeit des scharfäugigen Verfassers tauchen hinter den äußeren Reiseerlebnissen überall auch die großen politischen Probleme auf, die den Kontinent beschatten. Wesentlich ist das, was Johann über die deutschen ehemaligen Kolonien und ihr heutiges Schicksal zu sagen weiß. Auch das Buch „Der Tod im Busch" gibt eigene Erlebnisse auf einer afrikanischen Reise. Mit Recht nennt Johann im Untertitel das Buch einen Roman, weil das, was der unbekannte Erdteil aus den Menschen, die ihn besuchen, macht, in seiner Wirklichkeit die Grenzen des Romans überschreitet. – Mit einem Teil des Kontinents beschäftigt sich das kenntnisreiche Buch von Hans Otto Glahn „Tunis. Einst, heute und morgen ..." (Berlin, K. Siegismund. 28 Bilder, 1 Karte). Das Buch kommt zur rechten Zeit, da es notwendig ist, von der Geschichte, von Land und Leuten, Wirtschaft und Verkehr, von der Entwicklung und dem Problem des heutigen Tunis genau unterrichtet zu sein.

— Wege über und unter afrikanischer Erde schildert Carol von Websky in seinem Buche „Sieh dich um!" (Leipzig, R. Voigtländer. 20 Lichtdrucktafeln. RM 7,80). Websky hat in Afrika sehen gelernt und kann seine Eindrücke in lebendiger Form wiedergeben. Er kam als Goldgräber in die Kapkolonie, wurde Leiter von Farmen und reiste kreuz und quer durch Afrika, bis er in die Bergwerke ging. Das Buch ist deshalb so wichtig, weil hier ein Mensch von Afrika, seinem Leben und seinen Bewohnern spricht, der nicht als ein Reisender, sondern als ein mit seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt Erwerbender alles aus der Nähe kennen und sehen lernte. Die Zeichnungen, die von Websky in diesen sechs Jahren seines afrikanischen Aufenthalts schuf, geben die innere Entwicklungsgeschichte eines Menschen. — Im Kranze dieser Bücher um Afrika fehlt auch der Roman nicht, den Josef Sebastian Schall schrieb, der Roman eines Kanals „Suez. Pforte der Völker" (Stuttgart, Rowohlt. RM 5,50). Gestützt auf Studium und Kenntnis der Dokumente wird in packender Form das Schicksal Ferdinands de Lesseps geschildert, wie er in heroischem Kampfe gegen alle riesenhaften offenen und unterirdischen Widerstände den Plan des Kanalbaus verwirklicht. Das ganze Durcheinander der politischen und geschäftlichen Intrigen, von Seuchen und Aufständen, das harte Ringen Englands mit Frankreich, kurz die ganze politische Atmosphäre jener erregten Zeit wird hier unmittelbare Gegenwart. — Ein Buch, geschrieben in dem bitteren Schmerze nach dem Kriege, um das Gedächtnis an die deutschen Taten und Arbeiten in den Kolonien wach zu halten, ist jetzt in neuer Bearbeitung in 2. Auflage erschienen: „Bwana hakimu" von Hans Poeschel (Leipzig, Koehler & Voigtländer. 15 Federzeichnungen von Kurd Degenkolb. RM 4,80). Er erzählt mit starker innerer Beteiligung vom Leben in Deutsch-Ostafrika und seinen Fahrten durch das Land, in das er als Richter berufen war. Gerade durch die warmherzige Art des Erzählers, der das Land und seine schwarzen Bewohner gut kannte und liebte, kann das Buch auch heute seiner Wirkung sicher sein. Es eignet sich auch besonders für Jugendliche.

Der Mann von Asteri

Mit seinem Roman „Der Mann von Asteri" (Berlin, Ulrich Riemerschmidt. RM 9,—) rückt Stefan Andres in die vorderste Reihe der deutschen Erzähler von Rang. In verschwenderischer Fülle wird hier ein Reichtum an Ideen, an Gedanken, an Phantasie, an seelischem und geistigem Gehalt ausgestreut in einem einzigen Buche, von dem Ärmere ein Leben lang ihr schriftstellerisches Dasein fristen könnten. Es ist eine ganz große Leistung, in der zuchtvollen Verantwortlichkeit gegenüber dem Worte und einem Stil, der — in jeder Zeile eigen — sich wie ein angewachsenes Kleid über den Leib der Erzählung und ihrer Personen legt. Hier ist alles Können eines souveränen Beherrschers der Sprache vereinigt, aber nichts von einem Mißbrauch solcher Kraft in substanzlosem Gerede. Denn es geht, trotz aller scheinbaren Abwege in Skurrilitäten und Bohème-Milieus, die in vollendeter Meisterschaft lebendig werden, um ernste und letzte Dinge. Einer von jenen, die das Spiel mit dem Leben sich gestatten zu können glaubten, wird durch eignes Schuldigwerden und eine harte Erlebenszeit belehrt, daß zuletzt das Leben doch nicht mit sich spielen läßt und man es nur meistern kann, wenn man willig sein Gesetz auf sich nimmt. Nach seiner Flucht aus der deutschen Moselheimat, aus der ihm der Verdacht des Mordes an seiner eignen Frau folgt, führt er in einem kleinen italienischen Küstenorte, einer Art geistigen Askona, unter den bunten und verkrampften Gestalten solcher Siedlungen, die vor einen gnadenlosen Richterstuhl des Dichters gerufen werden, ein zweites Scheinleben. Durch einen von der Manie nach den Tatbeständen von Kriminalromanen besessenen Norweger droht immer wieder die Wirklichkeit einzubrechen in die künstlich aufgebaute neue Existenz. Dann wird er wirklich schuldig und zum Mörder, er flieht, gerät in englische Kriegsgefangenschaft auf Malta und baut sich nach dem Kriege ein Eremitenleben in Griechenland auf, das von der letzten Wirklichkeit nur noch durch eine dünne Wand getrennt ist. Und in dieser seiner dritten Existenz siegt nun das Leben, dem der Geläuterte und weise Gewordene sich nicht mehr versagt. Sein Sohn, den

ihm ein Mädchen unmittelbar nach seiner Flucht aus der Heimat gebar – eine Beziehung, die den Mord seiner Frau durch den Vater des Mädchens verursachte – einen Sohn, den er nicht wollte, weil dem Spiel seines Daseins jede Verantwortung als nicht tragbar erschien, tritt ihm als Fordernder und damit als Bote des wahren Lebens entgegen. Der Sohn siegt in dem Ringen mit dem Vater – im Gegensatz Vater und Sohn liegt der tiefste Sinn des Romans – und der Sieger ist zugleich der Überwundene, weil in beiden die Liebe zum eigenen Blute erwacht. Der Reichtum ist kaum auszusagen in der Fülle der Gedanken und einer messerscharfen, manchmal lieblosen Psychologie, in dem verschlungenen Reigen von Männern und Frauen, die alle ihr eigenstes Gesicht tragen. Eine hohe Kunst beweist Andres gerade in der Charakterisierung der Frauen von den einfachsten Regungen bis zu den dunklen Süchten des Unterbewußtseins. – Die gleichen Vorzüge zeigen auch die fein gearbeiteten und bis ins letzte ziselierten drei Novellen, die unter dem Titel „Das Grab des Neides" im gleichen Verlage vereinigt sind.

Geschenkbücher

Die in der „Deutschen Rundschau" zuerst veröffentlichte Erzählung von Arnold Ulitz „Hochzeit! Hochzeit!" ist jetzt in schmucker Buchform erschienen (Merseburg, Friedrich Stollberg. RM 1,80). Die wiederholte Lektüre bestätigt erneut den prachtvollen Eindruck dieser so echt oberschlesischen und ursprünglichen Erzählung. Die darstellerische Kraft von Ulitz ist so stark, daß die einzelnen Szenen seiner Erzählung als bunte Bilder von leuchtender Farbkraft in der Erinnerung bleiben. – Von einem andern Autor der „Deutschen Rundschau", Siegfried Berger, liegt die tief innerliche Kriegserzählung „Die tapferen Füße" jetzt schon im 4.–7. Tausend vor, und gerade jetzt wird sie besonders bereite neue Leser finden (ebenda. RM 1,80). – Um Frau Uta von Naumburg kreist die andere Erzählung Bergers „Uta und der Blinde" (ebenda. RM 1,50), die einen Brief eines Benediktinerbruders aus dem Kloster St. Georgen in Naumburg um das Jahr 1300 an einen norddeutschen Konvent seines Ordens bringt. Der fromme Bruder schreibt von der Markgräfin Uta und beschwört in zarten Umrissen die Persönlichkeit des unbekannten Naumburger Meisters. – Die sehr gute Sammlung „Deutsche Liebesbriefe" aus neun Jahrhunderten, die Julius Zeitler mit Sachkunde und Liebe auswählte und herausgab aus der Fülle dieser Art menschlichsten Bekenntnisses, ist mit Fug und Recht neu aufgelegt worden und erschien im 8.–18. Tausend als ein schönes Geschenkbuch (Berlin, Paul Neff).

Verschiedenes

Ein außerhalb Schwedens ziemlich unbekanntes, aber sehr interessantes Kapitel der schwedischen Geschichte beschreibt aus genauer Dokumentenkenntnis Johannes Öhquist in seinem Buche „Ein König und sein Günstling" (Bonn, L. Röhrscheid. 8 Bildtafeln). Das Buch soll weder ein Roman noch reine Geschichte sein, sondern der Verfasser will Bilder malen von zwei Männern, die typische Vertreter ihrer stark ausgeprägten Zeit waren. König Gustav III. von Schweden und der Freiherr Gustav Mauritz Armfelt waren mit Schwankungen bis zum Tode des Königs eng liiert, Armfelt lebte noch bis 1814 und spielte in Rußland am Kaiserhofe eine große Rolle, war er doch einer der Träger des Gedankens, daß Napoleon vernichtet werden müßte. Das Bild der ganzen Zeit und vor allem des Lebens am schwedischen Hofe mit seinen Familienzwistigkeiten, blutigen Gewalttaten und gehäuften Intrigen ist von geschichtlicher Bedeutung. – Ein sehr fruchtbarer Gedanke liegt dem großen Buche von Wilhelm Treue „Die Eroberung der Erde" (Berlin, Deutscher Verlag. 32 Bildseiten, viele Textzeichnungen und Karten. RM 8,50) zugrunde. Mit kurzem verbindendem Text läßt Wilhelm Treue in Originalberichten die Männer sprechen, die als Eroberer, Forscher und Entdecker der Menschheit ein neues Stück Welt erwarben. So fehlen durchweg alle Phrasen, denn diese Männer der Tat verstehen es, in knapper und ungewöhnlich anschaulicher Art ohne Selbstlob von dem zu reden, was sie leisten. Die Einteilung ergab sich nach den



BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Junker & Dünnhaupt, Berlin-Steglitz,
betr. „Frankreich gegen die Zivilisation".

Wehnert & Co., Leipzig C 1,
betr. „Wehnert 2,85 RM Bücher".

eroberten Gebieten: Asien, Afrika, Mittel- und Südamerika, Nordamerika, Australien und Ozeanien, die Nordpolgebiete und der sechste Erdteil, die Vorstöße nach dem Südpol. Der Bogen ist sehr weit gespannt und reicht von den frühesten Versuchen des Altertums bis zum Kampf um den Mount Everest. Das Buch sollte man auch der heranreifenden Jugend geben. Eine kleine Anmerkung: warum sind, während sonst alle Namen genannt werden, die der kühnen englischen Flieger, verschwiegen, die im Flugzeug den Mount Everest überflogen? – Der Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit „Klassisches Schauspielbuch", den Rudolf Krauß schrieb, konnte schon in 4. Auflage erscheinen, die als Neues Analysen von Gutzkows „Der Königsleutnant", Hebbels „Agnes Bernauer", Nestroys „Einen Jux will er sich machen" und Shakespeares „Wie es Euch gefällt" und „Der Sturm" bringt. – Ein Buch mit vielen Humoren sind die Erinnerungen von Hiram Percy Maxim „Mein Vater, das Genie" (Stuttgart, W. Spemann. RM 4,80). Der berühmte Techniker, nach seiner Übersiedlung in England geadelt als Sir Hiram Stevens Maxim, der für die Entwicklung der Elektrizität Bahnbrechendes geleistet hat und später das nach ihm genannte Maschinengewehr erfand, erscheint hier in den Augen seines kleinen Jungen ganz in Zivil, und da ergibt es sich, daß er Zeit seines Lebens ein großes Kind blieb, das niemals den Drang zur schauspielerischen Selbstdarstellung selbst in komischen Verzerrungen überwand und an seinem Sohne in toller Weise experimentierte, die trotzdem auf einer verblüffend richtigen psychologischen These beruhte. Freilich gehörten viel Vertrauen zur eigenen Art und eine große Unbekümmertheit zu einem solchen Versuche. Das Kind im Manne, das ja angeblich immer spielen will, fand bei Hiram Stevens Maxim volle Gelegenheit, sich auszuleben. – Ein gut unterrichtendes Buch ist die Schrift von Erich Reimers „Wer regiert in USA.?", erschienen in der Reihe „Weltgeschehen" (Leipzig, W. Goldmann. RM 3,–). Reimers untersucht genau die Verfassung der Vereinigten Staaten, grenzt die Befugnisse des Präsidenten ab, die weitergehen, als man gemeinhin annimmt, untersucht die Kompetenzen des Kongresses, des obersten Gerichtshofes und der Einzelstaaten. Er beschreibt die Struktur der Parteien und der Wirtschaft und den eigentlichen Sinn des großen Experimentes von Roosevelt. Das Buch ist ein guter Führer für die richtige Beurteilung der kommenden Präsidentenwahl, die angedeuteten Voraussagungen über Möglichkeiten der Entwicklung stehen auf nicht festeren Füßen als sonstige Prophezeiungen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hans Roeseler, Berlin-Nikolassee – Dr. Ernst Samhaber, Berlin – Annalise Schmidt, Berlin – Dr. Friedrich Seebaß, Tutzing – Werner Bergengruen, Solln b. München

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 89 1267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.